

5. Jahrgang

1995

Heft 1

Standort-Argumente

C

COMPARATIV

Leipziger Beiträge zur Universalgeschichte und vergleichenden Gesellschaftsforschung

Beiträge zur Universalgeschichte und
vergleichenden Gesellschaftsforschung,
Band 12

**Widerstände gegen Revolutionen
1789 bis 1989**

Hrsg. Matthias Middell
in Zusammenarbeit mit
Roger Dupuy und Thomas Höpel

1994, 294 Seiten
Geb., DM 58,-
ISBN 3-929031-46-9

Beiträge zur Universalgeschichte und vergleichenden Gesellschaftsforschung 12

**Widerstände
gegen Revolutionen
1789 – 1989**

Herausgegeben von Matthias Middell
in Zusammenarbeit mit Roger Dupuy
und Thomas Höpel



Leipziger Universitätsverlag

Die Revolutionäre von 1789 führten den Begriff der Konterrevolution in die gesellschaftspolitische Sprache ein und bauten darauf ein dichotomisches Verständnis der umwälzenden Veränderungen auf, das eine lange und wirkungsmächtige Tradition entfaltete. Die neuere Historiographie hat sich kritisch von diesem Revolutionsbild abgesetzt, damit zugleich aber die vielfältigen Widerstände gegen Revolutionen erst als Forschungsgegenstand ernstgenommen. Allerdings bleiben die meisten Untersuchungen auf jeweils eine Revolution fixiert. Dagegen versuchen die Beiträge dieses Bandes, die aus einer internationalen Tagung in Leipzig hervorgegangen sind, die unterschiedlichen Erklärungsansätze auf ihre Tauglichkeit für vergleichende Betrachtungen zu überprüfen und empirische Studien zu (Gegen-) Revolutionen des 18., 19. und 20. Jahrhunderts zueinander ins Verhältnis zu setzen. Ein erster Teil ist der Französischen Revolution, ein zweiter den revolutionären Vorgängen in ihrem zeitlichen Umfeld in Deutschland, Spanien und Belgien sowie den Reaktionen der europäischen Großmächte gewidmet, der dritte Teil wendet sich den Widerständen gegen die Revolutionen von 1830, 1848/49, 1918 und 1989 zu. Damit wird der Revolutionskomparatistik eine lange vernachlässigte Dimension erschlossen.

Bestellungen an Ihre Buchhandlung oder direkt an den

Leipziger Universitätsverlag GmbH

Augustusplatz 10/11

04109 Leipzig

Tel. + FAX 03 41/2 61 99 64 oder 03 41/69 58 81

COMPARATIV

Leipziger Beiträge zur Universalgeschichte und vergleichenden Gesellschaftsforschung

Herausgegeben im Auftrag der Karl-Lamprecht-Gesellschaft Leipzig e.V.
von Matthias Middell

Wissenschaftlicher Beirat:

Anatoli V. Ado, Moskau • Lluís Roura Aulinas, Barcelona • Alberto Gil Novales,
Madrid • Wolfgang Küttler, Berlin • Wojciech Kunicki, Wrocław •
Guy Lemarchand, Rouen • Hans-Jürgen Lüsebrink, Saarbrücken • Magnus Mörner,
Göteborg • Horst Pietschmann, Hamburg • Ljudmila A. Pimenova, Moskau •
Ernst Schulin, Freiburg • Edoardo Tortarolo, Turin • Michel Vovelle, Paris

Redaktion:

Gerald Diesener, Hartmut Elsenhans, Wolfgang Fach, Christian Fenner, Eckhardt
Fuchs, Frank Geißler, Editha Kroß, Katharina Middell, Matthias Middell,
Rolf Müller-Syring, Georg Vobruba, Michael Zeuske

Redaktionssekretär:

Steffen Sammler

Anschrift der Redaktion:

Zentrum für Höhere Studien
Universität Leipzig
Augustusplatz 10/11 • 04109 Leipzig • Tel. (03 41) 9 73 02 30
Fax: (03 41) 97 300 99

Heftproduktion:

Verlagsbüro Pauselius, Leipzig

Bezugsbedingungen:

Die Zeitschrift erscheint sechsmal jährlich mit einem Umfang von ca. 160 Seiten.
Einzelheftpreis 12,80 DM; Jahresabonnement 66,- DM;
Ermäßigtes Abonnement 32,50 DM, Abonnement für Mitglieder der
Karl-Lamprecht-Gesellschaft 45,- DM (im Mitgliedsbeitrag enthalten).
Bestellungen über den Buchhandel oder an die Redaktion erbeten.

Standort-Argumente

Herausgegeben von
Wolfgang Fach und Frank Geißler



Leipziger Universitätsverlag 1995

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Comparativ: Leipziger Beiträge zur Universalgeschichte und vergleichenden Gesellschaftsforschung / hrsg. im Auftrag der Karl-Lamprecht-Gesellschaft Leipzig e. V. von Matthias Middell. – Leipzig: Leipziger Univ.-Verl.

Früher Schriftenreihe

Standort-Argumente / hrsg. von Wolfgang Fach und Frank Geißler. – Leipzig: Leipziger Univ.-Verl., 1995

(Comparativ; Jg. 5, H. 1)

ISBN 3-929031-67-1

NE: Fach, Wolfgang [Hrsg.]

Jg. 5, H. 1. Standort-Argumente.–1995

© Leipziger Universitätsverlag GmbH 1995

COMPARATIV

Leipziger Beiträge zur Universalgeschichte und
vergleichenden Gesellschaftsforschung

Heft 1 (1995)

Standort-Argumente

Herausgegeben von Wolfgang Fach und Frank Geißler

ISSN 0940 – 3566

ISBN 3-929031-67-1

Inhalt

Editorial	8
-----------	---

Aufsätze

<i>Wolfgang Fach</i>	Geo-Rhythmus	12
<i>Rainer Koch</i>	„Industriesystem“ oder „bürgerliche Gesellschaft“. Der frühe deutsche Liberalismus und das Laisser-faire-Prinzip	24
<i>André Debüser</i>	Der Staat des Standortes	53
<i>Annette Ringwald</i>	Gemeinschaft als Produktivkraft. Gemeinschaftssinn und Modernisierungspolitik in Amerika	74
<i>Frank Geißler</i>	Der Standort des Risikos	86
<i>Gernot Borriss</i>	Gewerkschaften und Standortdebatte: Wie weit trägt das „Modell Deutschland“	114
<i>Hartmut Elsenhans</i>	Die „holländische Krankheit“ – oder: Warum es nicht immer gesund ist, den Gürtel enger zu schnallen	133

Forum

<i>Manfred Hettling</i>	Hure oder Muse, Beamter oder nicht?	147
-------------------------	-------------------------------------	-----

Mitteilungen und Berichte

„War das auch falsch?“ Tagung über „Biographie und Wende II – Brüche in der Biographie“ am 9./10. Dezember 1994 in Leipzig (<i>Thomas Ahbe</i>)	155
---	-----

Buchbesprechungen

- Anne Kathrin Brinker, Armenfürsorge als Sozialpolitik im frühmodernen dänischen Staat, Hamburg 1994
(*Helmut Bräuer*) 165
- E. La Parra Lopez, La alianza de Godoy con los revolucionarios. España y Francia a fines del siglo XVIII, Madrid 1992 (*Lluís Roura*) 167
- Andrea Hofmeister-Hunger, Pressepolitik und Staatsreform. Die Institutionalisierung staatlicher Öffentlichkeitsarbeit bei Karl August von Hardenberg (1792-1822), Göttingen 1994 (*Werner Greiling*) 169
- Mathias Reimann, Historische Schule und Common Law. Die deutsche Rechtswissenschaft des 19. Jahrhunderts im amerikanischen Rechtsdenken, Berlin 1993
(*Christina von Hodenberg*) 172
- Von der Arbeiterbewegung zum modernen Sozialstaat. Festschrift für Gerhard A. Ritter zum 65. Geburtstag. Hrsg. Jürgen Kocka, Hans-Jürgen Puhle und Klaus Tenfelde, München u.a. 1994 (*Werner Greiling*) 174
- Bernd Kasten, „Gute Franzosen“. Die französische Polizei und die deutsche Besatzungsmacht im besetzten Frankreich 1940-1944, Sigmaringen 1993 (*Thomas Höpel*) 176
- Wolfgang Fach, Not der Tugend – Tugend der Not. Frauenalltag und feministische Theorie, Opladen 1994
(*Irene Dölling*) 178
- Wilfried von Bredow/Thomas Jäger (Hrsg.), Japan. Europa. USA. Weltpolitische Konstellationen der neunziger Jahre, Opladen 1994 (*Friedrich Blanz*) 180
- Jakob Juchler, Osteuropa im Umbruch. Politische, wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklungen 1989-1993. Gesamtüberblick und Fallstudien, Zürich 1994
(*Frank Geißler*) 183

• Claus Offe, Der Tunnel am Ende des Lichts. Erkundungen der politischen Transformation im Neuen Osten, Frankfurt a. M./New York 1994 (<i>Frank Geißler</i>)	187
• Alain Caillé, La démission des clercs. La crise des sciences sociales et l'oubli du politique, Paris 1993 (<i>Wolfgang Fach</i>)	190
• Heinz Kleger, Der neue Ungehorsam. Widerstände und politische Verpflichtung in einer lernfähigen Demokratie, Frankfurt a.M./New York 1993 (<i>Annette Ringwald</i>)	191
• Kai Hafez, Orientwissenschaft in der DDR. Zwischen Dogma und Anpassung, 1969-1989, Hamburg 1995 (<i>Henner Fürtig</i>)	194
• André Gingrich, Sylvia Haas, Gabriele Paleczek, Thomas Fillitz (Hrsg.), Studies in Oriental Culture and History. Festschrift für Walter Dostal, Frankfurt a.M. u.a. 1993 (<i>Wolfgang Schwanitz</i>)	198
• Muhammad as-Sayyid Omar, Anton Prokesch-Osten. Ein österreichischer Diplomat im Orient, Frankfurt a.M. u.a. 1993 (<i>Wolfgang Schwanitz</i>)	199
• Wolfgang Schwanitz (Hrsg.), Jenseits der Legenden. Araber, Juden, Deutsche, Berlin 1994 (<i>Rolf Müller-Syring</i>)	200
Eingegangene Bücher	203
Verzeichnis der Autorinnen und Autoren	206

Über den Standort der „Standort-Debatte“

Harte Zeiten provozieren ernste Fragen: Geht es „uns“ schlechter oder besser als den anderen? Was machen „die“ richtig, wir falsch oder umgekehrt? Derartige Vergleiche haben die deutsche Nachkriegsgeschichte begleitet. Grob unterscheiden lassen sich dabei drei Phasen:

1. Am Anfang stand die Ära der „systemischen“ Überlegenheit Westdeutschlands im Vergleich mit dem Schicksal seiner Schwestern und Brüder – ein Privileg, das den Westdeutschen mancherlei Entbehrung des wirtschaftlichen Wiederaufbaus schmackhaft gemacht hat.
2. Wenn nicht abgelöst, so doch überlagert wurde diese Debatte in den siebziger Jahren vom Lob des „Modells Deutschland“ als eines exemplarischen Weges, mit den industriellen Verwerfungen im Gefolge der „zweiten Weltwirtschaftskrise“ fertig zu werden. Auf sie folgt
3. etwa seit 1980 und bis heute andauernd die sog. „Standort-Debatte“ i.e.S. – konzentriert auf die Frage, ob West- resp. Gesamtdeutschland für unternehmerische Aktivitäten noch ein fruchtbarer Boden sei (verglichen etwa mit den USA, Japan, Südkorea, Taiwan oder neuerdings Polen, Ungarn, Tschechien), wenn es weiter am guten Leben festhalte.

Innerhalb der drei Phasen ist es zu zwei großflächigen Verschiebungen gekommen. Einmal hat sich der Qualitätsmaßstab sukzessive verändert. Diente dafür in den Zeiten des „Wirtschaftswunders“ (Phase I) vor allem die *massenhafte Lebensqualität*, so verschob sich später (Phase II) der Standard hin zum *staatlichen Krisenmanagement* – Deutschland diene (nicht nur im eigenen Verständnis) anderen Nationen als „Modell“ dafür, wie durch politisch-administrative Strategien des gesellschaftlichen Strukturwandels die „Modernisierung der Volkswirtschaft“ auf sozialverträgliche, ja -produktive Weise gesteuert werden könne. Die jüngere Entwicklung (Phase III) ist schließlich dadurch gekennzeichnet, daß *ökonomische Produktionsbedingungen* ins Zentrum der Aufmerksamkeit rücken: Sind unsere Löhne zu hoch? Wird zu wenig gearbeitet? Ist der technische Fortschritt unnötig blockiert? – Solche und ähnliche Fragen stehen seitdem im Vordergrund.

Zweitens hat es einen ziemlich abrupten Wandel der Stimmungslage gegeben: Waren die beiden ersten Phasen von einem mehr oder minder gebremsten Optimismus markiert (am „deutschen Wesen“ hätte fast schon wieder die Welt genesen können, jedenfalls wirtschaftlich), so wird in der Debatte um den „Standort Deutschland“ ein tiefer Pessimismus zur Schau getragen: hierzulande herrschen „sklerotische“ Verhältnisse, hieß und heißt es, deretwegen eine „Revitalisierung“ ökonomischer Widerstandskräfte zusehends schwerfalle. Darüber hinaus leide das Land unter einem verbreiteten Illusionismus, der den Menschen einflöße, einmalige Kraftakte – dieser oder jener Lohnverzicht, diese oder jene Zeitflexibilisierung, diese oder jene Betriebsmodernisierung, dieser oder jener Subventionsabbau – würden genügen, um den „Tanker“ endgültig wieder flott zu machen. Kaum daß sie in den Tunnel eingefahren seien, möchten alle schon das Licht am Ende erblicken.

Auf einer Ebene ist diese Standort-Debatte sattem bekannt: dem Lärm, den sie tagtäglich in einschlägigen Verlautbarungen und Zeitungen verbreitet, kann keiner entkommen. Eine andere Dimension wird immer unbekannt bleiben: niemand kann sagen, wieviel denn wirklich „dran ist“ an den Warnungen vor der baldigen Katastrophe, falls nichts geschieht (u.a. deshalb, weil dann ja wirklich etwas Rettendes passiert – „Blut, Schweiß und Tränen“ fließen, Schranken fallen, Gewinne steigen – jedenfalls solange, bis sie wieder sinken). Die folgenden Analysen bewegen sich auf einem drittem Terrain, jenem der geheimen (*Dys-*)*Funktionen* und versteckten (*Anti-*)*Figuren* im rhetorischen Gemenge des Standort-Diskurses.

Sie setzen ganz allgemein bei dem Bewegungsgesetz des *Fortschritts* ein, das den weltweiten Modernisierungsprozeß – anscheinend endlos – am Laufen hält. Zeigen läßt sich dabei, daß in der herrschenden Vorstellungswelt zwei konkurrierende Stränge nebeneinanderherlaufen, ein eher „liberal“ gesinnter, der die technische Kontinuität ins Zentrum stellt, und ein anderer, eher „national“ gestimmter, der auf politische Konkurrenz setzt (*Wolfgang Fach*).

Solche Spannungen begleiten, wie eine historische Erkundung verdeutlicht (*Rainer Koch*), besonders die *deutsche Debatte* seit ihren Anfängen: wobei die Vereinbarkeit von technisch-ökonomischem Selbstlauf (*laisser-faire*) und national-staatlicher Rason in den Köpfen dadurch hergestellt worden ist, daß man den freien Markt nicht als natürliches Ordnungsprinzip, sondern als strategisches Politikinstrument betrachtet hat, eingesetzt bei Bedarf, aber auch wieder aus dem Verkehr zu ziehen.

Derartige Hoffnungen auf einen *souveränen Staat*, ausgestattet mit

überlegener Eingriffsrationalität und „überwältigendem“ Handlungsrepertoire, sind heute weitgehend geschwunden. Schon daß wir nichts mehr dabei finden, ein „ganzes“ Land auf seine Qualität als Standort zu reduzieren, zeugt davon, wie sehr sich politisch die Gewichte vom Staat hin zur Wirtschaft verschoben haben. Diese praktische Entzauberung des Leviathan findet ihre wissenschaftliche Entsprechung in der „Dezentrierung“ der Macht, die von der avantgardistischen Systemtheorie vorgekommen wird – mit offenen, potentiell apokalyptischen Folgen (*André Debüser*).

Trost bietet in dieser Lage eine (bei uns) fast vergessene Alternative: die *Gemeinschaft*. So gesehen kommt es nicht von ungefähr, daß, ausgehend von Amerika, der „kommunitaristischen“ Nation *par excellence*, wie wir seit Tocqueville wissen, eine (zumindest programmatische) Renaissance der *little platoons* – Familie, Vereine, Kirchen, Gemeinden etc. – stattfindet, die inzwischen auch Europa philosophisch überschwemmt. Zwar wehren sich viele Modernisierungspropheten hierzulande wie anderswo gegen das „Menscheln“, weil sie darin eine Gefährdung ihrer Pläne sehen; dagegen läßt sich auch und gerade am „Original“ zeigen, daß das Gefühl durchaus eine Produktivkraft sein kann (*Annette Ringwald*).

Von spezifischen Verengungen des ökonomischen – und technischen – Blicks handeln auch die beiden folgenden Studien. Die eine (*Frank Geißler*) befaßt sich mit der Politisierung des *Risikos*, die hierzulande verbreiteten Klagen zufolge den industriellen Fortschritt behindere, das wirtschaftliche Wachstum gefährde und überhaupt unter allgemeinen Kosten-Nutzen-Aspekten verhängnisvoll sei. Andererseits gibt es Anzeichen dafür, daß Rationalität mit Geschwindigkeit nicht ohne weiteres zusammenfällt und Verzögerungen sich auch wirtschaftlich auszahlen können.

Die andere Analyse befaßt sich mit der Rolle einer besonderen, für viele Beobachter besonders gefährlichen „Gemeinschaft“: den *Gewerkschaften*. Hier dominiert die Angst vor einem kollektiven Verweigerungspotential, das von privilegierten Arbeitsplatzbesitzern rücksichtslos eingesetzt werde, um Standort-Anpassungen, die – zwangsläufig – ihre Besitzstände antasten, mit aller Macht zu verhindern. Komplementär und widersprüchlich dazu frohlocken dieselben Kreise über das nahe Ende der modernisierungsfeindlichen Gewerkschaftsbewegung. Genauer betrachtet scheint keinerlei Dramatisierung angebracht – die Gewerkschaften werden standortgemäß mutieren (*Gernot Borriss*).

Der abschließende Artikel (*Hartmut Elsenhans*) vollzieht – anhand eines ideologischen Arguments – den endgültigen Übergang von der

Rhetorik- zur Realanalyse. Am Beispiel des notorischen *Lohnverzicht*-Mottos zeigt sich, daß die Diskurse zumindest nicht für sich beanspruchen können, durchdachte Kausalitäten unters Volk zu bringen. Daß „unsere“ Lage sich bessern würde, falls „wir“ bereit wären, den Gürtel enger zu schnallen, erweist sich als eine falsche Binsenweisheit. Zugespitzt formuliert: Lohnverzicht senkt Lohnkosten, alles andere ist unsicher. Auch an niedrigen Löhnen besteht natürlich ein dauerhaftes Interesse – es mag im speziellen Fall erklären, warum Standort-Debatten gegen „Sachargumente“ so immun sind wie „Säufernaturen“ gegen die guten Worte der Heilsarmee.

Wolfgang Fach

Geo-Rhythmus

Um kleinen Kindern ein Stückchen ihres Unsinnns auszutreiben, hat man ihnen (früher jedenfalls) die Geschichte vom Schafhirten erzählt, der, weil er seinen Mitmenschen einen Streich spielen wollte, immer mal wieder ins Dorf gerannt ist und dort schreiend verkündet hat, der Wolf falle gerade über seine Tiere her. Ebenso regelmäßig mußten die hilfsbereiten Dörfler feststellen, daß sie umsonst mit aufs Feld gerannt waren – dem Hirten hatte es gefallen, sich einen Spaß zu machen. Als dann aber der Wolf wirklich zuschlug, glaubte niemand mehr die Schreckensmeldung ...

In einer ähnlichen Lage scheinen sich jene „Alarmisten“ zu befinden, die in regelmäßigen Abständen lauthals das Ende Deutschlands als „Standort“ beklagen: „Nichts ist in Deutschland so zyklisch“, resümiert Norbert Walter, Chef-Ökonom der Deutschen Bank, „wie die Standortdebatte. Alle zehn Jahre wieder möchte man sagen.“ Freilich sei es jetzt wirklich ernst: „Doch erscheint die Sorge diesmal – jedenfalls aus heutiger Sicht – fundamental begründet. Eine normale zyklische Behebung, ein Konjunkturaufschwung, wird die Probleme Arbeitslosigkeit, staatliches Defizit, Entindustrialisierung und Vorbeifließen der Mittel für Direktinvestitionen nicht beheben. Diese Sorgen sind strukturell begründet. Es bedarf zu ihrer Behebung eines Mentalitätswandels und einer Kehrtwende in der Wirtschaftspolitik.“¹

Doch kaum ist die „wirklich ernste“ Warnung ausgesprochen und das schließliche Hereinbrechen des wirklich bösen Wolfes verkündet, wird der Alarm auch schon wieder als falscher entlarvt: „Die deutsche Wirtschaft“, meldet man, „befindet sich am Anfang eines dauerhaften und relativ inflationsfreien Aufschwungs. Diese Prognose äußerte jetzt das Münchner Wirtschaftsforschungsinstitut Ifo. Nach seiner Einschätzung wird der Aufschwung im kommenden Jahr vor allem von den Ausüstungsinvestitionen getragen, und zwar begünstigt von hohen Unternehmensgewinnen. Von 1996 an rechnet das Ifo-Institut auch mit einem wieder zunehmenden privaten Konsum. Zudem werde die Bundesrepublik von einem kräftigen Aufschwung des Welthandels profitieren. Daran könne sie voll teilhaben, da die deutschen Unternehmen nach massiven Kostensenkungen wieder wettbewerbsfähig geworden seien.“²

Eben das „Modell Deutschland“ *at its best*. Es profitiert von der Welt und die Welt profitiert von ihm. Sicher, die Arbeitslosen würden davon nicht viel haben, aber selbst ihre Zahl geht erwartbar zurück. Wieder einmal scheint man den Untergang genau in dem Moment zu beschwören, da er abgewendet ist. Also doch das altbekannte Muster? Und zudem ein Schachzug, der auf triviale Weise durchsichtig wäre: die Opfer des überstandenen Ernstfalls („Lohnzurückhaltung“) sollen daran gehindert werden, den wiedergewonnenen Normalfall auszuschlachten („Lohnnachschatz“). Dies ist es sicher auch, aber vielleicht steckt noch etwas anderes dahinter, etwas „wirklich Ernstes“ oder jedenfalls ganz Neues, das daraus entstehen könnte, daß sich zwei eigentlich unverträgliche „Rhythmen“ des Weltgeschehens kombinieren.

1. Konfrontation

Der eine Rhythmus ist die *Konfrontation*, dargestellt in einem darwinistisch-konsequenten Überlebenskampf zwischen Völkern, Reichen, Nationen oder eben „Standorten“, bei dem sich zu jedem Zeitpunkt nur behaupten kann, wer dafür besser gerüstet ist als die Konkurrenz: „survival of the fittest“ (Herbert Spencer).

Auf klassische Weise verkörpert Hegels Begriff von „Weltgeschichte“ diese Logik einer historischen Selektion des Überlebten. In dieser Geschichte soll sich die Selbstverwirklichung eines (Welt-)Geistes materialisieren: „Die Geschichte des Geistes ist seine *Tat*, denn er ist nur, was er tut, und seine *Tat* ist, sich, und zwar hier als Geist, zum Gegenstand seines Bewußtseins zu machen, sich für sich selbst auslegend zu erfassen. Dies Erfassen ist sein Sein und Prinzip, und die *Vollendung* eines Erfassens ist zugleich seine Entäußerung und sein Übergang.“

Will heißen: der Weltgeist verwirklicht sich stufenweise, entwickelt auf jeder Stufe sein je mögliches Potential und schreitet dann weiter. In jeder Epoche treibt ihn ein bestimmtes, sozusagen auserwähltes Volk unbewußt voran: „Weil die Geschichte die Gestaltung des Geistes in Form des Geschehens, der unmittelbaren natürlichen Wirklichkeit ist, so sind die Stufen der Entwicklung als *unmittelbare natürliche Prinzipien* vorhanden, und diese, weil sie natürliche sind, sind als Vielheit außereinander, somit ferner so, daß *einem Volke eines derselben* zukommt, – seine *geographische* und *anthropologische* Existenz.“

Und weiter: „Dem Volke, dem solches Moment als *natürliches* Prinzip zukommt, ist die Vollstreckung desselben in dem Fortgange des sich

entwickelnden Selbstbewußtseins des Weltgeistes übertragen. Dieses Volk ist in der Weltgeschichte für diese Epoche – *und es kann in ihr nur einmal Epoche machen* – das *herrschende*. Gegen dies sein absolutes Recht, Träger der gegenwärtigen Entwicklungsstufe des Weltgeistes zu sein, sind die Geister der anderen Völker rechtlos, und sie, wie die, deren Epoche vorbei ist, zählen nicht mehr in der Weltgeschichte.“³

Aus der Vogelperspektive des Weltgeistes und für den philosophischen Rückblick sind die Verhältnisse klar: welches das tüchtige Volk ist, dank welcher Qualitäten es seine Mitbewerber dominiert, und welche Vorzüge ein nachfolgendes für die Wachablösung prädestinieren.

Die „Standorte“ des Weltgeists – der Weltkonkurrenz – besitzen dieses überlegene Wissen nicht. Aus ihrer Innensicht geht es darum, den Platz an der Sonne zu erstreiten: in einem ebenso ruhe- wie gnadenlosen Kampf, der entweder alle Kräfte bündelt oder unausweichlich in die Niederlage führt. „Der Streit der Staaten“, deklariert Hegel, „kann nur durch *Krieg* entschieden werden“,⁴ und Kriege können, woran Carl Schmitt erinnert hat, auf allen möglichen Feldern ausgetragen werden: „Jeder religiöse, moralische, ökonomische, ethnische oder andere Gegensatz verwandelt sich in einen politischen Gegensatz, wenn er stark genug ist, die Menschen nach Freund und Feind effektiv zu gruppieren.“⁵

Die Kontingenz des *Feldes* muß heute wohl mit einer zweiten kombiniert werden: jener der *Waffen*. Kriege, darauf haben Experten immer wieder hingewiesen, werden nicht mehr nur militärisch ausgefochten, sondern auch ideologisch⁶, kulturell⁷ oder eben ökonomisch. Eine jüngst erschienene Lageanalyse verkündet gar (etwas vorschnell) die endgültige Ablösung des Militärmodells: „Militärische Stärke hat ein für allemal die Rolle verloren, eine fast normale Möglichkeit der Konfliktlösung neben dem ökonomischen Wettstreit zu sein. Das Ziel besteht heute nicht mehr darin, mit den eigenen Truppen möglichst tief ins Feindesland vorzudringen, sondern den Weltmarktanteil bei bestimmten Produkten zu vergrößern.“⁸

Bei „Handelsquerelen“ steigert sich die Konkurrenz bis zum Krieg, ohne das wirtschaftliche Terrain zu verlassen – „Freund und Feind richtig zu unterscheiden“ (Carl Schmitt), ist auch dem ökonomischen Blick möglich, und auch mit Hilfe des ökonomischen Arsenalns lassen sich existentielle Zuspitzungen erreichen: „Wie im Krieg beherrschen auch in der Geo-Ökonomie die Offensivwaffen das Feld. Zu den wichtigsten gehören Leittechnologien, die dank staatlicher Unterstützung mit Steuergeldern entwickelt werden. So wie im Krieg die Artillerie mit ihrer Feuerkraft feindliches Territorium sturmreif macht, das anschließend von

der Infanterie besetzt wird, so können F&E den entscheidenden technologischen Vorsprung verschaffen, um die Industrien der Zukunft zu beherrschen.“⁹

Hightech als Artillerie – und die Infanterie, das sind dann jene „Arbeiter-soldaten“ (Ernst Jünger), die im Hinterland des „Standortes“ rastlos dabei mithelfen, „Exportoffensiven“ zu lancieren und das eigene Gelände von fremden Produkten säubern. Eingehämmert wird ihnen (samt ihren politischen und gewerkschaftlichen Repräsentanten), daß sie die „letzte“ Gelegenheit verpassen könnten, den Weltgeist bei sich zu behausen. Der Status quo, suggeriert man ihnen, liege zwar prinzipiell richtig, doch fehle ihm das nötige Drehmoment: unsere Gesellschaft „befindet sich immer auf dem Weg dorthin, aber weil sie die kulturelle und soziale Botschaft ... nicht begreift, erreicht sie das Ziel nicht. Wir sollten nicht zu den Gesellschaften gehören, denen solches widerfährt. Wir haben noch Zeit, uns zu besinnen. Doch die Zeit läuft schnell: Bis zum nächsten Jahrhundert bleiben etwa dreitausend Arbeitstage; jeder einzelne davon ist wichtig.“¹⁰

Klar ist auch, daß unsere Renitenz den Lauf der Zeit nicht anhalten wird – denn sie setzt sich dann eben in dem „Volksgeist“ (Hegel) fort, dessen Disposition ihr gemäßer ist: „Ein über Jahrhunderte hinweg zum Gruppenkonsens und zur ‘Öffnung nach Innen’ erzogenes Volk wie das japanische tut sich ersichtlich leichter, den Austausch- und Abstimmungserfordernissen ... gerecht zu werden. Daran, unter anderem, liegt ihr Erfolg.“¹¹

Ebensowenig stehe einer Gesellschaft die Option offen, sich vom Weltgeschehen einfach zu „dissoziieren“, aus der Weltgeschichte kurzerhand auszusteigen. Zunehmend stülpe sich ein weltweit gespanntes Netz technisch-ökonomischer Prozesse über uns, vereinheitliche die Lebensformen und Arbeitstechniken, degradiere jede regionale Besonderheit zur globalen Rückständigkeit und entwerte alles, was nicht auf der Höhe des Fortschritts ist: „Während wir in der Bundesrepublik Ziele verabsolutieren, Standpunkte verhärten und Lösungsmuster als unvollkommen verwerfen, wächst jedoch die Welt um uns herum mit atemberaubender Geschwindigkeit ökonomisch und technisch zusammen. Nationen formulieren langfristige gemeinschaftliche Perspektiven, zu deren Erreichung sich Staat, Wissenschaft, Wirtschaft und Gesellschaft in breitem Konsens zusammenfinden. Weltweit arbeiten Unternehmen am Aufbau von Kommunikations- und Informationsnetzen, die eines nicht fernen Tages infrastrukturell bedeutsamer sein werden als nationale Verkehrs- und Transportwege. Neue Kooperationsachsen, vor allem rund um den Pazifik, zeichnen sich ab, die dem Gesetz der ökonomischen Stärke folgen und

politische Kräfteverschiebungen globalen Ausmaßes nach sich ziehen könnten.“¹²

Die Welt wächst immer schneller immer enger zusammen und verwickelt die Nationen immer auswegloser in die „Kampfzone Weltökonomie“ (Kevin Phillips). Am Endpunkt einer völligen Neutralität der Handlungsmaxime – unbedingte Selbsterhaltung, was sonst? – samt des daraus folgenden Handlungsprogramms – umfassende Modernisierung, was sonst? – fällt diese Evolutionslogik mit einer ganz anderen zusammen: jener der *Kalkulation*.

2. Kalkulation

Im Laufe des 19. Jahrhunderts, rekapituliert Carl Schmitt, wird „der technische Fortschritt so erstaunlich und ändern sich infolgedessen die sozialen und wirtschaftlichen Situationen so schnell, daß alle moralischen, politischen, sozialen und ökonomischen Probleme von der Realität dieser technischen Entwicklung ergriffen werden. Unter der ungeheuren Suggestion immer neuer, überraschender Erfindungen und Leistungen entsteht eine Religion des technischen Fortschritts, für welche alle anderen Probleme sich eben durch den technischen Fortschritt von selber lösen.“¹³

Was so ganz unerhört erscheint, es in vieler Hinsicht auch ist, erweist sich aus einer speziellen Perspektive nur als (letztes) Glied einer geistigen Kette und „finale“ Fortsetzung eines zivilisatorischen „Rhythmus“: „Im Kern der erstaunlichen Wendung liegt ein elementar einfaches, für Jahrhunderte bestimmendes Grundmotiv, nämlich das Streben nach einer neutralen Sphäre.“¹⁴

Vorausgehende Anstrengungen, neutrales Terrain zu finden, haben mit der Abdankung von Religion als einheitsstiftender Kraft eingesetzt. Es gibt eine – schon von Beobachtern wie Auguste Comte oder Herbert Spencer notierte – „Stufenfolge der wechselnden Zentralgebiete“ vom Theologischen zum Metaphysischen, dann zum Humanitär-Moralischen und zum Ökonomischen, auf das endlich die Technik folgt. Sie alle wurden für *entpolitisierte Orte* gehalten, will heißen: Orte, an denen alle Konflikte eingefrieren und die Frage nach der reinen Wahrheit oder dem höheren Recht überparteilich – neutral – beantwortet werden kann. Die Sache des Fortschritts wird damit zu einer Sache der *Kalkulation*. Nun läßt sich objektiv, gesetzmäßig, eben unpolitisch fixieren, welchen Weg die Politik zu nehmen hat: sie folgt entweder einer transzendentalen Vernunft oder der aufgeklärten Humanität, realisiert entweder den maximalen Nutzen

(„das größte Glück der größten Zahl“) oder den jeweils erreichbaren „Stand der Technik“.

Freilich zeigt allein das Faktum, daß es „Neutralisierungen“ (im Plural) gegeben hat, eine konstitutive Labilität des eskapistischen Denkens an. Zur „Dialektik einer solchen Entwicklung“ bemerkt denn auch Carl Schmitt, „daß man gerade durch die Verlagerung des Zentralgebietes stets ein neues Kampfgebiet schafft. Auf dem neuen, zunächst für neutral gehaltenen Felde entfaltet sich sofort mit neuer Intensität der Gegensatz der Menschen und Interessen, und zwar um so stärker, je fester man das neue Sachgebiet in Besitz nimmt. Immer wandert die europäische Menschheit aus einem Kampfgebiet in neutrales Gebiet, immer wird das neu gewonnene neutrale Gebiet sofort wieder Kampfgebiet und wird es notwendig, neue neutrale Sphären zu suchen.“¹⁵

Die Technik schien zugleich Höhepunkt und Endstation dieser Reise ins neutrale Land zu sein: „scheinbar gibt es nichts neutraleres als die Technik“ – sie galt als der „absolut und endgültig neutrale Boden“ (Carl Schmitt). Dieser *Common sense* hat wieder einmal in der Hauptsache Unrecht gehabt: „Die Technik ist immer nur Instrument und Waffe, und eben weil sie jedem dient, ist sie nicht neutral. Aus der Immanenz des Technischen heraus ergibt sich keine einzige menschliche und geistige Entscheidung, am wenigsten die zur Neutralität. Jede Art von Kultur, jedes Volk und jede Religion, jeder Krieg und jeder Friede kann sich der Technik als Waffe bedienen.“¹⁶

Auf ungeahnte Weise indessen hat die geläufige Meinung von der technischen als *endgültiger* Neutralität doch Recht behalten: „Der Prozeß fortwährender Neutralisierung der verschiedenen Gebiete des kulturellen Lebens ist an seinem Ende angelangt, weil er bei der Technik angelangt ist. Die Technik ist nicht mehr neutraler Boden im Sinne jenes Neutralisierungsprozesses, und jede starke Politik wird sich ihrer bedienen. Es kann daher nur ein Provisorium sein, das gegenwärtige Jahrhundert in einem geistigen Sinn als das technische Jahrhundert aufzufassen. Der endgültige Sinn ergibt sich erst, wenn sich zeigt, welche Art von Politik stark genug ist, sich der neuen Technik zu bemächtigen, und welches die eigentlichen Freund- und Feindgruppierungen sind, die auf dem neuen Boden erwachsen.“¹⁷

Anders gesagt: im Übergang zur Technik verliert die Neutralität jenes Minimum an eigener Substanz, deren sie bedarf, um kontroverse Ansprüche überhaupt, geschweige denn eindeutig zu entscheiden – ein Mittel kann schlechterdings keine Auskunft darüber geben, welches Ziel man verfolgen soll.

Die Technik wäre damit jenes neutrale Terrain, das zugleich stärker

und schwächer als alle anderen ist: stärker, weil es seine antiquierten Vorgänger beerbt; schwächer, weil es, bar jeder Widerständigkeit, den totalen Triumph der Parteilichkeit – des „Politischen“ – ermöglicht, ja ihn sogar durch seine Effizienz unwillkürlich auf nie gekannte Gipfel führt: Weltkrieg statt Weltmarkt. Bekanntlich ist es zweimal (!) soweit gekommen. Doch war damit nicht das frühe „Ende der Geschichte“ beschlossene Sache, vielmehr sind die Staaten wieder „aufgeschossen“ (Hegel), und – überraschend oder nicht – das totesagte Prinzip Technik hat seinen alten Vorrang zurückgewonnen: als „fundamentales, die moderne Kultur geradezu tragendes Gebiet, auf dem es gelungen ist, den Fortschritt zur Routine zu machen, so daß man sagen kann, er sei hier auf unabsehbare Zeit gesichert. Gemeint ist die Zusammenarbeit der exakten Wissenschaft, der technischen Entwicklung und der industriellen Auswertung. ... Die Bäume der Technik wachsen eben doch in den Himmel.“¹⁸ „War is obsolete“ – eben deshalb, weil das Technische in den Himmel wächst. Statt dessen ist, wie Gehlen anmerkt, ein Bündnis von Technik und Wirtschaft entstanden; in seinem Gefolge regrediert jede Politik letztlich zur Verwaltung steriler Sachen, die kontinuierlich „wachsen“ – angetrieben nicht von hitzigen Arbeitersoldaten, sondern abgeklärten Betriebsingenieuren, den neuen Herren eines technischen Supersystems, der sach-gesetzlich unsere Welt in seine Koordinaten einspannt. Doch ist darin noch eine Verdrehung enthalten: auch das Politische hat nicht einfach abgedankt, es lebt in einer „postmortalen“ *Technikpolitik* weiter, die zivilisierte Konflikte „entscheidet“. Womit man wieder bei den ökonomischen „Bellizisten“ à la Luttwak angefangen wäre.

3. Der Rhythmus der Technik

Auf dem Feld der Technik fallen „Konfrontation“ und „Kalkulation“ ineins. Wer vorne ist und wo die Verlierer sind, läßt sich analysieren – die Fronten sind klar, auch ohne daß reale Auseinandersetzungen stattfinden: Japans Mikroelektronik, Amerikas Gentechnik etc. pp. Man weiß, welche Schlacht verloren ist, endgültig oder für den Fall, daß nichts geschieht. Wo noch „kriegerisch“ gedacht wird, dort geht es teils um Technik („wir“ müssen „sie“ einholen bzw. dafür sorgen, daß „ihre“ Politik „uns“ nicht schadet), teils nimmt Technik das militärische Gefecht vorweg (wer forscht, gewinnt – sozusagen).

Die „kalkulierte“ Mobilmachung ist nicht weniger „total“ als ihre kriegerischen Vorstufen. Eben weil „unser Standort im Strom“ schwimmt,¹⁹

kann sich kein Teil – kein Mensch, kein Betrieb, keine Gruppe, keine Branche, keine Partei, kein Staat – dem reißenden Fluß des Ganzen entziehen. Diese Mobilität, oder genauer: Mobilitäts-Wahrnehmung, kennt auch keinen Ruhepunkt. Zur „Unaufhörlichkeit der Evolution“ tritt die „Unaufhörlichkeit der Erkenntnis“, und beide können nicht verhindern, daß die Entwicklung von einer „Unaufhörlichkeit der Katastrophen“ aller Art gezeichnet ist. Wenn aber „dies so zutrifft, wenn unser ‘Standort Deutschland’ also wie jemals ein Standort menschlicher Zivilisation unvermeidlich ein Standort im wirbelnden Strom der Veränderung ist, die sich aus mindestens diesen drei Ursachenbündeln speist, wenn unser Schicksal nicht so sehr davon abhängt, wie fest wir stehen, sondern wie kraftvoll und geschickt wir uns in diesem Strom des Wandels zu bewegen vermögen, dann stellt sich die Frage nach der richtigen Strategie zur Bewältigung der Herausforderungen unserer Zukunft ganz anders, als es das kräftelähmende Untergangsszenario für die wissenschaftlich-technische Industriegesellschaft mit wehmütigem Blick auf vergangene Zeiten zu suggerieren versucht.“²⁰

Die totale Mobilmachung trifft also zunächst und zuvörderst den herrschenden Zeitgeist – ihm wird der totale Optimismus, seiner Vitalität nach vergleichbar dem „Hurrah“-Patriotismus vergangener Zeiten, anempfohlen und abverlangt. Daraus folgt die prinzipielle Entscheidung zugunsten des technischen Fortschritts – *in dubio pro Risiko*, „Fehler des Unternehmens“ sollen läßlicher sein als „Fehler des Unterlassens“, weil sie entscheidungsfreudige, sozusagen soldatische Sorge dokumentieren: Es „ist unsere Scheu vor der Hinnahme auch begrenzter Risiken nicht etwa die beste Versicherung gegen die großen Gefahren, sondern vielmehr eine Strategie der Machtlosigkeit und Hilflosigkeit, der Auslieferung an Bedrängnisse, gegen die man versäumte, sich rechtzeitig zu wappnen, kurzum: eine Strategie der großen Risiken aus Scheu und Angst vor den kleinen.“²¹

Oder ins Konkrete und Aktuelle gewendet: „Wer etwa selbst vor den eingebildeten Gefahren der biologischen und genetischen Technologien angstvoll zurückschreckt, trägt unmittelbare Mitschuld daran, wenn nicht nur dadurch mögliche, zukunftssichernde Arbeitsplätze für unsere jungen Biochemiker und Molekularbiologen nicht entstehen, sondern wenn auch der Einfallsreichtum und das Engagement, also das Genie, dieser gut ausgebildeten und hochmotivierten Frauen und Männer vergeudet wird und dadurch alle jene Erfindungen und Entwicklungen unterbleiben, die sie hätten beitragen können, um unsere Probleme zu lösen.“²²

Bereits hier mischen sich in die moralisch-universellen Töne (Wissen-

schaftler kämpfen an der Front des Fortschritts) national-ökonomische Klänge (es sollen aber „unsere“ sein), und am Ende landet das Fortschritts-Credo ganz unverblümt bei der Standort-Sorge: „Vor allem aber: selbst wenn wir Deutschen meinten, aus gleich welchen Gründen darauf verzichten zu können und verzichten zu sollen – die globale Interdependenz der Wettbewerber, der Forscher, der Innovatoren, der Investoren, der Unternehmer, der Gesellschaften, Nationen, Kulturen und ihrer aller Abhängigkeit von der ruhelos innovativen lebendigen Natur brächte es mit sich, daß wir dadurch nicht etwa auf einer Insel der Seligen (und sei es der Saumseligen) überdauern könnten, sondern daß wir erbarmungslos zum Abstieg in Verarmung, Mittel- und Hilflosigkeit verdammt wären.“²³

Modernität oder Untergang, Sein oder Nichtsein – das ist die (rhetorische) Frage. Im Rhythmus der Technik lebt der Rhythmus des Weltgeistes wieder auf: die alte Unerbittlichkeit, die gleiche Totalität, die alte Rastlosigkeit, die gleiche Intensität. Lediglich der Mechanismus des Fortschritts hat gewechselt: Konkurrenz ersetzt Krieg.

4. Rhythmus, Arbeit und Technik

Die Vereinigung von Konfrontation und Kalkulation findet auf dem Felde der *Technik* statt. Dort entscheidet sich das „survival of the fittest“, und dort entscheidet es sich ganz sachlich, welche Leidenschaften auch immer geweckt werden müssen, um eine Gesellschaft für den Ausscheidungskampf richtig zu präparieren.

Freilich, hierzulande wie anderswo betont der populäre Standort-Diskurs häufig eine andere Dimension noch stärker: die *Arbeit* samt ihrem Preis. Das Klagelied geht immer ähnlich. Weil die Arbeit bei uns zu teuer geworden sei, müsse mit „säkularer Unterbeschäftigung“²⁴ gerechnet werden. Sie resultiere aus einem einfachen, seit einiger Zeit ablaufenden und künftig sich verstärkenden Prozeß – „die Arbeitsplätze wandern ab“: „Bei einer gezielten Umfrage der Industrie- und Handelskammer Dortmund“ – so geht ein x-beliebiges Beispiel, „erklärten im Sommer 1993 annähernd 30 Prozent der befragten Betriebe, sie wollten 1995 erstmalig oder zusätzlich im Ausland fertigen. Begründung von 95 Prozent der Befragten: Die Kosten im Inland lassen keine andere Wahl.“²⁵

Der allgemeine Trend kulminiert in spektakulären Beispielen: BMW baut keine Autofabrik in Wackersdorf, dafür aber eine in South Carolina, und Daimler-Benz wird sein „Swatch“-Auto in Elsaß-Lothringen produzieren. Frankreich ist zwar kein klassisches Niedriglohnland, indes schei-

nen 500 DM Lohneinsparung auf 20.000 DM Herstellungskosten pro Wagen doch ein zugkräftiges Argument gewesen zu sein.²⁶ Weitere Zielorte der Arbeitswanderung liegen vor der Haustür: in Ungarn macht die Arbeitsstunde durchschnittlich ein Zehntel unserer Kosten aus, Polen macht es für noch einmal die Hälfte weniger, und davon verlangen die Russen wiederum nur ein Viertel: „Fragt sich nur, wo die Spirale ein Ende findet.“²⁷

Jedenfalls nicht bei uns. An dieser Gewißheit leiden wir auch, denn in Zeiten einer weltweit nivellierbaren Produktivität kann „die Arbeit“, schutzlos dem Markt ausgesetzt, den Standort auf Dauer nicht verteidigen, obwohl sie es müßte, während „die Technik“ das prinzipiell vermag, auch wenn ihre Existenz davon nicht abhängt: Arbeitskraft ist weitgehend immobil, während Technologien und mit ihnen „das Kapital“ global flottieren. Eines von vielen Beispielen: Deutschlands erfolgreichstes Computer-Unternehmen – VOBIS – begann 1984 damit, „Bildschirme unter dem eigenen Label ‘Highscreen’ zu verkaufen, da die marktüblichen Geräte ... zu teuer schienen. Drei Jahre später fiel kurz vor Weihnachten eine Lieferung von 500 Commodore-Rechnern aus den USA aus“ – worauf sich die Geschäftsführung sagte: „Module aus Fernost zusammenstecken, das können wir auch.“ Gesagt, getan: Man „setzte sich ins Flugzeug nach Taiwan. Bereits im Januar 1988 lief die Produktion kompletter Highscreen-Rechner an.“ Und weil „ihre Hausbank nicht acht Millionen frisches Kapital riskieren wollte“, verkauften die Geschäftsführer 1989 „die Hälfte ihres Unternehmens an die zur Schweizer Metro-Gruppe gehörende Kaufhof AG.“²⁸

BRD, USA, Taiwan, Schweiz – das sind nur die ersten Stationen einer noch kurzen Reise durch die ganze Welt, deren Ende nicht abzusehen ist. Diese globale Vagabondage rückt jene beliebte Rede vom Standort, den „wir“ gemeinsam verteidigen müßten, ins längst verdiente Zwielficht: Es gibt für Nationen „keinen wie auch immer gearteten Grund, speziell ihre Unternehmen zu protegieren, zu subventionieren oder anders zu unterstützen. Ebenso wenig existieren gute Gründe dafür, öffentliche Ausgaben einzuschränken oder Steuern zu senken, um den Bürgern mehr Mittel für Investitionen zu belassen – ein Argument, das unter den quasi-religiösen Verfechtern des freien Marktes *en vogue* ist. Weder die Profitabilität nationaler Unternehmen noch die Erfolge nationaler Investoren erhöhen automatisch den Lebensstandard der meisten Bürger. Auf ihrer Suche nach profitablen Anlagemöglichkeiten schwärmen Unternehmen und Investoren heutzutage in die ganze Welt hinaus. So entkoppeln sie sich allmählich von ihren Heimat-Nationen.“²⁹

Die Frage: „Sind wir noch eine Gesellschaft, selbst wenn wir keine Wirtschaft mehr sind?“ (Reich), läßt sich auch so stellen: Folgt der Standort noch einem einzigen „Geo-Rhythmus“? Offenbar nicht mehr. Vielmehr zeichnen sich die Konturen einer Zweidrittel-Gesellschaft ganz anderer Art ab: Das, großzügig gerechnet, privilegierte Drittel, dessen Jobs im Umkreis der neuen Technik angesiedelt sind – Reich nennt sie „Symbol-Analytiker“ – hat sich gewissermaßen an den stabilen *Kalkulations-Kreis* angeschlossen, es verkauft seine Dienste weltweit dahin, wo der „neueste Stand“ gefragt ist, ohne deshalb selbst notwendig mobil sein zu müssen. Die zwei restlichen Drittel hingegen hängen am labilen *Konfrontations-Kreis*: d.h., sie existieren unter prekären Verhältnissen, sind auf das lokale Kapital als „Arbeitgeber“ angewiesen, leben in der beständigen Angst, von „flüchtigen“ Investoren sitzengelassen zu werden, und müssen daher ihre Chance gegen konkurrierende Lohnarbeiterschaften anderer Länder verteidigen. Nur für sie gilt die Drohung: „Jeden wird es treffen.“³⁰

„Konfrontation“ und „Kalkulation“ fallen also, genauer besehen, doch nicht zusammen, wenigstens nicht so unbedingt, wie die gängigen Standort-Argumente diese Koinzidenz unterstellen. Ihre sozialen Effekte streben auseinander und mit ihnen jene Kreise, die davon profitieren oder darunter leiden: wir sitzen eben nicht alle „in einem Boot“. Um einen (auf „Menschheits“-Appelle gemünzten) Verdacht Carl Schmitts zu variieren: Wer Standort sagt, will betrügen.

- 1 N. Walter, Die alten Rezepte werden ungültig, in: Das Parlament, 20.5.1994.
- 2 FAZ, 20.12.1994.
- 3 G. W. F. Hegel, Grundlinien der Philosophie des Rechts, Frankfurt a.M. 1986, §§ 343, 346, 347.
- 4 Ebenda, § 334.
- 5 C. Schmitt, Der Begriff des Politischen, Berlin 1979, S. 37.
- 6 J.-F. Revel, So enden die Demokratien, München 1984.
- 7 S. P. Huntington, The Clash of Civilizations?, in: Foreign Affairs, 72, 1993, S. 22ff.
- 8 E. N. Luttwak, Weltwirtschaftskrieg, Reinbek b. Hamburg 1994, Klappentext.
- 9 Ebenda, S. 410.
- 10 L. Späth, Wende in die Zukunft, Reinbek b. Hamburg 1985, S. 137.
- 11 Ebenda.
- 12 Ebenda, S. 13.
- 13 C. Schmitt, Der Begriff des Politischen (Anm. 5), S. 83f.
- 14 Ebenda, S. 88.
- 15 Ebenda, S. 89.
- 16 Ebenda, S. 90.
- 17 Ebenda, S. 94.

Geo-Rhythmus

- 18 A. Gehlen, Einblicke, hrsg. von K.-S. Rehberg, Frankfurt a. M. 1978, S. 65.
- 19 H. Markl, Unser Standort im Strom, in: FAZ, 30.4.1994.
- 20 Ebenda.
- 21 Ebenda.
- 22 Ebenda.
- 23 Ebenda.
- 24 W. Franz, Säkulare Unterbeschäftigung: Ist die Zwei-Drittel-Gesellschaft noch zu vermeiden?, in: FAZ, 22.11.1994.
- 25 H. A. Henzler/L. Späth, Sind die Deutschen noch zu retten?, München 1993, S. 51.
- 26 FAZ, 21.12.1994.
- 27 DIE ZEIT, 6.1.1995.
- 28 Ebenda.
- 29 R. B. Reich, The Work of Nations, New York 1991, S. 8.
- 30 DIHT-Präsident Stühl; s. Der Stern 26/1994.

„Industriesystem“ oder „bürgerliche Gesellschaft“ Der frühe deutsche Liberalismus und das Laissez-faire-Prinzip¹

Als der Herzog von Choiseul-Amboise, der leitende Minister Ludwigs XV., französische Kaufleute fragte, was denn die Regierung für sie tun könne, sollen sie ihm geantwortet haben, „Laissez faire nous!“² Die Überzeugung, daß der Staat sich aus dem Geschehen der Wirtschaft herauszuhalten habe und – wenn überhaupt – in das soziale Gefüge äußerstenfalls im Sinn der reinen Existenzhaltung eingreifen dürfe, ist, im Laufe der vergangenen zwei Jahrhunderte mannigfaltig modifiziert, zu einer der entscheidenden ideologischen Grenzlinien der Moderne geworden. Ökonomisch wird ihr Durchbruch gemeinhin mit der Ablösung der kleingewerblichen durch die industrielle Warenproduktion und des Handelskapitalismus durch den Industriekapitalismus in Verbindung gebracht, sozialgeschichtlich mit dem Emporkommen der Bourgeoisie. Für sie habe das Laissez-faire-Prinzip zugleich als Kategorie der Moralphilosophie³ legitimitätsbegründende Funktion im Anspruch auf Herrschaft und im Kampf gegen Absolutismus, Herrschaftsstände und berufsständische Struktur der Gesellschaft gehabt, in der Geschichte der Wirtschaftstheorie und Wirtschaftspolitik kennzeichnet das Laissez-faire-Prinzip die Überwindung des bereits durch die Physiokraten erheblich geschwächten Merkantilismus durch das „Industriesystem“ Adam Smiths, und in einem allgemeineren Sinn wird es ideengeschichtlich aus dem Rationalismus der Tugendlehre der protestantischen Ethik interpretiert.⁴

Jeremy Bentham's Sozialphilosophie der *greatest happiness of the greatest number* stellt gewissermaßen den theoretischen Kulminationspunkt der Lehre vom Laissez-faire dar. Sein Aphorismus, daß die Forderungen der Wirtschaft an den Staat ebenso bescheiden und vernünftig seien wie jene, „die Diogenes an Alexander stellte, ‚Geh mir aus der Sonne‘“,⁵ charakterisiert eine Epoche bürgerlicher Zuversicht. Bekanntlich hat der ganz aus dem System des Utilitarismus heraus argumentierende Manchester-Liberalismus unter der Führung von Männern wie Cobden und Bright mit der Anti-Corn-Law-League das Laissez-faire-Prinzip zum größten

politischen Triumph geführt, nämlich dem Fall der englischen Korn-gesetze 1846. Zugleich gaben sie in der Kritik der Palmerstonschen Gleichgewichtspolitik dem Laisser-faire noch eine neue Dimension als Verhaltensgrundsatz in der internationalen Politik. Sie setzten es damit – auf lange Sicht – dem ideologiekritischen Verdacht aus, geschickt getarnetes Herrschaftsmittel eines metropolitären Kapitalismus und seines Staatsapparates gegenüber der Peripherie zu sein.⁶

Eben jener englische Liberalismus von Adam Smith bis John Stuart Mill⁷ hat für die Mehrzahl derer, die um eine historische Interpretation und darüber hinaus um eine Theorie des Liberalismus bemüht sind, paradigmatische Bedeutung. „Die industrielle Revolution“, so etwa Salwyn Schapiro, sei „der Nährboden des Liberalismus“, in dem Maße, in dem die Fabrik eine „strategische Position bei der Beherrschung des wirtschaftlichen Lebens“ eingenommen habe, seien „günstige Bedingungen für die dynamischen Ziele des Liberalismus“ geschaffen worden,⁸ oder, noch deutlicher, Laski, der behauptet, die dem Laisser-faire-Prinzip hinterliegende „Ideologie des Allgemeinwohls“ sei eine „Rechtfertigung des Geistes des Kapitalismus“.⁹ Individuell anarchistische Formen von Warenproduktion und -verteilung, so wird man den Tenor jener auf hohem Abstraktionsniveau entwickelten und mit hohem Generalisierungsanspruch versehenen historisch-politischen Begriffsbildung vom Wesen und Charakter des Liberalismus als primär einer Philosophie des Besitzindividualismus paraphrasieren können, erfüllen, gewissermaßen hinter dem Rücken der Handelnden, einen qualitativen Sprung und würden in der liberalen Ideologie zur Fundamentalbedingung objektiver wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Harmonie.¹⁰

Diese Begrifflichkeit vom Liberalismus hat ihren geschichtstheoretischen Ort in einer historischen Funktionalisierung des Liberalismus, Er sei die Bewegung, die die Vielschichtigkeit ständischer gesellschaftlicher Herrschaftsverhältnisse ganz im Sinn der Marxschen Analyse radikal auf den Klassenantagonismus von Bourgeoisie und Proletariat reduziert und in der Perspektive der Hegelschen Dialektik von Herrschaft und Knechtschaft letztlich zum Steigbügelhalter einer Machtübernahme des Proletariats als dem entscheidenden Moment im Fortschritt der Geschichte menschlicher Freiheit wird.¹¹ Eine solche Auffassung vom Wesen und der historischen Bedeutung des Liberalismus geht dabei ganz wesentlich davon aus, daß liberale Gesellschaftsmodelle mit Parametern wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Modernisierung und, was ihren disparaten Charakter anbelangt, mit Hilfe des Hegelschen Begriffs der bürgerlichen Gesellschaft angemessen interpretierbar und zu deuten seien – eine An-

nahme, über die vor allem seit dem Braunschweiger Historikertag in der deutschen Geschichtswissenschaft eine äußerst intensive Kontroverse geführt wird.

Die Idee der Wirtschaftsfreiheit, so argumentiert etwa Wehler, sei, geboren aus dem Interesse der Bourgeoisie, der eigentliche Kern des Liberalismus als eines postrevolutionären Phänomens. Ihre schließliche Preisgabe durch den deutschen Liberalismus habe nicht nur die ursprüngliche Konzeption der bürgerlich-kapitalistischen Konkurrenzgesellschaft an den Solidarprotektionismus verraten und den deutschen Liberalismus depriviert, sondern ihn zugleich auch in die historische Verantwortlichkeit für den hypostasierten Cäsarismus Bismarcks und à la longue für das Aufkommen des Nationalsozialismus gestellt.¹² Anders gewendet, Wäre nur der deutsche Liberalismus dem unterstellten ursprünglichen Interessensstandpunkt und damit seinem Bekenntnis zum Laissez-faire-Prinzip treu geblieben, so hätte man, dank der dann evozierten Gegenkräfte, wesentlich früher jene Verhältnisse erreichen können, die heute für das parlamentarisch-politische und das soziale System der Bundesrepublik typisch sind. Gegen jene darin implizierte und von einem gewissen Wunschenken nicht freie These, daß der frühe deutsche Liberalismus intentional der Protagonist einer industrialisierten und von der Bourgeoisie beherrschten Klassengesellschaft gewesen sei, hat in einem jüngst erschienenen und in seiner Bedeutung wohl kaum zu überschätzenden Aufsatz Gall nachgewiesen, daß die Konzeption der bürgerlichen Gesellschaft im frühen deutschen Liberalismus ganz entscheidend „durch die unmittelbare lebensweltliche Erfahrung einer vorindustriellen und vor allem auch in gesellschaftlicher Hinsicht vorrevolutionären Umwelt“ geprägt worden ist, und daß der vormärzliche deutsche Liberalismus im Kern eine Verfassungsbewegung war.¹³

Im folgenden soll nun der Versuch gemacht werden, zunächst das Verhältnis von „bürgerlicher Gesellschaft“ und Laissez-faire-Kapitalismus bei Robert Mohl und Carl v. Rotteck idealtypisch zu rekonstruieren, um sodann mit dem dadurch gewonnenen heuristischen Instrumentarium die Auseinandersetzung mit den Lehren Adam Smiths in der liberalen deutschen Nationalökonomie vor der „industriellen Revolution“ historisch und systematisch zu analysieren. Abschließend soll die Frage nach der Bedeutung der Ergebnisse für eine historische Definition und Theorie des Liberalismus aufgegriffen werden.

Aus der Wertschätzung der vorindustriellen Lebensformen heraus und unter dem Einfluß von Gatskells erschütternder Schilderung des sozialen und physischen Zustands der englischen Arbeiter,¹⁴ aber auch der Kritik

Sismondis an dem Glaubenssatz der klassischen Nationalökonomie, daß, je mehr Werte produziert würden, auch der Reichtum und das Glück aller einzelnen befördert werde,¹⁵ warnte Robert Mohl 1835 vor einer „Anstektung“, die Deutschland drohe. Wenn es, durch seinen Zollverein begünstigt, „auf der Bahn der großen Industrie“ Fortschritte mache und es nicht gelänge, eine ungezügelt Industrialisierung zu verhindern und zugleich dem Fabrikwesen eine der traditionellen bürgerlichen Gesellschaft angemessene soziale Struktur durch gesetzliche Maßnahmen aufzuzwingen, so stehe eine Gefahr bevor, die nur mit den römischen Sklavenkriegen, dem Negeraufstand in Haiti oder dem großen Bauernkrieg zu vergleichen sei.¹⁶ Mohls Vorschläge zu einer „wesentlichen Änderung in dem ganzen sozialen Gebäude“ waren von einer revolutionären Brisanz,

1., so meinte er, müsse man erkennen, daß zwar der Handwerker ein geachtetes Mitglied der Gemeinde und des Staates sei, daß er Meister und Hausvater werden könne, daß aber der Fabrikarbeiter ein „Knecht“ bliebe, „wie Ixion an sein Rad geschmiedet“. Die Maschine, die einem Dritten gehöre, werde „ein wesentlicher Teil seiner Person“, ja es drohe ihm ein Rückfall in den Zustand der förmlichen Sklaverei.¹⁷ Die Fabrikarbeiter müßten in den großen Städten, den „Treibbeeten des Lasters“, leben und seien täglich mit dem „Ergebnis des an ihnen begangenen Raubes“, dem wachsenden Reichtum der Fabrikherrn, konfrontiert. Notwendig werde ihnen „die bürgerliche Gesellschaft als solche“ verhaßt.¹⁸

2. Durch das „System der Fabrication im Großen“ werde als soziale Folge ein Pauperismus freigesetzt, dem im Gegensatz zum hergekommenen Armenwesen nicht durch polizeiliche Fürsorge beizukommen sei.¹⁹ Wenn die bürgerliche Gesellschaft nicht von ihren Grundfesten her durch das Industriesystem gesprengt werden solle, müsse man zu allererst von den Lehrsätzen des „großen Schotten“ Abstand nehmen und alle Vorschläge zu ihrer praktischen Realisierung als „Gipfel der Thorheit“ zurückweisen.²⁰

3. Durch massive Staatseingriffe – dies war der Kern der Mohlschen Forderungen – in die Eigendynamik der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung sollte der Fabrikarbeiter gewissermaßen in das System und die Ordnung der bürgerlichen Gesellschaft zurückgeholt werden. Nur durch eine grundlegende Änderung des sozialen Status des Arbeiters, der nicht länger „als Maschine angesehen und abgenützt“ werden dürfe und durch die Stiftung einer objektivierbaren Interessenverschränkung zwischen Arbeiter und Fabrikherr könne der „giftige Samen von Feindschaft“ zwischen bürgerlicher Gesellschaft und Arbeiterschaft ausgerottet werden. Zusätzlich zu seinem Lohn solle dem Arbeiter ein „Antheil an dem

reinen Gewinn“ des Unternehmens eingeräumt werden, der nach Ablauf eines Jahres in einer Summe ausgezahlt werden müsse.²¹ Mohl war dabei durchaus bereit, über ein Gratifikationsmodell hinaus zu einer gesetzlichen Regelung der Gewinnbeteiligung der Arbeiter zu kommen,²² die auf diesem Wege die Chance erhalten sollten, zu einem wenn auch nur bescheidenen Vermögen zu gelangen.

Durch die Förderung des Schulwesens, insbesondere der Gewerbe- und Industrieschulen, und durch gesetzliche Einschränkung der Kinderarbeit habe der Staat auch dafür Sorge zu tragen, daß der Arbeiter Bildung erwerben könne. Besitz und Bildung aber gäben ihm nicht nur die Möglichkeit, ein vollbürtiges Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft im Rechtsinn zu werden, sondern eröffneten zumindest im Grundsatz auch die Perspektive der ökonomischen Reintegration, also den Betrieb eines Geschäftes auf eigene Rechnung.²³

Sehr viel grundsätzlicher, als Mohl dies getan hatte, griff im gleichen Jahr Carl v. Rotteck die theoretische Grundlegung des Laisser-faire-Prinzips im Namen der Souveränität und der Gestaltungsautonomie der bürgerlichen Gesellschaft an.²⁴ Die Konzeption einer im vorstaatlichen Raum angesiedelten Sphäre der Warenproduktion, -verteilung und -konsumtion, die dem theoretischen Modell der Nationalökonomie zu Grunde liege, ginge von einer doppelten, irrigen Hypothese aus, Weder sei eine derartige Reduktion staatlicher Herrschaft in Deutschland vorstellbar oder wünschbar, noch sei eine Nation anders als im Sinn der staatsbürgerlichen Gesellschaft vorhanden – also in der Bedeutung des Begriffs, die wenige Jahre später K. S. Zachariä noch einmal in aller Deutlichkeit entwickelte.²⁵ Vor allem aber bedeute die Stipulierung eines im staatspolitischen Sinn herrschaftsfreien Bereichs für die Wirtschaft eine für die bürgerliche Gesellschaft völlig unzumutbare Verkürzung des Begriffs des Politischen.²⁶

Mit äußerster Folgerichtigkeit hat Rotteck aus seiner Kritik des Begriffs „Nationalökonomie“ den Begriff der „politischen Ökonomie“ oder „Nationalökonomie unter der Leitung der Staatsgewalt“²⁷ entwickelt, die Sorge für die Beförderung des Nationalwohlstandes und des Wohlergehens aller einzelnen aus der Lehre vom Staatszweck erklärt und sie in der praktischen Politik in erster Linie als Aufgabe der Polizei definiert, So wie es die Pflicht des Staates sei, äußere Sicherheit durch Heeresmacht zu verbürgen, obliege es ihm auch, durch Gesetzgebung und Administration die Bedingungen der wirtschaftlichen Entwicklung unter Kontrolle zu halten und den Wohlstand der einzelnen und den der Gesamtheit zu befördern.²⁸ Die Aufgabe der Wirtschaft sei eine rein „dienende“, sie habe

die „Bestreitungsmittel des Staatsbedarfs“ herbeizuschaffen; ihre innere Ordnung sei nicht wesentlich von der Hausordnung verschieden. So wie die Familie als Gesamtheit „nur nach in ihrer Mitte gefaßten Gesamtbeschlüssen oder nach dem gebietenden Willen des Hausvaters kauft oder verkauft“, bestimme die Repräsentanz des „wahren Gesamtwillens“ nach Opportunitäts Gesichtspunkten Wirtschaftsordnung und Handelspolitik.²⁹

Rotteck meinte zwar, daß es der beste Zustand für Staat und Volk sei, wenn die Produktion unbehindert von „verkehrten Maßregeln“ sich entfalten und der Wohlstand wachsen könne, aber es gebe einen „Kulminationspunkt“ dieser Entwicklung, wo durch zu weit gehende Mechanisierung der Arbeitsabläufe die Gefahr einer Überproduktion und in deren Folge die des sozialen Stillstands oder gar Rückschritts drohe.³⁰

Anders als Mohl hielt Rotteck diesen Zeitpunkt für durchaus nicht fern, und eben diese Befürchtung veranlaßte ihn, die Diskussion um die innere Ordnung der Industriegesellschaft erst gar nicht aufzunehmen, sondern, die gesellschaftlichen und politischen Vorteile relativer ökonomischer Rückständigkeit wohl abwägend, streng erhaltungsinterventionistisch zu plädieren,³¹ Eine unbeschränkte Gewerbefreiheit und ein Siegeszug der Industrie führten mit innerer Notwendigkeit zu einem Krieg aller gegen alle.³² Selbst die Garantien einer demokratischen Verfassung würden zerstört, da „Faktionsmänner“ sich stets der Arbeiter als „willkommener Werkzeuge zur Störung der öffentlichen Sicherheit“ bedienen könnten.³³ Auf lange Sicht würde das in der bürgerlichen Gesellschaft zu einem naturgemäßen Ausgleich gekommene Verhältnis zwischen Arbeit und Besitz durch eine „Alleinherrschaft des Geldes“ abgelöst. Die Nation spalte sich in eine kleine Zahl übermäßig Reicher, die die Vorteile der bürgerlichen Gesellschaft für sich beanspruchten, und in eine Unzahl von Besitzlosen und Knechten.³⁴ Durch eine an der Struktur der bestehenden bürgerlichen Gesellschaft zu orientierenden Gewerbe-Gesetzgebung, so forderte Rotteck, sollten die gemeinen, wenig kapitalintensiven Gewerbe³⁵ zugunsten einer Vermehrung der Zahl der Selbständigen nach Kräften gefördert und zugleich die Industrialisierung der Produktionsbereiche, die vom Handwerk erfolgreich abgedeckt seien, verboten werden.³⁶

Die zweite Stoßrichtung staatlicher Gewerbepolitik sollte auf die Erhaltung der Zünfte als „gesellschaftlicher Vereine“ und vom Staat anerkannte Korporationen mit öffentlich-rechtlicher Kompetenz zielen. Allerdings müßten die Zünfte – und insoweit meinte er, sei die Gewerbefreiheit dem Gemeinwohl ungefährlich – auf Geschlossenheit und auf das Bannrecht verzichten. Neben den Rechten, die den Zünften als Gesellschaftsverbänden zustünden – etwa dem Recht auf Zunftversammlungen,

auf Verwaltung eines Zunftvermögens, der Gründung von Kranken- und Armenkassen, von arbeitsvermittelnden Einrichtungen und der Unterstützung des Wanderns – sollte der Staat aus allgemeinpolitischen Gründen sie mit dem Recht zur Prüfung und Gewährleistung von Waren und dem Recht zur Abhaltung von Gesellen- und Meisterprüfungen ausstatten. Die Zünfte und Innungen seien als Schutz der bürgerlichen Gesellschaft gegen Willkür entstanden und „fast so natürlichen Ursprungs als die Gemeinden“.³⁷ Zugleich sei der Staat dazu aufgerufen, eine „wohlthätige Obervormundschaft“ über das Zunftvermögen und die Unterrichts- und Unterstützungsanstalten der Zünfte auszuüben.³⁸

Die ökonomische und soziale Theorie der bürgerlichen Gesellschaft im frühen deutschen Liberalismus – und insoweit läßt sich bei allen Divergenzen ein heuristisch einsetzbares Modell aus den Positionen Mohls und Rottecks abstrahieren – definierte „bürgerliche Gesellschaft“ als einen qualifizierten bürgerlichen Verein. Seine wirtschaftlichen und sozialen Rahmenbedingungen sollten vom Staat kontrolliert werden und durch intermediäre gesellschaftliche Institutionen einer Feinsteuerung zwischen den individuellen Bedürfnissen und denen von Gruppen und der gesamtstaatlichen Willensbildung unterworfen sein. Mit dem offensiven Laissez-faire-Kapitalismus der englischen Theoretiker hatte diese eher defensorische Auffassung vom Wesen der bürgerlichen Gesellschaft als einer solidarischen Gemeinschaft nichts gemein und war zugleich als Kampfansage an die Schule der klassischen Nationalökonomie in Deutschland gedacht, deren Positionen im folgenden untersucht werden sollen.

Zunächst aber gilt es, der Frage nach der praktischen Bedeutung des Laissez-faire-Prinzips für die Wirtschafts- und Handelspolitik in Deutschland zu Beginn des 19. Jhs., aber auch für die Forderungen von Industrie und Handel selbst nachzugehen.

Die Rezeption der Lehren Adam Smiths in Deutschland erfolgte, dies hat Roscher in seiner nach wie vor unverzichtbaren „Geschichte der Nationalökonomik“ eindringlich belegt, erst etwa 20 Jahre nach dem Erscheinen der „Wealth of Nations“.³⁹ Christian Garve, Johann Jacob Kraus und Georg Sartorius legten die ersten wissenschaftlich brauchbaren Übersetzungen und Interpretationen vor; die Universitäten von Königsberg und Göttingen, hier vor allem noch unter dem Einfluß Schölzers, wurden zu den Hohen Schulen der Nationalökonomie. Während in England mit der Pittschen Zollreform und dem französisch-englischen Handelsvertrag von 1786 ein erster Sieg des Laissez-faire-Prinzips verbucht werden konnte, befanden sich die Smithianer in Deutschland in der Rolle der Opposition.⁴⁰ In dem Minister von Struensee hatte der Merkantilismus

noch einmal einen bedeutenden Vertreter gefunden, und Friedrich Wilhelm III. war nicht anders als die Großherzöge von Baden von der Richtigkeit der Annahme überzeugt, daß nur eine positive Handelsbilanz auch das Wohlergehen des Staates befördern könne. Erst nach dem Zusammenbruch des friderizianischen Systems begann eine von Altenstein, Theodor v. Schön und nicht zuletzt von Hardenberg herbeigeführte Wendung in der preußischen Wirtschafts- und Handelspolitik, für deren Konzeption die Rigaer Denkschrift das wohl bekannteste Zeugnis ist. Die preußische Handelspolitik auf dem Wiener Kongreß, vor allem die so folgenreiche Auseinandersetzung mit Bayern um Art. 19 der Bundesverfassung, und schließlich das preußische Zollgesetz vom 26. Mai 1818 sind die konsequente Fortsetzung jener auf Modernisierung setzenden Politik auch über das Ende der eigentlichen „Reformära“ hinaus. Während Wilhelm v. Humboldt bereits mit seinen „Ideen zu einem Versuch die Grenzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen“ jene Neuordnung der preußischen Politik inauguriert hatte und sie auch als Vorsitzender der Steuerkommission des Staatsrats erfolgreich vertrat, kamen bedeutenden Vertretern des gouvernementalen Liberalismus bereits 1807/8 erhebliche Zweifel, ob nicht ein höheres Maß an Kontinuität in der Wirtschaftspolitik den gesellschaftlichen Verhältnissen insgesamt günstiger sei.

Es ist vielleicht bezeichnend, daß gerade dort die Abkehr von Smith am entschiedensten erfolgte, wo die Industrialisierung am weitesten vorangekommen war. Typisch hierfür ist etwa die Haltung des Freiherrn Ludwig v. Vincke, des späteren Oberpräsidenten der Provinz Westfalen, der gerade aus der eigenen Anschauung der divergierenden Interessen der Industrie in der Zollfrage und aus der Einsicht in die Notwendigkeit gezielter Gewerbeförderung frühzeitig für staatliche Intervention eintrat und ein modifiziertes Zunftsysteem erstrebte.⁴¹ Die Förderung der Harkortschen Fabrik in Wetter bei der Übernahme des Puddelverfahrens ist ein deutlicher Beleg dafür, daß man in der praktischen Gewerbepolitik in Preußen unbeschadet aller allgemeinen Erklärungen auf eben jene Linie wieder einschwenkte, die ein Nebenius in Baden ohnehin nie verlassen hatte.

Bei den rheinischen und bergisch-märkischen Industriellen fanden die neuen Ideen der Wirtschaftsfreiheit nur wenig Sympathie. Seit 1818 drängten die Textilindustrie längs des Rheins, die Leinenfabrikanten in Schlesien und bald darauf auch – trotz der Exporterfolge nach Südamerika – die Eisenindustrie auf Schutzmaßnahmen gegenüber der übermächtigen englischen Konkurrenz. Mit demselben Nachdruck, mit dem Hansemann, Mevissen, Harkort und Stumm die Beseitigung der Binnenzölle und die

Weiterentwicklung des Zollvereins forderten, verlangten sie nach außen zumindest als Retorsionssystem angesichts der französischen und niederländischen Politik begründete Zollmauern.⁴²

Der Gegensatz zwischen Handel und Fabrik, zwischen freihändlerischen Agrariern, Handelsstädten wie Köln und Teilen der preußischen Bürokratie auf der einen und den protektionistischen Forderungen der Industriellen auf der anderen Seite belastete die preußische Wirtschaftspolitik in der Ära Motz und wurde vor allem nach dem Ende des mitteldeutschen Zollvereins und dem Anschluß Frankfurts an den deutschen Zollverein zum beherrschenden Thema der Zollvereinskonferenzen. Camphausen, der Wortführer der Handelsfreiheit im Interesse der Stadt Köln, mußte sich von Mevissen, der der Politik der Handelskammer eine neue Richtung geben wollte, sagen lassen, daß die Handelsfreiheit einer ideellen Welt von harmonischer Einheit und Freiheit angehöre, „Schutzzoll ist heute Notwehr gegen fremdes Unrecht, Repressalie.“⁴³ Damit aber deutete sich der Erfolg eines neuen Maßstabes bei der Beurteilung des Verhältnisses von Staat und Wirtschaft an. Das Argument des nationalen Interesses und der Handlungsfreiheit des nationalen Machtstaates verdrängte mit einem neuen, ganzheitlichen Parameter die Sicht aus der Perspektive der traditionellen und letztlich am Individuum orientierten bürgerlichen Gesellschaft, ein Paradigmawechsel, den ich hier aber erst im Zusammenhang mit der Listschen Schrift erörtern möchte.⁴⁴

Versucht man die politisch-praktische Wirkung der Lehren Smiths in Deutschland zusammenzufassen, so ist festzustellen, daß ihr Einfluß in Preußen spätestens seit 1816 erheblich zurückging, in Süddeutschland ihnen ein vergleichbarer Erfolg ohnehin nie beschieden war und in Österreich, symbolisiert im politisch-theoretischen Standortwechsel des ehemaligen Smithianers Gentz, die Ablehnung wohl am entschiedensten war. Zugleich darf man nicht übersehen, daß die kameralistische Wiener Schule⁴⁵ bei der Bestimmung der Aufgaben der Polizei im Sinne staatlicher Eingriffs- und Leistungsverwaltung in die Bereiche des Sozialen und der Volkswirtschaft nachhaltig auf den süddeutschen Liberalismus bis hin zu Mohl gewirkt hat.⁴⁶

In Preußen kam die Kritik an den Smithianern aus drei verschiedenen Richtungen: Einmal war es der Vorwurf des weltfremden Internationalismus des Laisser-faire-Prinzips, den Fichte im „Geschlossenen Handelsstaat“ erhob, dann die so wirksame Betonung des „*intérêt général*“ gegenüber dem „*intérêt de tous*“, die Adam Müller und mit ihm die romantische Schule in Anlehnung an die klassischen Wendungen Rousseaus aus einer organologischen und auf den Staat als umfassendes System abstellenden

Sicht der Nationalökonomie hervorhoben; nicht zuletzt aber die gewissermaßen „ältere“ physiokratische Kritik an Smith, deren bedeutendster Repräsentant, Theodor Schmalz, noch 1818 im Smithianismus nur eine vorübergehende Mode sah und den baldigen Sieg der Ideen Quesnays erwartete.⁴⁷ Als durch Lotz die klassische Nationalökonomie in Deutschland ihre theoretisch bestechendste Form erlangte, war sie bereits wieder in der Defensive, und als 1831 mit Schmalz einer ihrer einflußreichsten und scharfzüngigsten Gegner starb, hatte bereits unter der Führung von Rau eine zweite Phase der Auseinandersetzung mit Smith begonnen: eine aus den besonderen Verhältnissen Deutschlands heraus begründete eklektische Rezeption und eine zunehmend vom historischen Denken geformte Argumentationsweise.

Innerhalb der von mir beschriebenen ersten Phase der Auseinandersetzung mit den Lehren Adam Smiths soll nun die Frage nach dem Verhältnis von Industriesystem und bürgerlicher Gesellschaft in der nationalökonomischen Theoriebildung systematisch untersucht werden.

Drei Standpunkte lassen sich differenzieren: Der Königsberger Staatsrechtslehrer und Nationalökonom Christian Jakob Kraus, der einen bedeutenden Einfluß auf die wirtschaftliche Gesetzgebung Preußens in der Reformzeit gewann, vertrat eine erste, von der spätmerkantilistischen Erfahrungswelt nicht völlig abgezogene Position. Bezeichnenderweise verwandte er auch den am wenigsten präzisierten Begriff von „Fabrikation“⁴⁸ und definierte „Fabrik“ als das Gewerbe, das für einen Zwischenhändler produziert. Entsprechend weitgefaßt war sein soziologischer Begriff des Unternehmers, der sowohl den Verleger wie den „Regierer“ genannten Fabrikherren einschloß. Ebenso unscharf waren die wirtschaftlichen und rechtlichen Trennungslinien zwischen privaten, staatlich konzessionierten und staatlichen Unternehmensformen gezogen.⁴⁹ Kraus meinte zwar, daß der Fürst, der sich mit Fabrikgewerben abgebe, letztlich das „Publikum brandschatzen müsse“,⁵⁰ aber er empfahl zugleich, nach dem Vorbild des Seidenmagazins Friedrichs d. Gr. die Fabrikation mit den Überschüssen der Staatskasse zu befördern.⁵¹ Insbesondere die Bedürfnisse der Armee könnten durch vom Staat initiierte Produktionsstätten sichergestellt werden. Die Produktionsanlagen sollten keinesfalls in den großen Städten errichtet werden, sondern an den „für sie schicklichsten kleinen Plätzen... wo Materialien, Holz, Wasser, Kommunikation, Lebensmittel, Arbeiter die Anlage erleichtern“; ihre Verwaltung sollte in den Händen von Privatpersonen oder Gesellschaften liegen.⁵²

Die Kritik Mirabeaus am Zuviel des Interventionismus im Merkantilssystem Friedrichs d. Gr. hat Kraus spürbar beeinflusst. Nach wie vor aber

stand für ihn – im Gegensatz zu Smith – der Staat in der Pflicht für das allgemeine Wohl: Aus dem Staatszweck seien die Grenzen des Laisser-faire zu bestimmen, also nicht aus dem wirtschafts- und gesellschaftstheoretischen Grundsatz, sondern letztlich nach politischen Opportunitätsgesichtspunkten. Sein Eintreten für eine Industrialisierung Preußens nach dem Vorbild Englands und Sachsens⁵³ muß unter jener Prämisse gesehen werden und kann nur im Zusammenhang mit seinen Forderungen nach Dezentralisation der Produktionsstätten und der Beibehaltung gesellschaftlicher Vereinigungen der kleinen Warenproduzenten – den Zünften als „freien Gesellschaften“⁵⁴ – interpretiert werden. Er verstand sich, wie nach ihm die preußischen Reformer, als ein Wegbereiter der bürgerlichen Gesellschaft. Eine mögliche Kollision zwischen ihrer Struktur und den durch die Industrialisierung freigesetzten Kräften lag noch außerhalb seines Gesichtskreises.

Die zweite Richtung, die in unserem Zusammenhang nur angedeutet werden kann, ist recht eigentlich der bissigen Kritik Hufelands an Smith gefolgt, daß, nehme man seine Lehren in aller Konsequenz und Einseitigkeit an, man „doch zuletzt auf die Vorstellung der Physiokraten... zurückkommen“ müsse.⁵⁵ Albrecht Thaer ist der bedeutendste Vertreter dieser Position, bei der sich eine bezeichnende Übereinstimmung von Interesse und Ideologie herstellte. Mit großem Erfolg kämpfte er vom Standpunkt des Rittergutsbesitzers aus für das Laisser-faire-Prinzip in Landwirtschaft und Kornhandel. Roscher hat ihm völlig zu Recht vorgeworfen, daß sich bei ihm „der Kapitalismus so mancher Anhänger der Smithschen Lehre in seiner vollen Schwäche“ gezeigt habe.⁵⁶ Sein Schüler, Johann Heinrich v. Thünen, einer der brilliantesten Köpfe der deutschen Nationalökonomie, ist, was den Gegenstandsbereich seiner Wissenschaft anbelangt, Thaer gefolgt, jedoch in der Frage des gerechten Arbeitslohnes und der Kornhandelspolitik Wege gegangen, die ihn bei seinen Standesgenossen dem völlig unberechtigten Vorwurf eines sozialistischen Interventionismus aussetzten.⁵⁷

Die dritte und bei weitem wichtigste Richtung der liberalen Nationalökonomie hielt, wie Lotz es einmal im nachhinein treffend formulierte, unbetäubt „durch das Geschrei der Fabrikanten“ am Ziel fest, die „Gewerbe emanzipiert zu sehen“.⁵⁸ Ihr Bekenntnis zum Laisser-faire-Prinzip, dies vorab als These, war sowohl motiviert durch die Absicht, die bestmöglichen Bedingungen für den Fortschritt des allgemeinen Wohlstands im bürgerlichen Wesen zu schaffen, als auch zugleich durch das Bestreben, gerade mit dem Mittel der freien Konkurrenz eine einseitige Forcierung der industriellen Entwicklung zu verhindern. Ihr Ziel war es, zu vermei-

den, daß der vorhin am Beispiel Mohls und Rottecks idealtypisch rekonstruierte ökonomische und soziale Charakter der bürgerlichen Gesellschaft radikal aufgebrochen werde, daß schließlich, so Lotz, „die Fabrikstadt dem allgemeinen Besten zur Last“ falle.⁵⁹ Um jene angesichts der heute vorherrschenden Meinung scheinbar paradoxe Position verstehen zu können, muß man zwei der wichtigsten Denkvorsetzungen der frühen liberalen Nationalökonomie in Erinnerung rufen: 1. Man war überzeugt, daß das allgemeine Wohlergehen sich nur dann in einem gesicherten Fortschritt befände, wenn Landwirtschaft, Handel und Gewerbe in einem ausgewogenen Kräfteverhältnis zueinander stünden. 2. Die Perspektive der liberalen Nationalökonomie war – unbeschadet des nominellen Widerspruchs – hinsichtlich des Wirtschaftsraumes nie durch nationale Grenzen behindert. Die klassische Nationalökonomie zeichnete sich nicht erst seit der langatmigen Begründung als „Sciencz“ durch den Grafen v. Soden in ihrem wissenschaftlichen Selbstverständnis gerade dadurch aus, daß sie sich, gewissermaßen Komplexität reduzierend, von der Staatslehre mit dem Argument absetzte, ihr Gegenstand, die Volkswirtschaft, sei ein im vorstaatlichen Raum angesiedeltes und nur unter dieser Bedingung zu diskutierendes System.⁶⁰

Aus ebenjenen Überlegungen heraus hatte bereits 1796 Georg Sartorius der Industriepolitik des Merkantilismus vorgeworfen, daß sie mit der Einseitigkeit ihrer Maßnahmen nicht nur das selbstgesetzte Ziel einer Beförderung des Nationalwohlstandes nicht erreichen könnte, sondern daß sie, was noch viel erheblicher sei, die eigentliche Aufgabe und den letzten Zweck des bürgerlichen Vereins aus dem Auge verlöre, nämlich die Sicherheit der Rechte aller einzelnen.⁶¹ Gerade um der Wohlausgewogenheit der Entwicklung aller Erwerbszweige willen müsse der oberste Grundsatz der Staatswirtschaft der der Wirtschaftsfreiheit sein. Jeder positive Regierungseingriff, alle „erzwungenen Beförderungen gewisser Zweige des Nationalfleisses“, kurz, jede forcierte Industrialisierung sei auf lange Sicht dem Wohlstand des Volkes abträglich.⁶²

Der Begriff „Industrie“ – und dies mag mit Ursache für die Fehlinterpretationen der Auffassungen der frühen liberalen Nationalökonomie sein – war nun durchaus nicht im Sinn unseres heutigen Sprachgebrauches spezifiziert. Er oszillierte zwischen der hergekommenen Wortbedeutung von „industria“ als dem allgemeinen Gewerbefleiß auf der einen und dem Fabrikwesen auf der anderen Seite, kam dem französischen Begriff „l'industrie“ sehr nahe. So definierte charakteristischerweise August Ferdinand Lueder „Industrie“ als das „jährliche Produkt des Bodens und der Arbeit eines Volkes“, also als Nationaleinkommen, und meinte, so

gesehen folgerichtig, daß es sich mit der „Staatwirtschaft wie mit der Landwirtschaft“ verhalte: es komme auf ein gleichmäßig wohlbestelltes Feld an.⁶³

Typisch für die vorherrschende Meinung, daß weder Landbau noch Industrie oder Handel zu Lasten der jeweils übrigen Erwerbszweige sich entwickeln dürften, waren die Argumente von J. F. E. Lotz.⁶⁴ Der Landbau sei „Basis und Urquelle“ jedes dauernden Nationalreichtums, die Fabriken und der Handel eröffneten zwar eine „wohltätige“, aber „an sich weniger solide Quelle“ des Wohlstandes.⁶⁵ Empfahl er noch 1807, daß die Polizei bei der Beförderung der industriellen Tätigkeit vor allem den fabrikmäßigen Betrieb der einzelnen Gewerbe zur Herstellung eben eines solchen ausgewogenen Verhältnisses vornehmlich anregen solle,⁶⁶ so sah er sich 1821 angesichts der Entwicklung der deutschen Leinenindustrie, aber auch der Malthusschen Prognosen dazu veranlaßt, zu warnen, daß dort, wo die „industrielle Gewerbsamkeit ... sich mehr Hände angeeignet hat, als ihr nach dem natürlichen Gang der Dinge eigentlich angehören sollten“, der allgemeine Wohlstand nie gedeihen könne.⁶⁷ Das sicherste Mittel, einer solchen gefährlichen Hypertrophie der Fabriken zu wehren – und hier schätzte er die zukünftige Entwicklung und die Chancen der Industrie und der großen Städte völlig anders ein als Malthus – liege im Prinzip der Wirtschaftsfreiheit über alle Grenzen hinweg: Es sei das „allerunnatürlichste und unwirtschaftlichste“ Vorhaben, aus Überlegungen der nationalen Autarkie heraus die Produktion von Gütern zu initiieren, die man anderswo besser und billiger kaufen könne – so das Argument eines unter den im Grunde akzeptierten Bedingungen relativer wirtschaftlicher Rückständigkeit gerade gegen die große Industrie kämpfenden „Smithianers“.⁶⁸

Die Furcht vor einer Überindustrialisierung ließ ihn auch zu einem scharfen Kritiker eines der Lieblingskinder staatlicher Industrieförderung werden, nämlich der Industrieschulen. Dort ziehe man, statt auf eine allseitige Bildung zu achten, „geistlose Maschinen“ heran und vergesse darüber, daß der umfassend „gebildete Sinn für Sittlichkeit und Recht und die mancherlei Pflichten des bürgerlichen Lebens“ der letzte Grund dafür sei, daß der „Wohlstand beinahe aller protestantischen Länder unseres Welttheils... auf einer höheren Stufe und inniger und tiefer im Volksleben begründet (sei), als in katholischen Ländern“.⁶⁹

Die Instrumentalisierung des Laissez-faire-Prinzips zu einem wirtschafts- und politiktheoretischen Rechtfertigungs- und Erhaltungssatz der traditionellen bürgerlichen Gesellschaft und zu einem Mittel, der nach wie vor merkantilistischen und in der Tendenz industriefreundlichen staatlichen Wirtschaftspolitik entgegen zu können, ging mit einer gewissen

Resignation in der Frage der wissenschaftlichen Selbständigkeit der Nationalökonomie einher. Die Notwendigkeit einer zureichenden Distinktion zwischen Regeln privaten Wirtschaftens und wirtschaftlichen Verhaltens des Staates wurde immer deutlicher, und Lotz trug ihr Rechnung, als er dazu aufforderte, als das wirtschaftende Subjekt stets den im bürgerlichen Verein eingebundenen und verkehrenden Menschen zu betrachten, der bei all seinem Tun und Unterlassen „auf das sorgfältigste die Gesetze des allgemeinen Wohls beachten“ müsse.⁷⁰ Die allgemeine Wohlfahrt der bürgerlichen Gesellschaft war eben doch ein qualitatives aliud zur Summe der Wohlfahrt einzelner und über die Kategorie des „Nationalreichtums“ – ohne Angabe von Verteilung und Solidität – einfach nicht auf den Begriff zu bringen und nur innerhalb einer komplexen politischen Theorie darstellbar.

Einen entgegengesetzten, wissenschaftstheoretisch offensiven Weg war der Graf v. Soden gegangen, als er die Gesetze der Nationalökonomie und ihr Ziel, das nach ethischen Grundsätzen gemäßigte Glück Vieler zum Formprinzip des Staatsvereins und zur obersten Richtlinie der Staatsverfassung erklärte.⁷¹ Mit Hilfe seiner „ökonomischen Staatstheorie“, die die Staatslehre aus der zur Grundwissenschaft idealisierten Nationalökonomie ableitete, konnte er sowohl den weltbürgerlichen Charakter der Nationalökonomie neu begründen als auch einen plausiblen Ausweg aus dem theoretischen Dilemma zwischen wirtschaftlichem Freiheitsgebot und notwendigem industriepolitischem Konzept weisen, in der Analyse der wirtschaftlichen Situation war auch er schon 1810 zu der Überzeugung gekommen, daß durch einen unnatürlichen Gang der Dinge ein Mißverhältnis zwischen Urproduktion und industrieller Produktion zu Lasten des Ackerbaus entstanden sei.⁷² Die praktisch gänzliche Freigabe aller Gewerbe durch die Reformgesetze habe zu einer Vernachlässigung der Urproduktion und damit zu einem erheblichen Schaden für die bürgerliche Gesellschaft insgesamt geführt. Die ökonomische Lösung des Problems sah Soden in einer gezielten, durch „remunerative“ staatliche Mittel geförderten Ansiedlung kleiner Betriebe auf dem Land. Gleichzeitig sollte eine durchgreifende Agrarreform den „europäischen Sklaven“ und „Leibeigenen“, „in Deutschland arme Leute genannt“,⁷³ die Bewirtschaftung eines eigenen Ackers ermöglichen.

Der eigenbesitzende und im benachbarten Betrieb nebenerwerblich tätige, freie Bauer wurde von ihm zu einem sozialen Leitbild erhoben, und wie bei fast allen frühen liberalen Theoretikern in Deutschland wurde dabei eine erhebliche Animosität gegenüber den großen Städten als Orten von Luxus und Laster und als die bürgerliche Gesellschaft bedrohende

Hydren deutlich. Der Staat, dies war Sodens Fazit, sei dazu aufgerufen, eine „staats- und nationalwirthschaftliche Ober-Gewerbe-Behörde“ einzurichten, die an die Stelle des ehemaligen Zunfrichteramts treten und zugleich die oben beschriebene Gewerbeförderung in Regie haben solle.⁷⁴

In der zweiten Phase der Auseinandersetzung mit Smith verlagerte sich, beeindruckt von der erfolgreichen badischen Gewerbepolitik und unbeschadet der von Lotz herrührenden, aber zunehmend verflachenden Vertretung des Laisser-faire-Gedankens um der Erhaltung der traditionellen bürgerlichen Gesellschaft willen durch Pölitz und Bülau in Sachsen,⁷⁵ der Schwerpunkt der wissenschaftlichen Diskussion nach Süddeutschland. Karl Heinrich Rau wurde, wie Roscher treffend charakterisierte, „der Volkswirtschaftslehrer der gut regierten deutschen Mittelstaaten von 1815 bis 1848“,⁷⁶ der mit der Gründung des in Heidelberg erscheinenden „Archivs der politischen Oekonomie und Polizeiwissenschaft“ einen beherrschenden Einfluß auf die deutsche Nationalökonomie gewann.

Im Gegensatz zu den theoretisch überfrachteten und stets weltfremder gewordenen Auskunftsmitgliedern der Klassiker ging Rau die sich scherenartig öffnende Problemlage zwischen Fabrikwesen und Ordnungsmaximen der bürgerlichen Gesellschaft von der Frage nach dem Machbaren und politisch Durchsetzbaren her an. Er entwickelte im Zusammenhang mit seinen von der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit den Kameraalisten geprägten Vorstellungen der Wirtschaftspolitik,⁷⁷ also von der Anschauung je einzelner konkreter und historischer Problemstellungen her, eine umfassende Doktrin eines wohlfahrtsorientierten Interventionismus. Ausgangspunkt war die Überlegung, daß die Behauptung, gebe man dem Bürger nur hinreichende wirtschaftliche Freiheit, so werde er mit seinem eigenen Vorteil auch den der Gesamtheit genügend befördern, zumindest „nicht ganz richtig“ sei. Es fehle doch nicht an Erfahrungen mit „Großhändlern“, „Kapitalisten“, „Fabrikanten“ und „Inhabern von Aktien“, die „bei ganzen Klassen das Gegentheil beweisen“: Einer auf den Maximen Adam Smiths basierenden Politik ermangele angesichts des Loses der Arbeiter die sittliche Rechtfertigung.⁷⁸

Solange die Zunftverfassung den Gang der Gewerbe in der bürgerlichen Gesellschaft, wenn auch zunehmend als zu starr und drückend empfunden, reguliert habe, sei die Regierung der Pflicht zu einem unmittelbaren Tätigwerden enthoben gewesen. Folge sie jedoch unter den nun veränderten Bedingungen dem „Smithschen Systeme“, so sei dies „gewiß eine bequeme Einrichtung, wenn sie nur auch in gleichem Grade gut wäre“.⁷⁹ Angesichts einer rapide sich entwickelnden Industrie dürfe die Regierung bei aller Achtung der Freiheit ein „kräftigeres Eingreifen“ nicht

Fassen wir unter unserer leitenden Fragestellung die beiden hier skizzierten Phasen der deutschen Nationalökonomie zusammen, so ergibt sich folgendes Bild: 1. Das politisch-soziale Leitmotiv einer im wesentlichen vorindustriellen und berufsständisch gegliederten „bürgerlichen Gesellschaft“ – im Sinn unseres Idealtypus – ist niemals selbst Gegenstand der Diskussion geworden.⁸⁷ 2. Unter dem Einfluß der politischen Ethik Kants hat das Prinzip der individuellen Freiheit im bürgerlichen Verein für den frühen deutschen Wirtschaftsliberalismus absoluten Vorrang gewonnen und zur Formulierung des mäßigen Glücks Vieler als Zielvorstellung geführt. 3. Eben diese primär ethisch-politische Verankerung der frühen deutschen Nationalökonomie verlieh ihr eine hohe Elastizität bei der Beantwortung der Frage, wie die bürgerliche Gesellschaft angesichts der Herausforderung durch das Industriesystem entwickelt und zugleich als ganze bewahrt werden könne. 4. Die Auseinandersetzung, ob Laissez-faire-Prinzip oder Interventionismus, war deshalb bei gegebenem Grundkonsens stets eine Diskussion des besten Weges und der Mittel, nie aber Dogmenstreit.

Verdeutlicht man sich jene Zusammenhänge von politisch-sozialer Option und wirtschaftstheoretischer Aussage, so wird erklärlich, wieso die Forderung Friedrich Lists nach einer „reformierten Nationaloekonomie“, deren alleinige Räson die „nationale Independenz“ sein sollte,⁸⁸ als eine fundamentale Herausforderung des zeitgenössischen Wirtschaftsliberalismus empfunden wurde. Nicht sein Ruf nach einem Schutzsystem, nach Erziehungszöllen zur Industrie oder sein putativer Angriff gegen die „Schule“, die Smithianische Theorie der Werte durch eine Theorie der produktiven Kräfte zu ersetzen und von daher das Problem der Staatsintervention neu zu überdenken, waren der eigentliche Stein des Anstoßes: Dies alles waren längst bekannte Argumente, allein die arrogante Ignoranz, mit der List sie kompilierend als eigene wissenschaftliche Leistung ausgab und die Unverfrorenheit mit der er – ohne Kenntnis der differenzierten Positionen – gegen den Wirtschaftsliberalismus polemisierte, wurden als ärgerlich empfunden und veranlaßten Rau zu einer mehr als hundertseitigen Rezension des „nationalen Systems“, in der er List, zuweilen pedantisch, eine an Scharlatanerie grenzende Unwissenschaftlichkeit nachwies.⁸⁹ Nein, was als so außerordentlich bedrohlich angesehen wurde, war die Ablösung der Wohlfahrt der bürgerlichen Gesellschaft als vorwissenschaftliches Einverständnis und handlungsleitendes Interesse des Wirtschaftsliberalismus durch die industrielle Potenz und politische Macht der Nation.

Dies war zugleich für die nationalökonomische Diskussion ein im wesentlichen neuartiger Nationsbegriff in dem, wie Rau richtig bemerkte, „die staatswissenschaftliche und die geschichtliche Bedeutung des Wortes Volk miteinander vermengt seien und der mit seinem totalen Nationalisierungsgebot der Betrachtungsweise für die Nationalökonomie als Wissenschaft die Gefahr der Depravation zur Hilfswissenschaft der Machtpolitik beinhalte.“⁹⁰ Darüber hinaus ziele das Listsche System auch auf einen tiefgreifenden Bedeutungswandel des Begriffs „Industriesystem“. Nicht mehr die Ausgewogenheit des Gewerbefleißes und des Ackerbaus, die der „Schule“ vorgeschwebt habe, sei hier der bestimmende Faktor, sondern der „Merkantilismus“ Lists fülle eigentlich das, was die Nationalökonomie bisher als „Handelssystem“ bekämpft habe, nur mit einem neuen Inhalt. Verstünde man mit List unter „Industriesystem“ die forcierte und einseitige Entwicklung des Fabrikwesens, so würde man „mit dem Wort Fabrikssystem einen ganz entgegengesetzten Sinn verbinden“ und eine „babylonische Verwirrung“ heraufführen.⁹¹

Auch Friedrich Bülow wandte sich entschieden gegen eine Überbetonung des „Begriffs des Nationalen in ökonomischer Beziehung“, dagegen, „das nationale Gemeinwohl an die Stelle des Egoismus und Particularismus“ zu setzen.⁹² Die hinter Lists Schutzzollsystem stehende Ratio lasse bei dem stets unterschiedlichen Entwicklungsstand der nationalen Wirtschaften die Vordergründigkeit des Arguments, es handle sich nur um eine auf Zeit berechnete Maßnahme, deutlich erscheinen. Langfristig treibe List die „Nationen gegeneinander in organisierten Handelskampf“.⁹³ Entscheidender noch war Bülaus Argument, daß „wirtschaftliche Verflechtung“ und „politische Begrenzung“ nicht immer zusammenfielen. Folge man List, so würden historisch gewachsene, grenzüberschreitende Wirtschaftsräume willkürlich auseinandergerissen: Der „geschlossene Handelsstaat“ bestehe – Gott sei Dank – nur in einem „längst verschollenen Buche“.⁹⁴

Auch der für List zentrale Begriff des „Nationalvermögens“ sei im Grunde „eine Fiction ohne adäquate Realität“, ein „mystisches Wesen“, hinter dem sich alles verschanzen könne, was einen Schutz sucht.⁹⁵ Nehme man List für ernst, so müsse man letztlich die Theorie und Praxis des gesonderten Eigentums zugunsten der Annahme eines gemeinschaftlichen Besitzes preisgeben, um dann die imaginäre Bilanz des nationalen Fortschritts führen zu können, und niemand frage mehr nach den Kosten, mit denen der einzelne den Zugewinn des Ganzen zu bezahlen habe.⁹⁶

Die Verdrängung der individualistischen, auf ein mittleres Maß an Wohlstand aller gerichteten und so ethisch legitimierten liberalen Per-

spektive wirtschaftlichen Handelns war ideologiegeschichtlich die Voraussetzung für den Triumphzug des Fabrikwesens. Eine der entscheidenden Grundlagen der Theorie der bürgerlichen Gesellschaft wurde durch die Fiktion einer transpersonalen Entität „Nation“ abgelöst, die mehr war als der voluntaristische bürgerliche Verein und zumindest für eine Übergangsphase die verklärende Überhöhung der Spannungen einer sich entwickelnden Klassengesellschaft ermöglichte. Vielleicht hat Bruno Hildebrand dies geahnt, als er List vorwarf, er sei recht eigentlich der Vollstrecker der Ideen Adam Müllers:⁹⁷ List, wenn man einmal die Akzente überscharf setzt, als Wegbereiter eines für die deutsche Geschichte gewiß nicht segensreichen Bündnisses von politischem Konservativismus und Industriekapitalismus unter dem gemeinsamen Dach eines – gemessen an der früheren Wortbedeutung und der dahinterstehenden politisch-freiheitlichen Konzeption – gebeugten Nationsbegriffs; List als Totengräber des politischen Liberalismus und der bürgerlichen Gesellschaft.

Fassen wir zusammen: Nicht ein strikter Erhaltungsinterventionismus, wie ihn Rotteck gefordert hatte, oder ein Kurs vorsichtiger Anpassungsintervention, wie ihn Mohl, Rau und auch schon Soden vertraten oder das Laissez-faire-Argument bei Lotz und Sartorius waren zentrale Theoreme des frühen deutschen Liberalismus. Vielmehr bestimmte sich ihre jeweils anempfohlene Tauglichkeit im Ausgang von einer scharf umgrenzten Mittel-Zweck-Relation zu den Prinzipien und der politisch-sozialen Realität der kleingewerblich-agrarischen „bürgerlichen Gesellschaft“ des Vormärz.

Fragt man nun, was diese Erkenntnis für eine Theorie des Liberalismus insgesamt bedeutet, so wird man angesichts der völlig anders verlaufenen wirtschaftstheoretischen und wirtschaftspolitischen Entwicklung in England, einer – was vor allem die soziale Frage im Gefolge der Industrialisierung anbelangt – eher verwandten Diskussion in Frankreich und der pragmatischen Entwicklungspolitik und -theorie des amerikanischen Liberalismus⁹⁸ die kürzlich noch einmal von Gall erhobene Forderung nach einer stärker differenzierenden Erforschung der nationalen Liberalismen unterstützen müssen.⁹⁹ Dies sollte aber nicht unter Verzicht auf eine normative, vom Persönlichkeitsbild und Freiheitsideal ausgehende Theorie des Liberalismus als politischem Kulturideal und Strategie der Konfliktregulierung geschehen: Das Laissez-faire-Prinzip einer industriekapitalistischen Ideologie steht dann jedoch nicht – wie etwa Laski und Wehler meinten – in einer zu bestimmenden Hierarchie liberaler Prinzipien an der Spitze oder ist auch nur von gravierender Bedeutung.¹⁰⁰ Selbst Alexander Rüstow, der 1932 die Krise der Weimarer Republik aus dem

übermäßigen wirtschaftspolitischen Interventionismus eines im Grunde schwachen Staates zu erklären versuchte, warnte mit großer Eindringlichkeit davor, bei der Beschreibung und Analyse der wirtschaftspolitischen Ordnungsvorstellungen des Liberalismus jenen zu folgen, die – häufig in leicht erkennbarer Absicht – das Schlagwort des „Manchester-Liberalismus“ im Munde führten: „Man hat dem alten Liberalismus vorgeworfen und wirft ihm noch heute vor, er habe einen schwachen Staat, einen Nachwächterstaat gefordert. Ich will nicht näher untersuchen, ob das historisch richtig ist: es ist nicht richtig, wenn man den Dingen auf den Grund geht. Die historische Situation war die, daß der alte Liberalismus einem außerordentlich starken Staat gegenüberstand, und daß er von diesem Staat nicht Schwäche verlangte, sondern Freigabe des Entfaltungsraumes...eine Forderung, die historisch war und auch erfüllt worden ist. Der neue Liberalismus jedenfalls, der heute vertretbar ist, fordert einen starken Staat, einen Staat oberhalb der Wirtschaft, oberhalb der Interessenten, da, wo er hingehört.“¹⁰¹

- 1 Der Aufsatz erschien zuerst in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht*, 29 (1978), H. 1, S. 605-628. Er wird hier noch einmal abgedruckt, weil er auf exemplarische Weise ein spezifisches Problem der „deutschen Ideologie“ behandelt: die Verankerung des Marktes im Staat. Wir danken dem Autor für die freundliche Abdruckgenehmigung.
- 2 Zit. n. K. H. L. Pöhlitz, *Staatswissenschaftliche Vorlesungen für die gebildeten Stände in constitutionellen Staaten*, Leipzig 1832, S. 163. Vgl. zum folgenden allgemein: J. A. Schumpeter, *Geschichte der ökonomischen Analyse*, hrsg. von E. B. Schumpeter, 1. Teilbd. Göttingen 1965, S. 423ff., 455ff., 473ff., 509ff., 615ff. (Grundriß der Sozialwissenschaft, Bd. 6/I); G. Stavenhagen, *Geschichte der Wirtschaftstheorie*, 4. Aufl., Göttingen 1969, S. 52ff. (Grundriß der Sozialwissenschaft, Bd. 2); Ch. Gide/Ch. Rist, *Geschichte der volkswirtschaftlichen Lehrmeinungen*, dt. Ausg., hrsg. von F. Oppenheimer, Jena 1913, S. 58ff., 364ff.; I. H. Rima, *Development of Economic Analysis*. Homewood (Ill.) 1967, S. 59-157; M. Blaug, *Economic Theory in Retrospect*, Homewood (Ill.) 1968, S. 38ff.; E. Whittaker, *Schools and Streams of Economic Thought*. Chicago/London 1960, S. 97ff.; L. Robbins, *The Evolution of Modern Economic Theory an Other Papers on the History of Economic Thought*. London 1970, S. 11ff. Aus marxistischer Sicht: J. Kuczynski, *Zur Geschichte der politischen Ökonomie*. Berlin (O) 1960, S. 81ff., 415ff.; *Geschichte der ökonomischen Lehrmeinungen*, hrsg. von einem sowjetischen Autorenkollektiv unter Leitung von N. K. Karatajew. Dt. Ausg. Düsseldorf 1965, S. 64ff. S. die bibliographischen Angaben in, *Geschichte der Volkswirtschaftslehre*, hrsg. von A. Montaner, Köln/Berlin 1967, S. 435ff. (NWB, Bd. 19).
- 3 Etwa im Sinn Bernard de Mandevilles, daß „private vices“ „public benefits“ bewirken: „The Fable of the Bees, or Private Vices Public Benefits“. London 1714. Hierzu und zum folgenden ideologiekritisch: M. Horkheimer, *Egoismus und Freiheitsbewegung. Zur Anthropologie des bürgerlichen Zeitalters* (1936), in: *Kritische Theorie. Eine Dokumentation*, hrsg. von A. Schmidt, Bd. 2. Frankfurt a. M. 1968, S. 1-81, hier: S. 9ff.; L. Kofler, *Zur Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft*, 4. Aufl. Neuwied, Berlin 1971, S. 316ff. (Soziologische Texte 38); C. B. Macpherson, *Die politische Theorie des Besitzindividualismus*.

- Frankfurt a. M. 1967; D. Claessens, Kapitalismus als Kultur. Entstehung und Grundlagen der bürgerlichen Gesellschaft. Düsseldorf/Köln 1973, S. 92ff.
- 4 M. Weber, Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus, in: Gesammelte Aufsätze zur Religionsphilosophie, Bd. 1, 5. Aufl. Tübingen 1963, S. 17-206, vor allem: S. 61ff., 190ff.; ders., Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie, hrsg. von J. Winckelmann, 2 Halbbde. Köln, Berlin 1964, S. 638ff. Zur Auseinandersetzung mit der Weberschen These (von Troeltsch bis Pareto): R. H. Tazaney, Religion und Frühkapitalismus. Eine historische Studie. Dt. Ausg. Bern 1946; Allgemein: R. Bendix, Herrschaft und Industriearbeit. Untersuchungen über Liberalismus und Autokratie in der Geschichte der Industrialisierung. Dt. Ausg. Frankfurt a.M. 1960, S. 49ff., 273ff.; E. Hobsbawm, Europäische Revolutionen. Dt. Ausg. Zürich 1962, S. 54-84; D. S. Landes, Der entfesselte Prometheus. Dt. Ausg. Köln 1973. Vgl. die materialreichen, wenngleich in ihrer Wertung recht einseitigen Aufsätze von J. Kocka, Karl Marx und Max Weber im Vergleich, in: Geschichte und Ökonomie, hrsg. von H.-U. Wehler. Köln 1973, S. 54-84; R. Ashcraft, Marx und Weber über den Liberalismus als bürgerliche Ideologie, in: Liberalismus, hrsg. von L. Gall. Köln 1976, S. 77-121 (NWB Bd. 85). Kritisch gegenüber der These Webers auch, M. Dobb, Entwicklung des Kapitalismus vom Spätfudalismus bis zur Gegenwart. 2. Aufl. Köln, Berlin 1972, S. 21; eine plausiblere Deutung des Laissez-faire-Prinzips vermag er jedoch nicht zu geben, ebenda, S. 16, 36, 205, 292. Zur Bedeutung der Physiokraten für die Entwicklung des Laissez-faire-Prinzips s. W. Zorn, Die Physiokratie und die Idee der individualistischen Gesellschaft, in, Geschichte der Volkswirtschaftslehre, S. 25-31.
 - 5 J. Bentham, Manual of Political Philosophy (1773). London 1843, S. 33-35.
 - 6 J. Gallagher/R. Robinson, The Imperialism of Free Trade, in: The Economic History Review 6, 1953/54, S. 1-15. Hierzu kritisch: D.C.M. Platt, The Imperialism of Free Trade, Some Reservations, in: The Economic History Review 21, 1968, S. 296-306. Vgl., L. Robbins, Liberalism and the International Problem, in, Ders., Politics and Economics. Papers in Political Economy, London 1963, S. 134-155; B.-J. Wendt, Freihandel und Friedenssicherung. Zur Bedeutung des Cobden-Vertrages von 1860 zwischen England und Frankreich, in: VSWG 61, 1974, S. 29-64.
 - 7 Bei der Differenzierung von self-regarding und other-regarding-Handlungen kündigte sich in Mills Gesellschaftsphilosophie bereits eine Neubewertung des Verhältnisses von Staat und Gesellschaft an, die dann etwa bei Ritchie manifest wurde: D.G. Ritchie, The Principles of State Interference. London 1891.
 - 8 J. S. Schapiro, Was ist Liberalismus, in: Liberalismus (s. Anm. 3), S. 20-36, hier: S. 21.
 - 9 H. Laski, Der Aufstieg des europäischen Liberalismus, ebenda, S. 122-133, hier: S. 130.
 - 10 Vgl. J. Habermas, Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft. Neuwied/Berlin 1962, S. 101 (Politica, Bd. 4).
 - 11 Den Übergangscharakter der bürgerlich-liberalen Gesellschaft hat Marx bereits in seinen frühen Schriften betont, K. Marx, Zur Judenfrage, in: K. Marx/F. Engels, Werke (MEW), Bd. 1, Berlin (O) 1964, S. 347-377, bes. S. 369 f.; ders., Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. Einleitung, ebenda, S. 378-391, bes. S. 391. Die – so gesehen – positive historische Funktion der Bourgeoisie wird deutlich hervorgehoben in, K. Marx/F. Engels, Manifest der Kommunistischen Partei. London 1848, in: MEW, Bd. 4, Berlin (O) 1959, S. 462ff.
 - 12 H.-U. Wehler, Probleme der modernen Wirtschaftsgeschichte, in: Krisenherde des Kaiserreichs, 1871-1918. Studien zur deutschen Sozial- und Verfassungsgeschichte. Göttingen 1970, S. 291-311. Den direkten Übergang vom „liberalen Konkurrenzkapitalismus“ zum „Organisierten Kapitalismus“, die „illiberalen Züge des Interventionsstaates und seine

„Industriesystem“ oder „bürgerliche Gesellschaft“

- allgemeine Demokratiefeindlichkeit hat Wehler erneut sehr nachdrücklich betont. „Der Aufstieg des Organisierten Kapitalismus und Interventionsstaates in Deutschland“, in: *Organisierter Kapitalismus. Voraussetzungen und Anfänge*, hrsg. von H. A. Winkler. Göttingen 1974, S. 36-57 (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 9). Im Urteil ähnlich: J. Kuczynski, *Zur Geschichte* (Anm. 2), S. 444ff. (Kap. „Bürgerliche Monopolideologie“); *Geschichte der ökonomischen Lehrmeinungen*, S. 107ff. (Die sowjetischen Autoren betonen vor allem die historische Verantwortlichkeit der liberalen historischen Schule der Nationalökonomie für die „Wahnideen ... des deutschen Imperialismus und Faschismus“).
- 13 L. Gall, *Liberalismus und „bürgerliche Gesellschaft“*. Zu Charakter und Entwicklung der liberalen Bewegung in Deutschland, in: *HZ* 220, 1975, S. 324-356. Jetzt in: *Liberalismus*, S. 162-186; vgl. auch: J. J. Sheehan, *Liberalismus und Gesellschaft in Deutschland 1815-1848*, ebenda, S. 208-231.
 - 14 P. Gatskell, *The manufacturing population of England, its moral, social and physical conditions, and the change which have arisen from the use of steam-machinery; with an examination of infant labour*. London 1832. Zur zeitgenössischen deutschen Literatur über die Arbeiterfrage vgl. die bibliographischen Angaben bei: P. Mombert, *Aus der Literatur über die soziale Frage und über die Arbeiterbewegung in Deutschland in der ersten Hälfte des 19. Jhs*, in: *Arch. f. d. Gesch. d. Sozialismus u. d. Arbeiterbewegung* 9, 1921, S. 169-236; C. Jantke/D. Hilger, *Die Eigentumslosen. Der deutsche Pauperismus und die Emanzipationskrise in Darstellungen und Deutungen der zeitgenössischen Literatur*. Freiburg/München 1965, S. 485-510.
 - 15 Zu dem bislang gewiß unterschätzten Einfluß Sismondis auf Geschichtsschreibung und Wirtschaftstheorie des frühen deutschen Liberalismus s. jetzt: P. Stadler, *Sismondi und Deutschland*, in: *Sismondi Européen. Actes du Colloque international tenu à Genève les 14 et 15 septembre 1973*. Genf, Paris 1976, S. 349-367.
 - 16 R. Mohl, *Ueber die Nachtheile, welche sowohl den Arbeiter selbst, als dem Wohlstande und der Sicherheit der gesamten bürgerlichen Gesellschaft von dem fabrikmäßigen Betrieb der Industrie zugehen und über die Nothwendigkeit gründlicher Vorbeugungsmittel*, in: *Arch. d. pol. Oekonomie u. Polizeiwissenschaft*, hrsg. von K. H. Rau, 2, 1835, S. 141-203, hier, S. 158 (Teilabdruck in: C. Jantke/D. Hilger, *Die Eigentumslosen*, S. 294-318; ders., *Gewerbe- und Fabrikwesen*, in: *Staats-Lexikon oder Encyclopädie der Staatswissenschaften*, hrsg. von C. Rotteck u. C. Welcker, Bd. 6, Altona 1838, S. 775-830; ders., *Die Polizey-Wissenschaft nach den Grundsätzen des Rechtsstaates*, 2 Bde. Tübingen 1832/33, hier vor allem die Kapitel zur Bevölkerungspolizei und zur Eigentumpolizei (Bd. 2, S. 4ff.). Zum Mohlschen Interventionismus vgl. vor allem: P. Keller, *Dogmengeschichte des wohlstandspolitischen Interventionismus*. Winterthur 1955, S. 102ff.; H.-J. Teuteberg, *Geschichte der industriellen Mitbestimmung in Deutschland*. Tübingen 1961, S. 24; E. Angermann, *Robert von Mohl 1799-1875. Leben und Werk eines altliberalen Staatsgelehrten*. Neuwied 1962, S. 39, 215, 278, 289, 308 (*Politica*, Bd. 8); ders., *Zwei Typen des Ausgleichs gesellschaftlicher Interessen durch die Staatsgewalt. Ein Vergleich der Lehren Lorenz Steins und Robert Mohls*, in: *Staat und Gesellschaft im deutschen Vormärz 1815-1848*, hrsg. von W. Conze, 2. Aufl. Stuttgart 1970, S. 173-206 (*Industrielle Welt*, Bd.1); H. Maier, *Die ältere deutsche Staats- und Verwaltungslehre (Polizeiwissenschaft)*. Ein Beitrag zur Geschichte der politischen Wissenschaft in Deutschland. Neuwied/Berlin 1966, S. 262ff. (*Politica*, Bd.13).
 - 17 R. Mohl, *Ueber die Nachtheile*, S. 145. Zur Bedeutung der Auseinandersetzung über die neuzeitliche Sklaverei als eines Paradigmas zur Kritik der sozialen Zustände in Deutschland vgl.: R. Koch, *Liberalismus, Konservatismus und das Problem der Negersklaverei*. Ein

- Beitrag zur Geschichte des politischen Denkens in Deutschland in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in: HZ 222, 1976, S. 529-577. Zur sozialen Lage der frühen Fabrikarbeitserschaft vgl.: W. Conze, Vom „Pöbel“ zum „Proletariat“. Sozialgeschichtliche Voraussetzungen für den Sozialismus in Deutschland, in: VSWG 41, 1954, S. 333-364; C. Jantke, Der Vierte Stand. Die gestaltenden Kräfte der deutschen Arbeiterbewegung im 19. Jahrhundert. Freiburg 1955; W. Fischer, Innerbetrieblicher und sozialer Status der frühen Fabrikarbeitserschaft, in: Die soziale Frage. Neuere Studien zur Lage der Fabrikarbeiter in den Frühphasen der Industrialisierung, hrsg. und eingel. von W. Fischer und G. Bajor. Stuttgart 1967, S. 215-252; A. Galden, Geschichte der Sozialpolitik in Deutschland. Eine Analyse ihrer Bedingungen, Formen, Zielsetzungen und Auswirkungen. Wiesbaden 1974.
- 18 R. Mohl, Ueber die Nachtheile, S. 149,151 f.
 - 19 Ebenda, S. 153.
 - 20 Ebenda, S. 142.
 - 21 Ebenda, S. 175ff., bes. S. 179.
 - 22 Ebenda, S. 180.
 - 23 Ebenda, S. 181ff.
 - 24 C. v. Rotteck, Lehrbuch des Vernunftrechts und der Staatswissenschaften, Bd. 4, Lehrbuch der ökonomischen Politik. Neudr. d. 1. Aufl. Stuttgart 1835, Aalen 1964, S. 9ff. Vgl. auch: ders., Lehrbuch, Bd. 3, Lehrbuch der materiellen Politik. Neudr. d. 1. Aufl. Stuttgart 1834, Aalen 1964, S. 270ff.
 - 25 K. S. Zachariä, Vierzig Bücher vom Staate, Bd.1. Heidelberg 1839, S. 54ff.
 - 26 C. v. Rotteck, Lehrbuch der ökonomischen Politik, S. 19ff.
 - 27 Ebenda, S. 23ff.
 - 28 Ebenda, S. 18.
 - 29 Ebenda, S. 192ff.
 - 30 Ebenda, S. 168ff.
 - 31 „Das Lebensglück und der Nahrungsstand von tausend und tausend Familien kann durch eine vorzeitige Umwandlung des Systems gestört und zernichtet werden und der Rückschlag davon sich über die ganze Gesellschaft verbreiten“, ebenda, S. 182.
 - 32 „Es ist aus mit dem stillen häuslichen Glück, gegründet auf Mäßigkeit, aber zugleich auch auf das Bewußtsein eines gesicherten Nahrungsstandes... Die gewerbetreibende Klasse theilt sich in listige, glückliche, habsüchtige Unternehmer und in fortwährend beängstigte, der Dürftigkeit preisgegebene, des Lebens nimmer froh werdende Arbeitsleute“. Ebenda, S. 178 f.
 - 33 Ebenda, S. 180.
 - 34 Ebenda, S. 186.
 - 35 Rotteck differenzierte zwischen fabrikmäßig zu betreibenden und gemeinen Gewerben wobei er unter fabrikmäßiger Produktion die Hervorbringung des Produktes „aus einem Zusammenhang oder einer Reihe unter sich verbundener Operationen“ verstand und die Fabrik von der Manufaktur durch den Einsatz von Feuer und Hammer unterschied, ebenda, S. 175ff., 182ff., 196. Zur Entwicklung des Fabrik- und Industriebegriffs s.: F. W. Henning, Die Industrialisierung in Deutschland 1800-1914. Paderborn 1973, S. 111ff.; D. Hilger, Fabrik, Fabrikant, in: Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland, hrsg. von O. Brunner, W. Conze, R. Koselleck, Bd. 2. Stuttgart 1975, S. 229-252.
 - 36 C. v. Rotteck, Lehrbuch der ökonomischen Politik, S. 175.
 - 37 Ebenda, S. 171.
 - 38 Ebenda, S. 177.

- 39 W. Roscher, *Geschichte der National-Oekonomie in Deutschland*. München 1874, S. 593ff.; hierzu, C. W. Hasek, *The Introduction of Adam Smiths Doctrines into Germany*. New York 1925; G. Mayer, *Die Freihandelslehre in Deutschland. Ein Beitrag zur Gesellschaftslehre des wirtschaftlichen Liberalismus*. Jena 1927; H. Graul, *Das Eindringen der Smithschen Nationalökonomie in Deutschland und ihre Weiterbildung bis zu Hermann*. Diss. Halle 1928; W. Treue, *Adam Smith in Deutschland. Zum Problem des „Politischen Professors“ zwischen 1776 und 1810*, in: *Deutschland und Europa. Historische Studien zur Völker- und Staatenordnung des Abendlandes*. Festschrift für Hans Rothfels, hrsg. von W. Conze. Düsseldorf 1951, S. 101-133; F. Facius, *Wirtschaft und Staat. Die Entwicklung der staatlichen Wirtschaftsverwaltung in Deutschland bis 1945*. Boppard 1959, S. 39ff. (Schriften des Bundesarchivs 6); J. A. Schumpeter, *Geschichte*, S. 615ff. (vgl. die in Anm. 2 gen. Lit.).
- 40 Zum folgenden: K. Rathgen, *Ansichten über Freihandel und Schutzzoll in der deutschen Staatspraxis des 19. Jahrhunderts*, in: *Die Entwicklung der deutschen Volkswirtschaftslehre im neunzehnten Jahrhundert*. Gustav Schmoller zur siebenzigsten Wiederkehr seines Geburtstages, 2. Teil. Leipzig 1908, Nr. XXVII, S. 1-54; W. O. Henderson, *The state and the industrial revolution in Prussia 1740-1870*. Liverpool 1958; F. Facius, *Wirtschaft und Staat*, S. 39ff.; W. Fischer, *Der Staat und die Anfänge der Industrialisierung in Baden, 1800-1850*, Bd. 1. Berlin 1962; ders., *Das Verhältnis von Staat und Wirtschaft in Deutschland am Beginn der Industrialisierung*, in: *Industrielle Revolution. Wirtschaftliche Aspekte*, hrsg. von R. Braun u. a. Köln, Berlin 1972, S. 287-304 (NWB, Bd. 50); I. Mieck, *Preußische Gewerbepolitik in Berlin 1806-1844. Staatshilfe und Privatinitiative zwischen Merkantilismus und Liberalismus*. Berlin 1965.
- 41 Vgl. hierzu jetzt die sehr informative Schrift und Quellenedition von S. Bahne, *Die Freiherren Ludwig und Georg Vincke im Vormärz*, Dortmund 1975, S. 46ff., 58ff. (Monographien zur Gesch. Dortmunds u. d. Grafschaft Mark, Bd. 5).
- 42 Vgl. K. Rathgen, *Die Ansichten*, S. 29ff. „Ein mächtiger Staat“, so Hansemann an die Aachener Handelskammer, „kann Handelsfreiheit nur als Ideal lieben, aber nicht vollständig besitzen, weil ihr normaler Zustand durch die feindseligen Zölle anderer grosser Staaten gestört ist“, Zit. n., A. Bergengrün, *David Hansemann*. Berlin 1901, S. 286 f.
- 43 Zit. n.: K. Rathgen, *Die Ansichten*, S. 30. Vgl., J. Hansen, *Gustav von Mevissen. Ein rheinisches Lebensbild 1815-1899*. Berlin 1906, S. 390ff.
- 44 S. u. S. 40.
- 45 Vor allem: Joseph v. Sonnenfels, *Grundsätze der Polizei, Handlung und Finanz*, 3 Bde. Wien 1765, 7. Aufl. Wien 1804. Zur „Ökonomisierung der Polizei“ im frühen 19. Jh. (vor allem bei Rau) vgl., H. Maier, *Die ältere deutsche Staats- und Verwaltungslehre*, S. 235ff. Zum folgenden allgemein: W. Lexis, *Systematisierung, Richtungen und Methoden der Volkswirtschaftslehre*, in: *Die Entwicklung der deutschen Volkswirtschaftslehre*, 1. Teil, Nr. 1, S. 1-45.
- 46 Eine Ausnahme machte allerdings der Würzburger Staatsrechtslehrer und Bürgermeister Wilhelm Joseph Behr, der die wirtschaftliche Tätigkeit des Staates auf die Fragen der Etatdeckung und -verwaltung zu reduzieren bestrebt war, W. J. Behr, *Die Lehre von der Wirtschaft des Staates oder pragmatische Theorie der Finanzgesetzgebung und Finanzverwaltung*. Leipzig 1822, S. 11.
- 47 Vgl.: W. Roscher, *Geschichte*, S. 639ff., 763ff., 498f.
- 48 Er verstand darunter „jede Beschickung roher Naturalien zu weiterer Verarbeitung oder zum Gebrauche“, C. J. Krauss, *Staatswirthschaft*, hrsg. von H. v. Auerswald, 5. Teil. Königsberg 1811, S. 188.

- 49 Ebenda, S. 189.
- 50 Ebenda, S. 195.
- 51 Ebenda, S. 136 f. Auf die Bedeutung des Seidenbaus unter Friedrich II. als stimulierender Faktor für die preußische Industriepolitik in den ersten Jahrzehnten des 19. Jhs. hat I. Mieck, *Preußischer Seidenbau im 18. Jahrhundert*, in: VSWG 56, 1969, S. 478-498 aufmerksam gemacht. Die Verwendung der staatlichen Überschüsse auf die „unproduktive Menschenklasse“ lehnte Kraus aus ökonomischen Gründen entschieden ab. Der Ansicht, daß das Bildungswesen, die Verwaltung und ganz allgemein der Staatsdienst zu den Produktivitätsfaktoren zu zählen sei, wurde erst in der Auseinandersetzung mit List zur allgemeinen Anerkennung verholfen.
- 52 C. J. Kraus, *Staatwirtschaft*, S. 245ff.
- 53 Ebenda, S. 247.
- 54 Die von den Zünften zuvor garantierte Qualität der Waren sollte durch staatliche Fabrikreglements und durch Schauanstalten sichergestellt, der Handel durch ein Verbot des unmittelbaren Verkaufs der Warenproduzenten an die Konsumenten geschützt werden, Ebenda, S. 198ff., 207.
- 55 G. Hufeland, *Neue Grundlegung der Staatswirtschaftskunst durch Prüfung und Berichtigung ihrer Hauptbegriffe von Gut, Werth, Preis, Geld und Volksvermögen mit ununterbrochener Rücksicht auf die bisherigen Systeme*, 1. Teil. Gießen, Wetzlar 1807, Vorrede (S. XI, nicht paginiert!). Gottlieb Hufeland (1760-1817), an Kant orientierter Staatsrechtslehrer in Jena, Würzburg und Landshut war 1810-1812 Senatspräsident und Bürgermeister seiner Heimatstadt Danzig, ab 1812 wieder Hochschullehrer in Landshut, seit 1816 in Jena.
- 56 W. Roscher, *Geschichte*, S. 696ff., hier: S. 699.
- 57 J. H. v. Thünen, *Der isolierte Staat in Beziehung auf Landwirtschaft und Nationalökonomie, oder Untersuchungen über den Einfluß den die Getreidepreise, der Reichtum des Bodens und die Abgaben auf den Ackerbau ausüben*, (1. Aufl. 1826), Neudr. d. 2. Aufl. 1842. Stuttgart 1966. Thünen (1783-1850) war Gutsbesitzer in Tellow (Mecklenburg); zu Thünen s.: E. Salin/E. Schneider, *Johann Heinrich von Thünen*, in: *Lebensbilder großer Nationalökonomien. Einführung in die Geschichte der Politischen Ökonomie*, hrsg. von H.C. Recktenwald, Köln/Berlin 1965, S. 194-217; E. Salin/A. H. Leigh, *Johann Heinrich von Thünen*, in: *Political Economy. A Historical Perspective*, hrsg. von H. C. Recktenwald. London 1973, S. 135-156; E. Salin, *Johann Heinrich von Thünen in seiner Zeit*, in: *Geschichte der Volkswirtschaftslehre*, S. 144-157; G. Stavenhagen, *Geschichte*, S. 102ff.
- 58 J. F. E. Lotz, Rezension zu: *Der Staat und die Industrie. Beiträge zur Gewerbepolitik und Armenpolizei* von F. Bülow. Leipzig 1834, in: *Arch. d. pol. Oek. u. Polizeiwiss.* 1, 1835, S. 254-264. Hier, S. 262. Johann Friedrich Eusebius Lotz (1771-1838) war Hofadvocat in Sachsen-Hildburghausen, ab 1810 Regierungsrat in Koburg. 1819 schlug er einen Ruf nach Bonn auf den Lehrstuhl für Staatsrecht und Staatswirtschaft aus. 1821 Mitautor der landständischen Verfassung des Herzogtums Koburg, wurde er nach 1830 als Geheimer Conferenzrat und Mitglied des Bundes-Schiedsgerichts einer der Organisatoren der vereinigten Herzogtümer Koburg und Gotha. Zu Lotz, wenig befriedigend, G. Mayer, *Die Freihandelslehre in Deutschland. Ein Beitrag zur Gesellschaftslehre des wirtschaftlichen Liberalismus*. Jena 1927, S. 35ff.
- 59 J. F. E. Lotz, *Handbuch der Staatswirtschaftslehre*, Bd. 2. Erlangen 1822, S. 83.
- 60 J. v. Soden, *Die Nazional-Oekonomie. Ein philosophischer Versuch über die Quellen des Nazional-Reichthums und über die Mittel zu dessen Beförderung*, Bd. 4 (= Lehrbuch der Nazional-Oekonomie zum Gebrauch bei öffentlichen Vorlesungen). Leipzig 1810, S. 5ff.; zum „weltbürgerlichen“ Charakter der Nationalökonomie: ebenda, S. 9. Julius Graf v.

„Industriesystem“ oder „bürgerliche Gesellschaft“

- Soden (1754-1831), Geheimer Rat und brandenburgischer Gesandter beim fränkischen Kreis in Nürnberg (1787), wurde 1790 in den Reichsgrafenstand erhoben. Er war Gründer und zeitweiliger Direktor der Theater in Bamberg und Würzburg. Auf Anregung des Markgrafen Karl Friedrich von Baden widmete er sich nationalökonomischen Studien und rückte in ihnen entschieden von seinen früheren konservativen staats- und rechtspolitischen Überzeugungen ab.
- 61 G. Sartorius, Handbuch der Staatswirtschaft zum Gebrauche bey akademischen Vorlesungen, nach Adam Smith's Grundsätzen. Berlin 1796, S. 98. Georg Sartorius (1765-1828), seit 1827 Freiherr v. Waltershausen, war Historiker und Schüler von Spittler und Heeren in Göttingen. 1797 erhielt er eine ordentliche Professur und wurde 1814 Nachfolger Schlözers in der Nominalprofessur für Politik. Zur Zeit der napoleonischen Herrschaft pflegte er eine enge Verbindung zu dem in Göttingen weilenden Benjamin Constant.
- 62 Ebenda, S. 92ff.
- 63 A. F. Lueder, Ueber Nationalindustrie und Staatswirtschaft. Nach Adam Smith bearbeitet, 2. Teil. Berlin 1802, S. 18f. (Anm. 1), 30, 32. Lueder, 1760 in Bielefeld geboren, wurde 1786 Professor am Collegium Carolinum in Braunschweig, 1810 ging er nach Göttingen, um 1817 nach Jena. Dort starb er 1819. Unter dem Einfluß der Rechtsphilosophie Kants warnte er: „Soll allgemeine Glückseligkeit der Zweck der bürgerlichen Vereinigung seyn, so werden unsere Führer mit einer Binde über den Augen uns den Weg des Heils führen... Für unsere Industrie...können unsere Machthaber unmittelbar gar nichts tun, sie arbeiten vielmehr der Natur geradezu entgegen, wenn sie unmittelbar für die Industrie wirken und Wohlhabenheit und Kultur herbeiführen wollen.“ Eine wohlgeordnete bürgerliche Gesellschaft könne nur „im Schooße der Freiheit“ gedeihen: „Sittlichkeit ist unser Beruf“, ebenda, S. 17, 18, 30. Zu Lueder: R. Koch, Liberalismus, Konservatismus, S. 541ff.
- 64 J. F. E. Lotz, Ueber den Begriff der Polizei und den Umfang der Staatspolizeigewalt. Hildburghausen 1807, S. 508: „Daß keines dieser („Urproduktion, „industrielle und komercielle Produktion“, d. Verf.) verschiedenen Objecte zum Nachtheile der übrigen begünstigt werden kann, und daß insbesondere Manufacturen und Handel nicht auf Kosten des Landbaues emporgehoben werden dürfen, dies versteht sich wohl ohne mein Erinnern.“
- 65 Ebenda, S. 509. „Grund und Boden ist und bleibt bey allen Vortheilen, die sich in Hinsicht auf Nationalwohlstand von Manufacturen und Handel erwarten lassen, immer die Basis alles menschlichen Seyns und Bleibens“, ebenda, S. 260. Noch deutlicher als Lotz warnte G. Hufeland vor einer „Einseitigkeit“ in der Anwendung der Lehren des „lange gepriesenen aber wenig gelesenen Smith“, in Anlehnung an Say und an die umfassende Definition des Hauses in Xenophons Oeconomicis“ verlangte er in einem Analogieschluß die Anerkennung des Begriffs „Oeconomie politique“ als Gegenbegriff zu „Nationalökonomie“ und forderte die theoretische Verschränkung der Volkswirtschaft mit der Staatswirtschaft, „als Theil der Lehre, die man bisher Politik nannte“, G. Hufeland, Neue Grundlegung, Vorrede (S. X Anm., XI, nicht paginiert), S. 4, 10.
- 66 J. F. E. Lotz, Ueber den Begriff, S. 529. Im Zusammenhang der polizeilichen Erörterung der staatlichen Wirtschaftspolitik entwickelte Lotz folgende allgemeine Interventionsformel: Richtschnur wirtschaftlicher und sozialer Regierungstätigkeit solle die „höchstmögliche Vermehrung und Vervollkommnung der produktiven Kräfte der Nation, und zweckmäßige Vertheilung der durch diese Kräfte erzeugten Genußmittel unter die Gesamtheit der bürgerlichen Gesellschaftsgenossen“ sein (ebenda, S. 420). Die Regierung solle dabei, wenn auch behutsam, das Unterrichtswesen befördern, als Kapitalgeber über Kreditkassen fungieren, Magazine anlegen und – in Ausnahmefällen – die Gewerbetätigkeit durch Prämien anregen (ebenda, S. 422-462). Dennoch meinte er sofort einschränkend, „Eine

Nation, deren Produktivkraft sich, – wie dies da, wo Fabriken und Manufakturen und Handel im Uebermaße und nicht in gleichem Verhältnisse mit dem Landbau begünstigt werden, immer der Fall ist – blos, oder doch vorzüglich, mit der Bearbeitung fremder Stoffe beschäftigt, gehört unter die Klasse der Lohnarbeiter. Jede Lohnarbeit aber ist an sich immer prekär“, ebenda, S. 510.

- 67 J. F. E. Lotz, Handbuch der Staatswirtschaftslehre, I. Bd. Erlangen 1821, S. 289, 296ff.
68 Ebenda, S. 298.
69 Ebenda, Bd. 2. Erlangen 1822, S. 55ff., hier, S. 56, 59.
70 Ebenda, Bd. 1, S. XI (Vorerinnerung), „Sowohl dem Industriesysteme, als dem physiokratischen und der Lehre der Freunde des Merkantilsystems (liege) eine gleiche, unhaltbare Ansicht vom Verhältnisse des Menschen zu Sachen und Güterwelt zum Grunde“ (ebenda, S. 140).
71 „Die Nazional-Oekonomie ist die aus der Anthropologie, aus der Kenntnis des menschlichen Organismus geschöpfte Kunde der Grundsätze, wie die Form des Staatsvereins, also die Staats-Verfassung, und wie die Regeln, welche die Staatshaushaltung zu Bestimmung der Rechte und Pflichten der Staats-Glieder, in strenger Beziehung auf den gesellschaftlichen Verein, zu beobachten hat, beschaffen seyn müssen, damit die größtmögliche Zahl der Glieder desselben den höchst möglichen Grad physischer Genußvollkommenheit nach ethischen Grundsätzen erlangen und bewahren können... Die Gesetze der Nazional-Oekonomie sind also Prinzip der Staats-Verwaltungs-Form und der Staats-Haushaltung“, J. v. Soden, Die Nazional-Oekonomie, Bd. 4, S. 6.
72 Ebenda, Bd. 1, Leipzig 1805, S. 232; Bd. 4, S. 215.
73 Ebenda, Bd. 1, S. 258. Vgl. allgemein: R. Koch, Liberalismus, Konservativismus (s. o. Anm. 17).
74 J. v. Soden, Die Nazional-Oekonomie, Bd. 6, S. 208ff., 211ff. Auch mit seinem Eintreten für eine gesetzlich autorisierte und sanktionierte „gesellschaftliche Vereinigung der Gewerbe“, also für eine Neuorganisation des Zunftwesens, neben der allerdings Niederlassungsfreiheit bestehen sollte, ist Soden ein weiterer Beleg für die Brauchbarkeit des oben entwickelten idealtypischen Begriffs der „bürgerlichen Gesellschaft“, in seiner Theorie der Getreide-Polizei hat Soden sein ökonomisch-soziales Modell der Bedarfsproduktion auf dem Lande und der Luxusproduktion in den Städten noch dahin erweitert, daß der Bauer die Pflicht zur Anlage eines Getreidevorrats haben sollte. Im Gegensatz zur Mehrheit seiner liberalen Zeitgenossen trat Soden für die Freiheit des Kornhandels ein, forderte aber, zutiefst durch die Erfahrung der Hungersnöte von 1770 und 1816 geprägt, das „idealistische Getreidemagazin“, also die Vorratshaltung auf jedem Hof an Stelle einer „realen Magazinierung“ nach Maßgabe der zur „mechanischen Memoriendampfmaschine“ herabgesunkenen Regierungskunde. Ders., Die annonarische Gesetzgebung. Versuch eines Systems über den Getraidhandel und die Gesetze, nach welchen die Staatsverwaltung in Absicht des Getraides zu handeln hat. Nebst einer annonarischen Bibliothek. Nürnberg 1828, S. 3, 77ff.
75 Vgl. etwa: K. H. L. Pölit, Staatswissenschaftliche Vorlesungen für gebildete Stände. Leipzig 1832; F. Bülow, Der Staat und die Industrie. Beiträge zur Gewerbepolitik und Armenpolizei. Leipzig 1834. Karl Heinrich Ludwig Pölit (1772-1838) erhielt 1795 eine Professur für Moral und Geschichte in Dresden, war 1803 a. O. Professor der Philosophie in Leipzig, 1804 o. Prof. des Natur- und Völkerrechts in Wittenberg, ab 1815 o. Prof. der Geschichte, Statistik und Staatswissenschaften in Leipzig. Sehr kritisch gegenüber seiner verflachenden Vielschreiberei (Pölit war der Vf. von 184 selbständigen Schriften!): W. Roscher, Geschichte, S. 841ff. Friedrich v. Bülow (1805-1859) war ab 1833 Professor der

„Industriesystem“ oder „bürgerliche Gesellschaft“

Philosophie und – ab 1840 – der Staatswissenschaft in Leipzig (vgl. o. Anm. 58).

- 76 W. Roscher, Geschichte, S. 855.
- 77 P. Keller, Dogmengeschichte, S. 104 spricht in diesem Zusammenhang von einer „Gelegenheitsehe zwischen kameralistischem Untersuchungsgebiet und liberaler Zielsetzung“ bei Rau.
- 78 K. H. Rau, Ueber das Zunftwesen und die Folgen seiner Aufhebung. Eine von der Königl. Großbritannischen Societät der Wissenschaften in Göttingen gekrönte Preisschrift. Leipzig 1816, S. 137ff.
- 79 Ebenda, S. 133. Auf der anderen Seite sei Fichte mit seinem platonischen Staatsideal zu weit gegangen. Bei der von ihm projektierten, allumfassenden Staatstätigkeit befände sich der einzelne gerade wegen der strikten Ausrichtung jeder Maßnahme und Tätigkeit auf das allgemeine Wohl in einer „widrigen gepreßten Lage“ (ebenda, S. 136).
- 80 Ebenda, S. 139.
- 81 Ebenda, S. 141. Das Plädoyer für den Interventionsstaat war Raus Antwort auf die Göttingische Preisfrage, wie „die Nachteile, welche nach Aufhebung der Zünfte entstehen, verhütet oder vermindert werden können?“
- 82 Ebenda, S. 146ff., 150ff. Der beste ökonomisch-soziale Zustand der bürgerlichen Gesellschaft sei der, „bei dem auf der einen Seite der Kunstfleiß sich frei bewegen, ... auf der anderen aber alle Beschäftigungen den Bedürfnissen entsprechend besetzt sind, im organischen Zusammenhang jede ihre gebührende Stelle einnimmt, jede ihren Arbeitern mäßiges Auskommen gibt“ (ebenda, S. 146).
- 83 K. H. Rau, Ansichten der Volkswirtschaft mit besonderer Beziehung auf Deutschland. Leipzig 1821, S. 121.
- 84 Ebenda
- 85 Ders., Lehrbuch der politischen Oekonomie, Bd. 2, Grundsätze der Volkswirtschaftspflege mit anhaltender Rücksicht auf bestehende Staatseinrichtungen. Heidelberg 1828, S. 200ff.; ebenda, 2. Aufl. Heidelberg 1833, S. 409ff.
- 86 Ebenda, S. 399, 403.
- 87 Dies gilt vor allem auch für den linken, demokratischen Flügel des vormärzlichen Liberalismus. Vgl. dazu jetzt: R.Koch, Demokratie und Staat bei Julius Fröbel 1805-1893. Liberales Denken zwischen Naturrecht und Sozialdarwinismus. Wiesbaden 1978, S. 99, 153ff. (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte, Bd. 84).
- 88 F. List, Das nationale System der politischen Oekonomie. Stuttgart 1841, 7. Aufl. Stuttgart 1883. Zu List einführend: W. Roscher, Geschichte, S. 970-991; Th. Heuss/E. Salin/J. A. Schumpeter, Friedrich List (1789-1846), in: Lebensbilder, S. 194-217; E. Whittaker, Schools and Streams, S. 200ff. (vgl. die in Anm. 2 genannte Lit.).
- 89 Arch. d. pol. Oek. u. Polizeiwiss. 5, 1843, S. 252-297, 349-412.
- 90 Ebenda, S. 267. „Es kann“, so Rau, „nicht für jedes Land eine besondere Wissenschaft geben, die obersten Grundsätze müssen ... allgemein seyn“ (ebenda, S. 71).
- 91 Ebenda, S. 273. Das Listsche System sei dem „Fabrikherrn... sehr willkommen“, habe im erstarkten Nationalbewußtsein seinen Verbündeten gefunden und verdanke seine Popularität der „von der jüngsten Kriegsgefahr angefachten Begeisterung“ (die Rheinkrise von 1840, d. Vf.), Ebenda, S. 253.
- 92 F. Bülow, Kritische Briefe über das „nationale System der politischen Oekonomie“ des Dr. List, in: Ders., Zeitfragen aus dem Gebiete der Politik und Volkswirtschaft. Leipzig 1846, S. 144ff., hier, S. 161.
- 93 Ebenda. Sehr weitsichtig meinte in diesem Zusammenhang Bruno Hildebrand: Wenn alle

Nationen ihre Manufakturkraft in vergleichbarer Weise entwickelt hätten und in die von List vorgegaukelte „Universalconföderation der Handelsfreiheit“ eingegangen seien, so stünde dann der Nationalkampf um die tropischen Märkte bevor, in dessen Folge alle „ungesunden, mühsam und mit großen Opfern erzeugten Gewerbszweige“ wieder zerstört würden. B. Hildebrand, National-Oekonomie der Gegenwart und Zukunft. Frankfurt a.M. 1848, S. 87. Bruno Hildebrand (1812-1878), Statistiker und Nationalökonom, erhielt 1841 eine o. Professur für Staatswissenschaft in Marburg. 1848/49 war er Vertreter der Linken im Paulskirchenparlament; 1850 erhielt er einen Ruf nach Zürich, 1856 nach Bern, ab 1861 lehrte er in Jena. Er war der Herausgeber der „Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik“.

94 „Für die Rheinländer ist es wirtschaftlich wichtiger, wie es im Elsaß, als wie es in Pommern, für die Elsässer wichtiger, wie es am Rhein, als wie es in der Provence, als wie es an den Pyrenäen steht, und wenn dem nicht so ist, wenn man durch künstliche Schranken die natürliche Verflechtung zerrissen hat, so ist das eben ein Übel.“ F. Bülow, Kritische Briefe, S. 164.

95 Ebenda

96 Ebenda, S. 162.

97 B. Hildebrand, National-Oekonomie, S. 60ff. Vgl., W. Roscher, Geschichte, S. 976.

98 Vgl. den Überblick bei: A. Predöhl, Außenwirtschaft. 2. Aufl. Göttingen 1971, S. 187ff. Predöhl kommt zu dem bemerkenswerten Ergebnis, „daß Freihandel und Schutzzoll wie Konkurrenz und Monopol dem gleichen geistigen Arsenal entstammen. Sie sind zwei Varianten ein und derselben Handelspolitik, die den Interventionismus einschließt...Die hochschutzzöllnerischen USA sind bis in die Gegenwart am stärksten liberalistisch geblieben.“ (Ebenda, S. 187).

99 Liberalismus (Einleitung) (vgl. Anm. 2).

100 So bereits sehr eindringlich: L. Mises, Der Liberalismus. Jena 1927; ders., Kritik des Interventionismus. Untersuchungen zur Wirtschaftspolitik und Wirtschaftsideologie der Gegenwart. Jena 1929, S. 62-68. E. Küng, Der Interventionismus. Volkswirtschaftliche Theorie der staatlichen Wirtschaftspolitik, Bern 1941, geht bei seiner Deutung des Liberalismus – im Gegensatz zu Mises – von der Annahme eines konkurrenzkapitalistischen Modells in der kleinbetrieblichen Wirtschaft vor der Industrialisierung aus: „Damals“, so meint er, „waren auch jene Annahmen zum großen Teil Wirklichkeit, die wir heute noch unseren theoretischen Deduktionen zugrunde legen, freie Konkurrenz unter Anbietenden und Nachfragenden, sowohl bei Produkten wie bei Produktionsfaktoren, Selbstverantwortlichkeit der Wirtschaftssubjekte, ohne daß irgendeine Kollektivität die Verluste auf sich genommen hätte, und Handeln nach dem eigenen Interesse, ohne daß man daran gehindert worden wäre.“ Ebenda, S. 19. Dieses fernab der historischen Wirklichkeit und der zeitgenössischen Diskussion konstruierte Modell führt in der Konsequenz zu der völlig irigen Annahme, daß in der „Ersetzung der Gebote der Ethik durch die Gebote des Rechts dann auch eine der tiefsten geistesgeschichtlichen Quellen für das Vordringen des Interventionismus (liegt)“, ebenda, S. 21.

101 A. Rüstow, Die staatspolitischen Voraussetzungen des wirtschaftspolitischen Liberalismus (1932), in: Rede und Antwort, Festschrift für A. Rüstow, hrsg. von W. Hoch. Ludwigsburg 1963, S. 249-258, S. 258.

Der Staat des Standortes

1. Staat und Standort

Die mit großer Sorge um das Gemeinwohl und die Zukunft der Deutschen geführte Standortdebatte vermittelt, über ihre kurzfristigen politischen Effekte hinaus, einen kaum verhohlenen Anspruch sozialer Hegemonie. Die Kriterien der Standortwahl, ein in der Relation zu anderen Standorten günstiges Angebot „mobiler Produktionsfaktoren“¹, gelten als zentrales Raster nationaler Selbstbeschreibung. Kaum eine Lebensäußerung, die nicht als Standortfaktor in Betracht käme, kaum ein Geschehen, das sich der integralen Logik des Standortes entzieht. Dabei gerät der Standortbegriff, der ursprünglich der Militär- und Botaniksprache angehörte und um die Jahrhundertwende² in die Wirtschaftstheorie einzog, zwangsläufig in Konkurrenz zum Staatsbegriff. Die ökonomische Kategorie des Standortes konkurriert mit der politischen Kategorie des Staates, das funktionale Gesellschaftsverständnis mit dem kollektiven. Während sich der Staat auf dem Territorialprinzip gründet, als klassisches Subjekt von der beobachteten Welt der anderen Staaten deutlich geschieden ist und sich selbst über den Souveränitätsbegriff beschreibt, gründet sich der Standort auf dem Technologieprinzip, ist als Bezugspunkt in einer übergreifenden Einheit, dem Weltmarkt, vergesellschaftet und beschreibt sich selbst über den Innovationsbegriff. Der Standort ist zwar ein räumlicher Begriff, doch verweist er implizit auf die Enträumlichung sozialer Austauschprozesse. Es ist nicht mehr der gegebene, in politische Einheiten gefaßte, sondern der hergestellte, als aktuelles Kräfteverhältnis der Produzenten aufgeschlagene Raum. Während der Kapital-, Daten- und Personenverkehr seine räumliche Dimension verliert, ist der Raum des Standortes ein Sekundärphänomen von Teilnahme bzw. Nichtteilnahme. Insofern ist er kontingent und in besonderer Weise der Zeit, den Aktions- und Reaktionszeiten der Produzenten unterworfen. Der Standort kann als „Zeitmaschine“, der Staat als „Raummaschine“ begriffen werden. Die Standortlosigkeit des Standortes, seine virtuelle Verortung bzw. Entortung spiegelt sich in der oft verwendeten Meeresmetaphorik.

So sehen Matzner/Kregel³ nicht nur, daß die „Flotte, die unter schwarzrot-goldener Flagge segelt, seit 1992 an Tempo verloren“ hat, sondern auch noch, daß der „Pegelstand in dem System der Wasserstraßen, deren Breite, Tiefe und Vernetzung“ nicht mehr stimmen. Hilpert⁴ berichtet: „Der Archipel Europa, der erfolgreich wissenschaftliche Ergebnisse und neue Technologien hervorbringt und anwendet, wird durch das umgebende Meer ökonomischer Stagnation und industriellen Niedergangs wieder gespiegelt.“ Markl⁵, in der Pose eines evolutionstheoretischen Schwimmmeisters, wendet die Meeresmetaphorik ins Anthropologische und bezeichnet den Menschen als „wißbegierige Tierart“, die einer „richtigen Strategie“ bedarf, „um in der wirbelndynamischen Welt den Kopf oben zu behalten.“

Der Standort definiert sich selbst über ein maritimes Vokabular.⁶ In die undifferenzierte Sphäre der Nichtstandorte eingelassen, bedarf er immer neuer Navigationsleistungen, die seine Wirklichkeit bestätigen. Gegenstand der verschiedenen Messungen ist aber, wie in der Regel ganz selbstverständlich vorausgesetzt wird, die ökonomische Lage eines politisch definierten Raumes. Er muß die Prüfungen, Stürme und Katastrophen der Meeresfahrt bestehen. Zwar werden Märkte auch weiterhin organisiert und bedürfen einer Reihe institutioneller Vorgaben, doch fragt sich, ob Organisation und Vorgaben des Weltmarktes an den politisch definierten Raum des Nationalstaates gebunden sind. Daß der politisch definierte Raum und der Standort territorial konvergieren, ist alles andere als selbstverständlich. Das Bild des in den Fluten der Weltwirtschaft befindlichen Standortes evoziert territoriale Geschlossenheit, obwohl die selektive Dynamik der Standortprozesse die politischen Räume aufsplittet und der Begriff der Volkswirtschaft durch die Dialektik von Globalisierung und Regionalisierung ein Oxymoron geworden ist. Angesichts dieser Überformung ist es sinnvoll, den präskriptiven, eher politisch motivierten Gebrauch des Standortbegriffes von seinem deskriptiven, eher ökonomisch motivierten Gebrauch zu unterscheiden. Im deskriptiven Gebrauch werden die territorialen Bezüge des Standortes als informell, dezentral und situativ bestimmt. Das regional begrenzte „Milieu“ ist in einen größeren „Kooperationsraum“ eingebettet. Der wiederum „ist charakterisiert durch eine geringe territoriale Bindung.“⁷ In seinem präskriptiven Gebrauch wird der Standortbegriff dagegen mit dem traditionellen Staatsbegriff⁸, der Einheit von Staatsterritorium, Staatsvolk und Staatsgewalt synthetisiert. Der Standort rekurriert auf politische Grenzen, verkoppelt das funktionale mit dem kollektivem Gesellschaftsverständnis und bedarf der Politik als

strategisches Zentrum. Er erscheint als versachlichter Integrationsmodus des Nationalstaates. Da Mythen sich schwerlich versachlichen, sehr wohl aber entzaubern lassen, kann das Amalgam von Staat und Standort als provisorisches begriffen werden. Vor allem, daß das Staatsvolk in die Rolle einer sturmerprobten Besatzung einrückt, ist angesichts der tendenziell wachsenden Arbeitslosigkeit unwahrscheinlich. Der Standort kann zwar politisch besetzt, das heißt ja wohl, in den öffentlichen Raum gestellt werden, aber er kann selbst nicht politisch werden und einen öffentlichen Raum begründen. Kurzfristig kann er sicherlich das Erbe des Nationalstaates antreten, das alte Staatssubjekt mit der „corporate identity“ einer Spitzenmannschaft aufladen und, ähnlich einer allgemeinen Mobilmachung, bestimmte Desintegrationstendenzen überspielen. Längerfristig muß die selektive Dynamik der Standortprozesse durchbrechen, die Standortmetaphorik zu sich selbst kommen und sich von der Bindung an ein Staatsterritorium, ein Staatsvolk und eine Staatsgewalt lösen.

Wenn man sich die Entwicklung des Standortbegriffes vergegenwärtigt, liegen folgende Annahmen nahe: der Standort provoziert eine Rückkehr zum Vergesellschaftungsbegriff. Funktionale Differenzierung wird dadurch keineswegs in Frage gestellt, aber ein neuer Vergesellschaftungsschub, der von der Wirtschaft ausgeht, drängt die anderen Funktionssysteme in den Status von Subsystemen. Die im Prozeß funktionaler Differenzierung erfolgte Herauslösung der einzelnen Funktionssysteme aus dem unmittelbaren Staatsbezug wird durch deren mittelbare Reintegration in den Wirtschaftsprozeß aufgehoben. Politik, Bildung oder Wissenschaft rücken in den Kontext marktgeseftlicher Ressourcen. Der Träger des alten Vergesellschaftungsschubes, der Staat, hinterläßt eine territoriale Infrastruktur, die fallweise noch ausgebaut, aber nicht mehr als symbolischer Rahmen der Gesellschaft verstanden wird. So vollzieht sich die funktionale Entgrenzung der Gesellschaft als Transformation von politischer zu ökonomischer Vergesellschaftung. Wie die mittelalterliche Vielfalt makrogeseftlicher Akteure durch den Zentralstaat wird nun die neuzeitliche Vielfalt nationalstaatlicher Akteure durch den Funktionszusammenhang der Wirtschaft ersetzt. In der Folge erscheint der Staat als lokale, an die territoriale Ebene gebundene Größe. Während die klassische Sicherheitsfunktion auf der Ebene des Staates nicht mehr zu bewältigen ist – Terror, Umweltkatastrophen, High-tech-Waffen entziehen sich lokal begrenzter Kontrolle – und die wohlfahrtsstaatliche Umverteilungsmaschine unter dem Konkurrenzdruck der anderen Standorte versagt, dürften mittelfristig verfügbare marktgeseftliche Ressourcen weiterhin staatlich aufgearbeitet werden. Synergieeffekte durch sozietale Vermittlungs-

leistungen, sei es in der Forschungs-, Verkehrs- oder Bildungspolitik, entsprechen dem Abbau anstaltsstaatlicher Regulierung. Der Staat des Standortes verdichtet sozietale Kommunikationsströme, ohne sie selbst steuern zu können.⁹ Insofern kann der Standort geradezu als dialektische Aufhebung des alten Gegensatzes von Staat und Markt verstanden werden.

Die neuere deutsche Staatstheorie muß auch, trotz ihres darüber hinausweisenden Anspruches, in diesem Zusammenhang gesehen werden. Da die Theorie funktionaler Differenzierung in expliziter Weise Abschied von der kollektiv begründeten „Einheit“ und Zentriertheit der Gesellschaft nimmt, sind ihre staatstheoretischen Überlegungen besonders geeignet, sich dem Staat des Standortes zu nähern. Vor allem Helmut Willke schlägt die theoretischen Breschen in den Zentralstaat, die einen praktischen Paradigmenwechsel von Staat auf Standort erlauben. Drei zentrale, seine „Ironie des Staates“¹⁰ durchdringende und für den gegenwärtigen Stand der Staatsdiskussion repräsentative Begriffe kennzeichnen die aussichtslose Lage, in die der Zentralstaat geraten ist. Im Kontext des Standortbegriffes gewinnen sie an Plastizität. Drei andere, für Willkes Überlegungen ebenso repräsentative Begriffe kennzeichnen die begriffliche Schwellenangst, die der Wechsel von einem kollektivem zu einem funktionalem Gesellschaftsverständnis selbst bei seinen Protagonisten auslöst. Im Kontext des Standortbegriffes verlieren sie an Bedeutung.

2. Kontingenz, Selbstbindung und Wissen

2.1. Kontingenz

Der Kontingenzbegriff erweist sich im Kontext der Standortdebatte als besonders anschlussfähig. Einerseits eignet er sich dazu, ein normatives Staatsverständnis in die Schranken zu weisen, andererseits bestimmt er die Existenz des Standortes leitmotivisch. Durch die Entwesentlichung des sozialen Raumes entkoppelt der Begriff die sozialen Zusammenhänge von kollektiven, letzten Endes mythisch begründeten Konstanten. Als das weder Notwendige noch Unmögliche beschreibt der Begriff die Modalität des Standortes im Funktionszusammenhang der Wirtschaft. Willkes Kontingenzbegriff konzentriert sich auf das politische System, das die Kontingenz der verschiedenen Teilsysteme funktional differenzierter Gesellschaften zwar nicht einschränken, aber politisch verarbeiten kann. Mit der wachsenden Optionenvielfalt dieser Gesellschaften kann Kontingenz nur durch bestimmte Verfahrensregeln, selbstreferentiell erzeugte Legitimität gedämpft werden. Der doppelte Machtkreislauf und die Gegenseitigkeit von

Staatlichkeit und Rechtlichkeit kontrollieren Kontingenz und gründen den programmatischen Wandel auf verfahrenstechnische Stabilität, die Einseitigkeit der Regierung auf die Möglichkeit des Regierungswechsels. Die Zentrifugalkraft der innergesellschaftlichen Teildiskurse sorgt dafür, daß weder „Werte“ noch „verallgemeinerungsfähige Interessen“ Legitimität begründen, sondern allein die formalen Regeln des Prozessierens von Widersprüchen, der binäre Code von Regierung und Opposition, die Verarbeitung von Dissens durch Verfahren. Nur diese Verfahrensordnungen, sieht man von der Existenz bestimmter Erwartungsstrukturen ab, verengen den Horizont des Möglichen. Das heißt vor allem, daß es kein Primat der Politik, keinen privilegierten Standpunkt innerhalb der Gesellschaft, kein Zentrum gibt, sondern nur noch ein Teilsystem Politik, das eine spezifische Funktion hat, nämlich kollektiv verbindliche Entscheidungen zu generieren, und das andere Teilsysteme weder repräsentieren noch ersetzen kann. Bis dahin schien eine gesellschaftliche Ordnung ohne hierarchische Struktur undenkbar zu sein, heute dagegen erschöpft sich deren Ordnungspotential zugunsten einer heterarischen, polyzentrischen, netzwerkartigen Struktur autonomer Teilsysteme. Die Konzentration gesellschaftlicher Macht im Staate weicht einer gesteigerten Abhängigkeit bzw. Unabhängigkeit selbstreferentieller Systeme, der Fremdzwang dem Selbstzwang, die Einheit der Differenz. In der deutschen Standortdebatte, die Kontingenz weniger als Möglichkeitsspielraum und mehr als Selektionsdruck rezipiert, erscheint das Thema als Innovationszwang. Eine ganze Traktat-Literatur kreist um den Gedanken, daß „Standorte keine Erbhöfe“ sind.

2.2. Selbstbindung

Die strategische Grundsatzentscheidung der Theorie funktionaler Differenzierung, den Staat in das politische System einzupassen, hat die Konsequenz, daß die Politik Autonomie gewinnt und der Staat Gesellschaftsmacht verliert. Unabhängig von der Frage, ob der neue Vergesellschaftungsschub eine solche Politisierung des Staates tatsächlich zuläßt, ist der Begriff der Selbstbindung, der das ideale Verhältnis autonomer Systeme zueinander bezeichnet, doch geeignet, die Interaktionsverhältnisse im Standort zu beschreiben. Selbstbindung meint ja nicht Selbstbezüglichkeit, sondern spiegelt die gewachsene Abhängigkeit der Systeme voneinander und entspricht durchaus der integralen Logik des Standortes. Selbstbindung bei Willke heißt, die Selbstreflexivität der Teilsysteme zu steigern, indem sie provoziert werden, ihre eigene Identität, die System-Umwelt-Differenz, zu thematisieren und ihre Wirkungsmächtigkeit auf die Umwelt zu kontrollieren. Ziel ist, die externe Kontrolle der Systeme durch Selbstkontrolle, die

staatliche Steuerung durch reflexionsgeleitetes Interagieren zu ersetzen. Wenn es gelänge, die Teilsystem-rationalitäten zu transzendieren, erübrigt sich das autoritative Setzen von Zwängen und Normen. Vorläufig bedarf es aber einer Kombination von formellen und informellen Steuerungsprinzipien, von machtbasierter Regelung und reflexiv abgestimmter Selbstorganisation. Staatsbezogen heißt das: weder der liberale Minimalstaat, den der Schutz kollektiver Güter zunehmend überfordert, noch der aktive Interventionsstaat, dessen Planungsmacht nichttriviale Systeme zerstört, sind dem Abstimmungsbedürfnis funktional differenzierter Gesellschaften gewachsen. Erforderlich ist eine dezentrale Mobilisierung von Konsens. Die zunehmende Unmöglichkeit, soziale Verantwortung zu individualisieren, auf der einen, und das Versagen direkter Steuerung auf der anderen Seite muß durch responsive Prozesse der Entscheidungsfindung kompensiert werden. Versteht man Selbstbindung weniger als kategorischen Imperativ der Systeme und mehr als verinnerlichte Interdependenz einer Gesellschaft von Produzenten, beschreibt der Begriff die postfordistischen Produktionsbeziehungen auf treffende Weise: eine Vielzahl nicht mehr hierarchisch vermittelter Akteure treten in ein voraussetzungsreiches Zusammenspiel kooperierender und konkurrierender Art. Selbstbindung bezeichnet die Fähigkeit von Zulieferern, die durch „lean production“ und „lean management“ in ein offenes Verhältnis zu ihren Abnehmern geraten sind, deren jeweilige Bedürfnisse zu antizipieren. Auch Politik, Bildung und Wissenschaft, die unmittelbar an Autonomie gewinnen, aber mittelbar an diese Zusammenhänge anschließen müssen, werden über Selbstbindung gezwungen, die jeweils passenden Produkte bereitzustellen und auf kostspielige Lagerhaltung zu verzichten.

2.3. Wissen

Der Wissensbegriff kann als Zentralbegriff der staatstheoretischen Überlegungen Willkes gelten. Die entscheidende Ressource, den permanenten Dissens von System und Umwelt systemintern zu moderieren, ist Wissen. Der Vollzug der Selbstbindung muß mit strategischem Wissen untersetzt werden. Ein verzweigtes Netz von Selbstkontakten, eine spezifische Umweltoffenheit und eine thematisierte Selbstreferenz sollen die „black boxes“ aufhellen, die Validität der Modellannahmen erhöhen und graduell genauere Beschreibungen liefern. Aber vor allem der Staat bedarf, um das Risikomanagement für Kollektivgüter zu leisten, einer wissensbasierten Infrastruktur. Da mit steigendem Anwendungsbezug von Wissenschaft sich auch die Riskanz technologischer Entwicklung erhöht, muß er ein

spezielles Alternativ- und Gegenwissen produzieren, das Irritationen und neue Selbstbeschreibungen des Wissenschaftssystems provoziert. Während die machtbasierete Infrastruktur das Problem physischer Gewalt – das Recht des Stärkeren – und die geldbasierete Infrastruktur das Problem struktureller Gewalt – die Massenarmut – entschärft, soll die wissensbasierete Infrastruktur die Eigendynamik technologischer Entwicklung einer politischen Revision unterwerfen. Wenn das Steuerungswissen in dezentralen Einheiten residiert, müssen zentralstaatliche Eingriffe und traditionelle Steuerungsressourcen versagen. An die Stelle der Fremdsteuerung tritt das Motiv der Supervision, an die Stelle gewalt- oder geldbasierter Macht das Angebot einer dritten Sichtweise, die institutionalisierte Beobachtung zweiter Ordnung. Der Supervisionsstaat kreuzt Perspektiven, sichert die prekäre Balance der Einflußmöglichkeiten und provoziert umweltverträgliche Selbstveränderung. Der Supervisionsstaat ist weise. Durch die induzierte Steigerung der Selbstreflexion ist er durchaus in der Lage, soziale Systeme zu „erziehen“. Aber er verletzt die Autonomie der Funktionssysteme nicht, er bietet nur den Vergleich unterschiedlicher Praxisformen. Auch das Rechtssystem ist geeignet, Veränderungsabsichten der verschiedenen Teilsysteme gewaltfrei zu kanalisieren, Widersprüche zu strukturieren und die Teilsysteme reflexiv an die Umwelt zu binden. Insofern kommuniziert es ebenfalls Beobachtungen zweiter Ordnung, prozessiert „blinde Flecken“ und bedarf einer hochgetriebenen Kognitionsfähigkeit. Willkes Wissenspräferenz korrespondiert mit der Informationspräferenz des Standortes. Nur Information bewältigt Kontingenz und ermöglicht Selbstbindung. Nur über Information gewinnt der Standort Zeitvorteile. In den bedeutenden Standorten des Weltmarktes sichert eine äußerst verdichtete Kommunikationsstruktur die Beschaffung, Versorgung und Aufarbeitung von Information. Auch staatliche Behörden, wie das berühmte japanische Industrieministerium MITI, fungieren im wesentlichen als Kommunikatoren. „Nicht die Macht, sondern die Erstellung, Auswertung und Verbreitung von Information ist das Medium des MITI.“¹¹

3. Zivilisation, Politik und Ironie

3.1. Zivilisation

Willkes Staatstheorie ist in das milde Licht einer Zivilisationstheorie getaucht. An die Stelle des äußeren, durch den Zentralstaat geübten Zwanges tritt der Selbstzwang der Teilsysteme. Der zentralstaatliche

Gewalthaber zieht sich auf die Rolle eines „weisen“ Gesellschaftsspielers zurück und die einzelnen Teilsysteme üben einen gepflegten Umgang. Indem die zivilisationstheoretische Vorstellung, daß Individuen kategoriale Konstanten der Geschichte wären, die erst von außen gezwungen würden und sich später selbst zwingen, auf die Ebene der Systeme übertragen wird, erscheint deren Eigendynamik im Kontext einer Internalisierung gesamtgesellschaftlicher Vernunft. Vor allem Willkes diskursive Entschärfung der Autopoiesis, seine Präferenz für eine systemische „Fähigkeit zur Empathie“,¹² für kybernetische Beratung, Modell-Simulationen und Risiko-Kontrolle setzt eine große Lernfähigkeit voraus, während Luhmann die große Indifferenz autopoietischer Systeme gegenüber ihrer Umwelt betont. Die zivilisationstheoretische Denkfigur, daß der Staat erst Macht konzentrierte, um sie nach gelungener Befriedung des sozialen Raumes wieder an die Gesellschaft zurückzugeben, führt in die Irre, weil der soziale Raum vor und nach dem Staat ein anderer ist als im Staat. Der zivilisatorische Progreß impliziert, daß es vor der Etablierung des staatlichen Gewaltmonopols unzivilisiert zugeing, daß rechtsfreie Räume und Zonen der Anarchie dominierten, die erst befriedet und durch Repression gestaltet werden mußten. Der moderne Zentralstaat ersetzte vielmehr ein dezentral gespanntes Netz an Gewohnheiten, Rechten, Bindungen, das sich zwar nur auf mikro- und mesogesellschaftlicher Ebene verdichtete, dafür aber außerordentlich stabil war. Selbst Krieg und Fehde, sieht man von dem spezifisch neuzeitlichen Phänomen der Religionskriege ab, besaßen rechtsförmigen Charakter und stellten die soziale Ordnung nicht grundsätzlich in Frage. Das Problem der Gewalt stellte sich erst, als der Vergesellschaftungsprozeß einen Punkt erreicht hatte, an dem die gegenseitige Abhängigkeit es erforderlich machte, die makrogesellschaftlichen Beziehungen zu rationalisieren, also zur selben Zeit, da der Zentralstaat entstand. Aber auch der absolutistische Staat war kein Gewalthaber im Willkeschen Sinne. Seine Idee von der zunehmenden Autonomisierung der Funktionsbereiche, „die sich nach und nach...dem machtvollen Zugriff der Politik entwanden“,¹³ beruht auf der Vorstellung, daß es sich bei dem absolutistischen Staat um einen „absoluten Staat“,¹⁴ bei hierarchisch geordneten um „repressiv“¹⁵ organisierte Gesellschaften handelt. Hierarchien sind aber primär symbolische Integrationsmuster, die den ständischen oder lokalen Gliederungen eine weit größere Autonomie gestatten als sie heute vorgestellt wird. „Man würde also sehr irren, wollte man das Ancien Regime für ein Zeitalter der Sklavengesinnung und Unfreiheit halten. Es herrschte darin weit mehr Freiheit als in unseren Tagen; aber es war eine Art regelloser und vielfach unterbrochener Freiheit, immer auf das abgegrenzte Gebiet der Klassen

beschränkt, immer an die Idee von Ausnahme und Privileg geknüpft, eine Freiheit, die ebenso sehr dem Gesetze als der Willkür zu trotzen gestattet.“¹⁶ Diese Freiheit auf ein vorzivilisatorisches Gewaltpotential zu reduzieren, greift zu kurz. Vielmehr kann angenommen werden, daß dem geringen Maß an gesellschaftlicher Integration eine große Macht ständischer Verhaltensnormen, daß der gewachsenen Macht gesellschaftlicher Vermittlung, vor allem in Gestalt des Staates, eine Individualisierung der Verhaltensmuster als Moral und schließlich, daß der Komplexität funktional differenzierter Gesellschaften eine große Freiheit personalen Verhaltens entspricht.¹⁷ Mit anderen Worten: über die Jahrhunderte existiert ein relatives Gleichgewicht von Freiheit und „Fremdzwang“. Was auf der einen Seite als Autonomiegewinn erscheint, wird auf der anderen Seite durch abstrakter gewordenen „Fremdzwang“ wieder ausgeglichen. Auch die als Grund- und Menschenrechte „eingepflockten Autonomiespielräume“ sind aus dieser Perspektive Abstraktionen wachsender Vergesellschaftung und nicht per se Freiheitsräume, die einem omnipotenten Leviathan abgerungen wurden.

3.2. Politik

Durch die eklektische Verklammerung von kollektivem und funktionalem Gesellschaftsverständnis in der Figur des Staates, der als „local hero“ Kollektivgüter produziert und als Supervisionsstaat die verschiedenen Teilsysteme miteinander vermittelt, wird der konsequenzenreiche, der Theorie funktionaler Differenzierung eigentümliche Abschied von der „Einheit“ der Gesellschaft, die nicht mehr als kollektive Konstante begriffen wird, systematisch verwischt. Diese Unschärfe ist aber schon in der Theorie des politischen Systems angelegt. Die systemtheoretisch archaisch anmutende Funktionsbestimmung politischer Systeme, sie produzieren kollektiv verbindliche Entscheidungen, bleibt, trotz der argumentativen Energie, die auf diese Bestimmung verwandt wurde, schleierhaft. Sicher bezieht sich das Kollektiv nur auf die psychischen Systeme, die dem politischen System zur Verfügung stehen. Aber sie bilden eine „Einheit“ von Gesellschaft, die ansonsten überflüssig ist. Das politische System ist ganz offensichtlich an einen kollektiven Bezug, an eine territoriale Demarkation gebunden. Es bildet in dieser Hinsicht eine Ausnahme, die der Funktionslogik der anderen Systeme widerspricht. Willkes Beharren auf dem Fokus nationaler Solidarität gewinnt angesichts der Eigenart des politischen Systems an Plausibilität. Aber gewinnt auch das politische System an Plausibilität? Kann der Staat des politischen Systems supervisionär wirken, wenn die anderen Systeme gar nicht an seine Operations-

ebene gebunden sind? Luhmann jedenfalls weist die Vorstellung, daß Systeme an einen kollektiven Bezug, eine territoriale Demarkation gebunden sind, zurück: „Wenn die moderne Gesellschaft durch funktionale Differenzierung bestimmt wird, dann kann man sich nur schwer vorstellen, daß alle Funktionsysteme an den gleichen territorialen Grenzen konvergieren...Solche Grenzen, an denen Wissenschaft Nichtwissenschaft, Wirtschaft Nichtwirtschaft wird..., werden aus der Logik der Funktionsysteme selbst erzeugt.“¹⁸ Und: „Mein Eindruck ist, daß sich die Pfeiler, auf denen der Nationenbegriff ruht, in einem weltgesellschaftlichen Kontext auflösen.“¹⁹ Ist es angesichts derartiger Schwierigkeiten nicht sinnvoller anzunehmen, daß das politische System ein institutionelles Rudiment aus Zeiten darstellt, da Gesellschaften noch ein Zentrum besaßen? Man müßte sich den Staat nicht als „local hero“ inmitten gegenläufiger Entwicklung vorstellen und könnte auf die unglückliche Verkopplung von kollektiven und funktionalem Gesellschaftsverständnis verzichten. Auch scheint ein bestimmter, allgemein konstaterter Leerlauf des politischen Systems eine solche Lösung zu bestätigen. Daß der Standort als lokaler Bezugspunkt im globalen Funktionszusammenhang der Wirtschaft mit der Vorstellung eines „local hero“ sehr wenig, viel mehr aber mit der Vorstellung eines in das eigene System integrierten Subsystems der Politik anfangen kann, erhellt die offenerzige Bemerkung eines Daimler-Benz-Vorstandsmitgliedes: „Das etablierte Vorgehen, das die politischen Entscheidungen von ihrer Mehrheitsfähigkeit abhängig macht, ist der heutigen Zeit nicht mehr gewachsen... Dehnen wir die Methoden des strategischen Managements bald auch auf unseren Staat, auf unsere Politik aus.“²⁰

3.3. Ironie

Willkes Staat gründet sich auf eine ironische Operationsweise. Da die Identität selbstreferentieller Systeme auf der Differenz unterschiedlicher Semantiken, Operationsregeln, Rationalitäten beruht, kann das Entstehen für gegenseitige Abstimmung, Schadensminimierung, Verträglichkeitsprüfung nur aus einer Relativierung der eigenen, mithin aus einer ironischer Position erfolgen. Insofern der Ironiker viele Semantiken verstehen kann und jede Semantik als vorläufig und kontingent begreift, wird die Idee des Staates reflexiv gebrochen. Der ironisch operierende Staat eröffnet einer „Arbeitsgemeinschaft von Exzentrikern“ (Rorty) neue Anschlußmöglichkeiten. Wenn man jedoch, im Gegensatz zu Willke, davon ausgeht, daß der territoriale Vergesellschaftungsmodus des Staates gar nicht von einer Pluralität der Teilsysteme abgelöst wird, sondern diese Systeme ihrerseits in den globalen Vergesellschaftungsmodus der Wirtschaft inte-

griert werden, daß die staatliche Infrastruktur – heute handelt es sich schon um semistaatliche Strukturen, wie die „Telekom“ – jene Anschlußmöglichkeiten schafft, die ihrerseits eine supranationale Infrastruktur begründen, kommt man zu einem ganz anderen Ironie-Begriff. Nicht die plurale Relativierung der Staats-Idee, die litaneiartige Beschwörung von Kontingenz macht den Ironiker aus, sondern die Wirklichkeit der Idee, ihre unerwarteten Ergebnisse und Folgerungen. Willkes Ironie thematisiert nicht das Scheitern der Idee, sondern das Scheitern des Idealisten. Sein Staat relativiert sich nicht in der Gesellschaft, sondern die Idee der Gesellschaft relativiert sich selbst. Dagegen ist Solgers Ironie-Begriff produktiver: „Geht also die Idee durch den... Verstand in die Besonderheit über, so drückt sie sich nicht allein darin ab, erscheint auch nicht bloß als zeitlich und vergänglich, sondern wird das gegenwärtig Wirkliche, und, da außer ihr nichts ist, die Nichtigkeit und das Vergehen selbst und unermeßliche Trauer muß uns ergreifen, wenn wir das Herrlichste, durch sein notwendiges irdisches Dasein in das Nichts zerrieben sehn ... Diesen Augenblick des Überganges nun, in welchem die Idee selbst notwendig zunichte wird, ... muß der Geist ... in einem alles überschauenden Blick zusammenfassen und diesen über allem schwebenden, alles vernichtenden Blick nennen wir die Ironie.“²¹

Der Staat zerstört sich „durch sein notwendiges irdisches Dasein.“ Im Augenblick seiner größten Ausdehnung ist der Souverän am schwächsten, im Augenblick seiner Allmacht verschwunden. Ironie als Reflex der Penetration reicht weiter als die allgemeine Weisheit Willkes.

4. Ein alternativer Ansatz

„Eine Tradition, die aus der Antike überliefert war und älter ist als die begriffliche Verwendung des Terminus ‚System‘ hatte von Ganzheiten gesprochen, die aus Teilen bestehen. Das Problem dieser Tradition war, daß das Ganze doppelt gedacht werden mußte: als Einheit und als Gesamtheit der Teile,“ schreibt Niklas Luhmann.²² In der Tat ist dieses „Doppelt-denken“ ein zentrales Problem der europäischen Kulturgeschichte. Denn „es war nicht geklärt, wie das Ganze, wenn es nur aus Teilen plus Surplus bestehe, auf der Ebene der Teile als Einheit zur Geltung gebracht werden könne.“ Und genau dieser Widerspruch, der Zusammenhang und das „Nichtaufgehen“ von Teilen und Ganzem, sorgt für eine ganz bestimmte Bewegung: einerseits wird die Ganzheit der Teile imaginiert, ihre Teilhaftigkeit in eine Ganzheit getrieben und andererseits diese Bewegung

fortwährend in Frage gestellt, der Widerspruch von Teil und Ganzem immer wieder aufgerissen. Denn, so lautet der Vorwurf aller Revisionen, „der alte Sinn für Unzulänglichkeiten ... wurde durch Idealisierung überwunden.“²³ Die Idealisierung, oder besser Rekonstruktion einer Totalität – so soll im folgenden Ansatz angenommen werden – ist keine Denkschwäche oder intellektuelle Notlösung, sondern eine kulturelle Praxis, die auf zwei verschiedene Dimensionen verweist. Wir gehen davon aus: Idealisierung bindet nicht Teile außerhalb ihrer selbst zusammen, sondern weitet die Dimension der Teile auf die Dimension der Ganzheit. Die Dimension der Ganzheit ist dabei so real wie die Dimension der Teile. Sie gehen jedoch, vor allem im europäischen Kulturkreis, nicht ineinander auf. So bedeutsam der systemtheoretische Abschied von der „Einheit“ der Gesellschaft ist, so wenig ist er gleichbedeutend mit der Überwindung des zweidimensionalen Denkens. Wahrscheinlich resultiert die Theorie von der Überwindung des zweidimensionalen Denkens aus dessen historischer Variabilität. Das Verblässen bestimmter Universalien, wie Gott und Mensch, wurde gleichgesetzt mit dem Verschwinden der Universalien überhaupt. Hier soll dagegen angenommen werden, daß wir den Problemen unserer Vorväter treu bleiben: der alte Streit von Einzelding und Universalie geht unter anderen Vorzeichen weiter.

Die Dimension der Teile und die Dimension der Ganzheit schließen einander nicht aus. Entgegen der Reduktion auf „Differenz“ können, wie Dietrich Bonhoeffer formulierte, die „verschiedenen Dimensionen der Welt zu gleicher Zeit“²⁴ aufscheinen. Bonhoeffers paradoxer Satz, „Vor und mit Gott leben wir ohne Gott“,²⁵ ist nur scheinbar spezifisch modern. Im Grunde betrifft er die christliche Gottesvorstellung im Ganzen. Der christliche Gott befand sich immer, im Gegensatz zu seinen Vorgängern, in einem gespaltenen Verhältnis zu den Einzeldingen. Dieser außerordentlich abstrakte und sittlich anspruchsvolle Gott hatte die unmittelbare Anwesenheit in seiner Schöpfung aufgegeben, eine unendliche Differenz von profaner und sakraler Zeit, Diesseits und Jenseits zugelassen, aber diese Differenz gleichzeitig durch eine zweidimensionale Gestalt wieder durchbrochen. Die Europäer des Mittelalters, die sehr intensiv an der Entfernung Gottes litten, waren in das extreme Spannungsverhältnis des Kreuzes, in die absolute Verlassenheit und die absolute Verheißung gestellt: es war das Zeitalter einer ontologischen Zweidimensionalität. In Augustinus schroffer Setzung vom Gottesstaat, dessen Inkubator zwar der Weltstaat ist, der aber im Verlauf der Heilsgeschichte vom Weltstaat scharf geschieden wird, verdichtet sich eine polarisierende, noch einfach strukturierte Zweidimensionalität, während sich in Thomas von Aquins Hierarchie der Zwecke ein

hochvermitteltes Verhältnis von göttlichen und profanen Zwecken, das die Eigenbewegung der Dinge einschließt, herausgebildet hat. Mit zunehmender Arbeitsteiligkeit wurde die Gesellschaft aber selbst zu einem Abstraktum, hinter dem die Universalie Gottes mehr und mehr verschwand. Die Unmittelbarkeit persönlicher Bindung in der mittelalterlichen Gesellschaft wich den komplizierteren Vermittlungen der bürgerlichen Gesellschaft, die wiederum in der Bewegung auf das Ganze aufgehoben werden mußten. Der Mensch selbst wurde eine Universalie, die Zweidimensionalität war eine soziale.

Tatsächlich kann man die großen Begriffspaare der bürgerlichen Gesellschaft – Staat/Gesellschaft, Öffentlichkeit/Privatsphäre, Mensch/Individuum – als Chiffren sozialer Zweidimensionalität begreifen. In Hobbes schroffer Setzung vom Leviathan, der sich zwar auf dem Sicherheitsbedürfnis der Einzelnen gründet, aber als „sterblicher Gott“ von der Sozialität dieser Einzelwesen scharf geschieden wird, verdichtet sich eine polarisierende, noch einfach strukturierte Zweidimensionalität, während sich in Hegels Idee des Staates ein dialektisch ausgeformtes Verhältnis von Besonderem und Allgemeinem, Familie, bürgerlicher Gesellschaft und Staat herausgebildet hat. Doch der Differenzierungsprozeß zweidimensionaler Verhältnisse war keineswegs an sein Ende gelangt. Vielmehr hat er einen Punkt erreicht, an dem der Staat als Universalie hinter dem Horizont verschwindet und die soziale Zweidimensionalität durch eine personale Zweidimensionalität, durch ein idealisiertes Verhältnis von Funktion und personaler Identität ersetzt wird.

Soziale Systeme haben die Tendenz, die Selbstreferentialität psychischer Systeme auf den Spielraum einer Benutzeroberfläche zu verengen. Im Extremfall führt das zu behavioristischen, absolut eindimensionalen Verhaltensformen. Als Funktionselemente können psychische Systeme die unbestreitbare Tatsache ihrer Integrität abspalten, anstatt auf der Basis der Interpenetration Eigenkomplexität auszubauen. Psychische Systeme gewinnen, wie beispielsweise der verbreitete Wechsel von Imperfekt- zu Perfekt-Formen anzeigt, ein transitives Verhältnis zu sich selbst. Während ihr Name ins Zentrum rückt, verflüchtigt sich ihre grammatikalische Anwesenheit. Sie verhalten sich zu sich selbst wie ein Teil zum Ganzen, was nichts anderes bedeutet, als daß sie sich nicht auf der System-Umwelt-Differenz konstituieren, sondern diese Differenz rekonstruieren. Eine solche Wahrnehmung rechtfertigt den Verzicht auf den Begriff des psychischen Systems zugunsten des Personenbegriffs. Der Personenbegriff impliziert zwar eine Verabschiedung der Metaphysik psychischer Integrität, aber keine Reduktion der Person auf ein Funktionselement. Im Gegenteil:

die beständige Rekonstruktion personaler Identität erscheint zunehmend als Kontrapunkt funktionaler Integration. Die brutale Subordination personaler Identität unter den funktionalen Imperativ, wie sie etwa in Chaplins Film „Modern Times“ drastischen Ausdruck fand, ist in der Zwischenzeit anderen Verhältnissen gewichen. Die Dezentralisierung postfordistischer Produktion, das Aufweichen von starren, tarifrechtlich geregelten Zeitregimen, das Abflachen institutioneller Hierarchien, die Motivation und das Selbstbewußtsein der Funktionsträger werden zunehmend als systemische Ressourcen erkannt. Personale Identität und funktionales Verhalten geraten in ein spannungsreiches Wechselspiel.²⁶ Das heißt keineswegs, daß der Konflikt in irgendeiner Weise gelöst wurde. Aber reflektierte Systeme akzeptieren, daß Personen gleichermaßen ein Innen und ein Außen systemischer Reproduktion, kurz: ein zweidimensionales Phänomen darstellen. Personen unterlaufen die systeminterne Unterscheidung von Selbst- und Fremdreferenz, durchdringen die Grenze von Funktionselement und psychischem System und sind das als Differenz von System und Umwelt eingeschlossene Dritte. Personen gehen nicht nur nicht in ihren Rollen auf, sondern sind als immanenter Widerspruch der eigentliche Motor systemischer Spezifikation. Die in die Eindimensionalität der Systeme eingelassene Zweidimensionalität der Personen treibt Differenzierung voran und stellt sie gleichzeitig in Frage. Indem die Personen ihr funktionales Verhalten in Übereinstimmung mit ihrer personalen Identität zu bringen suchen, treiben sie Differenzierung voran. Indem das Unterfangen scheitert, stellen sie Differenzierung in Frage.

Unter günstigen Umständen kann das Verhältnis von Funktion und personaler Identität als dialektisches erfahren werden, zumeist wird es aber auf einen Dualismus reduziert. Als binärer, auf das Muster „Diesseits/Jenseits“ bzw. „Gesellschaft/Staat“ reduzierter Code operationalisiert sich „Funktion/personale Identität“ über die Differenz von Verhalten und Erleben. Verhalten vermittelt dabei zwischen Funktion und Person, während Erleben unmittelbar auf die Dimension personaler Identität zielt. Im Pathos des Erfahrungsmachens verdichtet sich die Idee personaler Identität. Insofern ist die Erlebnisgesellschaft mit ihren ausgefeilten Techniken des zu-sich-selbst-Kommens, dem Extrebergsteigen, Katastrophentourismus oder Kulturkonsum, die Komplementärfigur funktionaler Differenzierung. Abgespalten und der Dimension ihrer Teile enthoben, ist personale Identität ein semantisches Vakuum, das durch immer neue Erlebnisprogramme gefüllt werden muß. Nur ins Negative gewendet gilt aber auch hier: die Teile der Funktionen fügen sich durch Idealisierung zur Ganzheit der Person. Die Genese von der theozentrischen über die kommunizentrische

zu der egozentrischen Ausrichtung des jeweils Besonderen ist natürlich keine Abfolge, sondern eine Schwergewichtsverlagerung. Aber anstatt die personale Identität in der sozialen, das Ich im Wir zu verfassen, wird nun die soziale in der personalen Identität, das Wir im Ich begründet. An die Stelle politisch definierter treten „lebensweltliche“ Räume, an die Stelle der Kommune die lokale Referenzebene personaler Identität. Der soziale Horizont der Person beschränkt sich auf ihre unmittelbare Wahrnehmung und teilt mit den abstrakten Räumen sozialer Zweidimensionalität nicht einmal die Begriffe: ein soziales Neandertal, das aber der Rekonstruktion personaler Identität genügen muß.

Mit der Kategorie personaler Zweidimensionalität gewinnt der Standortbegriff eine schärfere Kontur: insofern die Wirtschaft ihre territorialen Bezüge lockert und sich als Funktionszusammenhang globalisiert, reflektiert der Begriff die Kontingenz des Raumes. Insofern Personen nicht in ihren Funktionen „aufgehen“ und zur Bildung von „Lebenswelten“ neigen, reflektiert der Begriff die relative Immobilität der Person. Seine spezifische Zweideutigkeit resultiert aus der Tatsache, daß sich die Personen einerseits funktional verhalten, Abschied von der „Einheit“ der Gesellschaft nehmen und ihre soziale Existenz von kollektiven Konstanten entkoppeln, andererseits aber über ihre Funktion hinausreichen, lokaler Referenzebenen bedürfen und sich in bestimmten Räumen verorten. Die Bildung informeller Netze auf lokaler Ebene ist aus funktionaler Sicht nicht notwendig, da solche Netze auch auf globaler Ebene funktionieren. Personen aber tendieren zur Bildung lokaler Netze. Ihre soziale Entortung stößt an die Grenzen ihrer Körperlichkeit. Die funktionale und die „lebensweltliche“ Dimension des Standortbegriffes bedingen einander: ein hochqualifiziertes Personal bedarf einer soziokulturellen Infrastruktur, die es erlaubt, personale Identität zu rekonstruieren. Das im Stil protestantischer Einfalt geäußerte Wort vom „Freizeitpark Deutschland“ könnte in geradezu klassischer Weise die „lebensweltliche“ Dimension des Standortes beschreiben. Ob hingegen der Staat in der einen oder der anderen Dimension, in funktionaler Hinsicht oder als Referenzebene personaler Identität, eine stabile Größe ist, soll im folgenden beantwortet werden.

5. Zwei Dimensionen des Staates

5.1. Staat als Benutzersystem

Im Personenverbund mittelalterlicher Gesellschaft besaß der Staat kaum Gesellschaftsmacht. Für das deutsche Reich des 10. und 11. Jhs., aber auch

darüber hinaus, gilt: „Immer noch war das Reich in nichts anderem verkörpert als in der Person des Königs, noch gab es keine Hauptstadt, keine zentrale Landschaft des Reiches, keine Zentralverwaltung. Die königliche Kanzlei steckte noch in den Anfängen... Ein Reichsarchiv ist nicht vorhanden. Die Berater des Königs werden von Fall zu Fall ausgewählt und wechseln häufig. Das Reich ist in voller Stärke nur da, wo der König sich gerade aufhält...“²⁷ Die Entwicklung von der symbolischen Integration des Königtums zur bürokratischen Integration des Anstaltsstaates vollzog sich bis in die Gegenwart. Während sich die symbolische Bedeutung des Königtums verringerte, wuchs die Gesellschaftsmacht des Staates. Einerseits bezeichnen das Ministerialsystem, die Schul- und Wehrpflicht, die universalistische Gesetzgebung und schließlich der Aufbau des Sozialstaates diese fortwährend gewachsene Gesellschaftsmacht. Andererseits erscheint der Staat im Zeitalter sozialer Zweidimensionalität immer noch als Hoheitsträger, der durch spezielle Zeichensysteme von der Welt des Partikularen geschieden ist. Noch auf den Postbeamten übertrug sich jene Aura, die auf der symbolischen Bedeutung des Königtums gründet. Erst am Ende des 20. Jhs. scheint mit der Vernetzung computergestützter Datensysteme eine Möglichkeit gefunden zu sein, die Gesellschaftsmacht des Staates soweit zu intensivieren, daß einerseits der symbolische Bezug überflüssig, aber andererseits auch das Staatssubjekt vergesellschaftet wird. Zwar scheiden sich auch hier die Verhältnisse in Programmierer, Designer und User, doch ist es falsch, anzunehmen, daß solche Datenetze extern zu kontrollieren sind: „Es gibt keine Einzelgegenstände des Wissens, Subjekte so wenig wie ‚subjects‘, also Objekte; es sind nur Knotenpunkte unzähliger Querverbindungen, Gatter und Netze. Und weil diese Datenketten keine ersten und letzten Elemente mehr kennen, schließen sie sich zu ineinander verschränkten Ringen...“²⁸, kurz: ein „Abschied von den Ordnungsmustern Hierarchie, Kategorie und Sequenz.“²⁸

Die Welt der elektronischen Benutzersysteme unterläuft den Anstaltsstaat durch die radikale Positivierung ihrer Beziehungen, ein Austausch von Impulsen, der keinen symbolischen Rahmen besitzt. Korrigiert man Willkes Kategorientafel einer macht-, geld- und wissensbasierten Infrastruktur dahingehend, daß es sich bei zentralstaatlicher, sozialstaatlicher und supervisionsstaatlicher Macht keineswegs um grundsätzlich verschiedene Dinge, sondern um eine immer intensiver und immer abstrakter werdene Form von Gesellschaftsmacht handelt, kann man zu dem Schluß kommen, daß der Staat keineswegs funktional ausgegrenzt wird und als Supervisor „Weisheit“ vermittelt, sondern, daß er sich mit den einzelnen Funktionssystemen im Datenverbund zusammenschließt.

5.2. Staat als heiliger Pfahl

„Aus dem Stamm eines Gummibaums hat Numbakula den heiligen Pfahl gefertigt; er hat ihn mit Blut gesalbt und ist an ihm hinaufgeklettert und im Himmel verschwunden. Dieser Pfosten stellt eine Weltachse dar, denn um ihn herum wird das Land bewohnbar, verwandelt sich in eine ‚Welt‘...Das Zerbrechen des Pfahls ist die Katastrophe, gewissermaßen das „Ende der Welt“, der Rückfall ins Chaos. Spencer und Gillen berichten, daß einem Mythos zufolge der ganze Stamm von tödlicher Angst befallen wurde, als einmal der heilige Pfahl zerbrach; die Stammesangehörigen irrten einige Zeit umher und setzten sich schließlich auf den Boden, um zu sterben.“²⁹

Der heilige Pfahl begründet eine symbolische Ordnung. Als zentrale Markierung in Raum und Zeit bildet er eine „Weltachse“, die direkt in den Alltag des Stammesverbandes hineinragt. Numbakula, der Schöpfer dieser Ordnung, ist im Mythos unmittelbar präsent. Doch die in differenzierteren Gesellschaften einsetzenden Abstraktionsprozesse, die Entwicklung einer den Sinneshorizont übersteigenden Sozialität und der Übergang zu einem chronologischen Zeitverständnis, nehmen dem Mythos seine Unmittelbarkeit. Vor allem die europäische Supernova der Gesellschaft, die Stammesangehörige in Untertanen, Untertanen in Bürger und Bürger in Personen verwandelte, transferierte den Mythos einerseits auf die abstrakte Ebene neuzeitlicher Staatssymbolik und versenkte ihn andererseits in den „Herzen“ der Staatsangehörigen, eine Aufspaltung, die sich dahin beschleunigte, daß zwischen dem Mythos und seiner Rezeption immer größere Reflexionsspielräume klaffen. Durch die Metamorphosen der Identifikation, sei es Loyalität, Patriotismus oder eine Art lokales Wohlbefinden, zieht sich eine Tendenz der Subjektivierung und Verinnerlichung. Die Fähigkeit des Mythos, ontologische und soziale Identität zu objektivieren und sie in einen konkreten Raum-Zeit-Zusammenhang zu stellen, wich einem historisierenden Bekenntnis. Die unmittelbare Präsenz des heiligen Geschehens verwandelte sich in ein mehr oder minder erhebendes Gefühl. Auch in der Rekonstruktion personaler Identität ist eine ontologisch-soziale Dimension aufgehoben, die symbolischer Repräsentation bedarf. Aber im Gegensatz zur klassischen Staatssymbolik hat sie ihre objektivierende Macht verloren und fungiert nur als Referenzebene personaler Identität. Wenn Botho Strauß „die Übermacht der Erinnerung“ preist, „die den Menschen ergreift, weniger den Staatsbürger, die ihn vereinsamt und erschüttert inmitten der modernen, aufgeklärten Verhältnisse, in denen er sein gewöhnliches Leben führt“,³⁰ dann beschreibt er genau jenes erlebnishafte Verhältniß, das die Person zur versunkenen Welt ontologischer und

sozialer Zweidimensionalität entwickeln kann. Aber so intensiv dieser historische Bezug auch ist, so wenig kann er den Rahmen personaler Identität sprengen. Auch in seinen rationalisierteren Prägungen, nehmen wir den Verfassungspatriotismus oder den Tag der deutschen Einheit, entbehrt der Mythos jeglicher Selbst-Verständlichkeit: das Paradigma personaler Zweidimensionalität kennt keine unmittelbare Bindung an die Staatssymbolik. Zu bedenken ist aber, daß die Rezeption mythologischer Versatzstücke auf unterschiedliche Weise erfolgen kann. Zum einen kann funktionale Integration kontrapunktisch ergänzt werden. Das Logo des Standortes dürfte diesem Zweck genügen. Zum anderen kann funktionale Desintegration antithetisch überspielt werden. Der Mythos stiftet dabei keine stabile Ordnung im Sinne der klassischen Staatssymbolik, sondern bildet den gemeinsamen Bezugspunkt eines nur lose integrierten Sozialverbandes. Rudelhaftigkeit, Hackordnung und mafiöse Strukturen bestätigen die soziale Regression. Angesichts der Tatsache, daß heute vielfach begraben geglaubte Mythen auferstehen und ganze Lemurenreiche begründen, ist es angebracht, auf die hinter der jeweiligen Symbolik marodierende Personalität, seien es britische Fußballfans oder serbische Milizen, zu verweisen. Sie läßt eher auf die Abkopplung des jeweiligen Standortes vom Weltmarkt als auf die objektivierende Kraft der Mythen schließen: „Paramilitärische Gruppen, besoffen von Pflaumenschnaps und völkischem Verfolgungswahn, beschießen einander über verwüstetem Land.“³¹

6. Zusammenfassung

Davon ausgehend, daß das funktionale Gesellschaftsverständnis des Standortes mit dem kollektiven Gesellschaftsverständnis des Staates um soziale Hegemonie konkurriert, muß die Staatstheorie eine adäquate, der Situation entsprechende Begrifflichkeit entwickeln. Auf der Suche nach einem Staatsverständnis, das der Situation entspricht, wurden die Überlegungen eines führenden deutschen Staatstheoretikers, Helmut Willke, herangezogen. Da die Theorie funktionaler Differenzierung in expliziter Weise Abschied von der Einheit und Zentriertheit der Gesellschaft nimmt, schienen Willkes Überlegungen besonders geeignet, sich dem Staat des Standortes zu nähern. Tatsächlich erwiesen sich zentrale Begriffe – Kontingenz, Selbstbindung und Wissen – als anschlussfähig. Andere, ebenso zentrale Begriffe – Zivilisation, Politik und Ironie – erwiesen sich dagegen als weniger brauchbar. Mit einem alternativen Ansatz, in dem das funktionale Gesellschaftsverständnis durch die Einführung einer zweiten Dimension,

der Dimension personaler Identität, erweitert wurde, gelang es, dem Standortbegriff schärfere Konturen zu geben. Mit der Kategorie personaler Zweidimensionalität war es darüber hinaus möglich, die Restbestände eines kollektiven Gesellschaftsverständnisses, wie sie in der Theorie des politischen Systems aufscheinen, in Frage zu stellen. Weder in der einen Dimension der durch die Revolution in der Informationstechnik entgrenzten Gesellschaft, noch in der anderen Dimension der personalen Rezeption der Staatssymbolik erwies sich der Integrationsmodus des Staates als stabil. Da aber die selektive Dynamik der Standortprozesse mehr funktionale Desintegration als funktionale Integration produziert, kann davon ausgegangen werden, daß große Gebiete, die ehemals staatlich vergesellschaftet waren, sozialer Regression verfallen. Die darüber hinaus beobachteten Phänomene sozialer Regression innerhalb der großen Standorte lassen sich meines Erachtens darauf zurückführen, daß funktionale Integration – Gott sei Dank! – noch nicht ernsthaft durchgesetzt wurde.³²

- 1 „Im Standortwettbewerb konkurrieren Länder um mobile Produktionsfaktoren; sie sind gleichsam in der Rolle von Gastwirten, die sich in Konkurrenz mit anderen um zahlende Gäste bemühen müssen.“, in: Standort Deutschland, H. Klodt u.a., Tübingen 1994 (Kieler Studien, 265), S. 4.
- 2 Gemeint ist Alfred Weber, „Wir sehen Reiche stürzen, Reiche sich erheben, scheinbar als Folge solcher Wirtschaftsstandsveränderungen. Wir verfolgen diese Dinge mit dem leidenschaftlichen Gefühl der Bedeutung, die sie für uns haben, stellen Prognosen auf über die Tendenzen zukünftiger Anhäufung und Verteilung... und Zusammenbruch derselben.“, in: A. Weber, Über den Standort der Industrien, Tübingen 1909, S. 2.
- 3 E. Matzner/ J. Kregel, Die Standort-Diskussion, in: Gewerkschaftliche Monatshefte, 45/ 1994, H.1, S. 37-38.
- 4 U. Hilpert, Archipel Europa, in: Zwischen Scylla und Charybdis, Hrsg. U. Hilpert, Opladen 1994, S. 218.
- 5 H. Markl, Unser Standort im Strom, in: FAZ, 30.4.94, Nr.100, Beil.
- 6 Bei aller Notwendigkeit, eine an sich abstrakte Materie metaphorisch aufzuladen, besitzt die Meeresmetaphorik doch eine mythologische Substanz, die tiefer blicken läßt, es ist der alte Kampf um Attika, den Poseidon und Athene miteinander führten. Athene, die Schutzgöttin der Sozietät, besiegte den cholerischen Meeresgott, der auf der Akropolis eine Quelle entspringen ließ, durch die Pflanzung des ersten Ölbaums. Athene, die durchaus Kriegerische, fasste das Kontingente in das Gewebe der Kultur, vgl., H. Hunger, Lexikon der griechischen und römischen Mythologie, Reinbek 1985, S. 74; heute dagegen scheinen sich die Kräfteverhältnisse umgekehrt zu haben, die verflüssigten Sozialbeziehungen des Weltmarktes unterspülen die institutionellen Hegungen, die eine Kommune begründen. Der „wurzelhafte“ Staat weicht dem „beweglichen“ Standort. Attika, so prophezeit die Standortmetaphorik mit einiger Wahrscheinlichkeit, muß dem Poseidon opfern oder untergehen. Bemerkenswert ist, daß Poseidon in der Blütezeit der griechischen Polis, von der Mitte des 5. Jhs. v. u. Z. bis in das 4. Jh. v. u. Z. hinein: kaum dargestellt wurde; vgl.: Hellenische Poleis, Hrsg. E. Ch. Welskopf, Bd. III, Berlin 1974, S. 1220.

- 7 A. Thierstein/ T. Langenegger, Der Prozeß der Internationalisierung, Handlungsspielraum für Regionen?, in: Außenwirtschaft, 49/ 1994, Heft IV, Dezember, S. 516.
- 8 Vgl.: T. Ellwein, Staatlichkeit im Wandel, in: Staat und Demokratie in Europa, 18. Wiss. Kongreß d. DVPW, Hrsg. B. Kohler-Koch, Opladen 1992, S. 73-82
- 9 Den Sachverhalt, allerdings mit einer optimistischen Färbung, formuliert Fritz W. Scharpf, „Der Staat am Ende des 20. Jahrhunderts agiert zwar in einem immer dichteren Geflecht innergesellschaftlicher und transnationaler Verhandlungsbeziehungen, die seine Fähigkeit zur einseitig hierarchischen Steuerung eng begrenzen. Aber...diese Verhandlungssysteme verfügen über eigenständige Wohlfahrtspotentiale.“, in: F. W. Scharpf, Die Handlungsfähigkeit des Staates am Ende des 20. Jahrhunderts, in: Staat und Demokratie (Anm. 8), S. 108.
- 10 H. Willke, Ironie des Staates, Grundlinien einer Staatstheorie, Frankfurt a. M. 1992.
- 11 M. Ehrke, Industrie- und Technologiepolitik in Japan, in: Jahrbuch Arbeit und Technik, Bonn 1994, S. 63
- 12 Willke, Ironie (Anm. 10), S. 74.
- 13 Ebenda, S. 43.
- 14 Ebenda, S. 288.
- 15 Ebenda, S. 180.
- 16 A. de Tocqueville, Autorität und Freiheit, Zürich 1935, S. 285; Einleuchtend ist die Entgegensetzung von korporativer Libertät und persönlicher Freiheit bei Kurt von Raumer, „Korporative Libertät ist eine Realität der feudalen Zeit, die in der Zeit des Absolutismus vielfältig fortwirkte und erst mit ihm selber verschwunden ist.“, in: K. v. Raumer, Absoluter Staat, korporative Libertät, persönliche Freiheit, in: W. Hubatsch (Hrsg.), Absolutismus, Darmstadt 1988, S. 169.
- 17 Der Begriff der Freiheit ist aber nur für die mittlere Phase sinnvoll: während in der Ständegesellschaft Freiheit und „Fremdzwang“ reflexionslos ineinander verschränkt waren und Freiheit durch ein funktionales Gesellschaftsverständnis ihren sozialen Bezug verliert, gilt für die „bürgerliche“ Gesellschaft ein mittleres Verhältnis, das reflexive Spielräume eröffnet.
- 18 N. Luhmann, Europa als Problem der Weltgesellschaft, in: Berliner Debatte, Initial, 1994, H. 2, S. 5.
- 19 Ebenda, S. 4.
- 20 J. E. Schrempf, Entscheidungen sind notwendig, um den Standort zu retten, in: Wirtschaftsstandort-Wissenschaftsstandort Deutschland, Hrsg. H. W. Levi/ B. Danzer, Stuttgart 1994, S. 39.
- 21 K. W. F. Solger, Über Ironie, in: Die deutsche Literatur vom Mittelalter bis zum 20. Jahrhundert, Bd. V/1, München 1988, S. 196.
- 22 N. Luhmann, Soziale Systeme, Frankfurt a. M. 1993, S. 20.
- 23 Ebenda, S. 21.
- 24 D. Bonhoeffer, Widerstand und Ergebung, Berlin 1982, S. 340.
- 25 Ebenda, S. 394.
- 26 Aus der Literaturflut zum Personalmanagement sei willkürlich ein „Audi“-Manager herausgegriffen, der die „Fähigkeit zur Arbeit in Teams; Selbstmanagement/ Selbstmotivation; die Fähigkeit, auf andere Menschen zuzugehen; Interesse an übergreifenden Zusammenhängen und Aspekten“ fördern will, in: R. Grönig, Personalmarketing und Förderung der beruflichen Chancen von Frauen bei „Audi“, in: Standort Deutschland, Hrsg. W. Lücke/ K. Schulz, Wiesbaden 1991, S. 84.
- 27 H. Mitteis, Der Staat des hohen Mittelalters, Weimar 1980, S. 154.
- 28 N. Bolz, Am Ende der Gutenberg-Galaxis, München 1993, S. 217.

- 29 M. Eliade, Das Heilige und das Profane, Frankfurt a. M. 1990, S. 33.
- 30 B. Strauß, Anschwellender Bocksgesang, in: Die selbstbewußte Nation, hrsg. v. H. Schwilk...u.a., Frankfurt a. M. 1994, S. 24.
- 31 Michael Ignatieff über die neue „Weltordnung“, in: M. Ignatieff, Reisen in den neuen Nationalismus, Frankfurt a. M. 1994, S.8.
- 32 So kann der Straßenverkehr als typisches Beispiel sittlicher Infantilisierung in funktionalen Zusammenhängen durch die elektronischen Informations- und Leitsysteme des Verkehrsmanagements ohne weiteres diszipliniert werden. Natürlich wird die liberale Idee mobiler Freizügigkeit durch ein funktionales Verkehrsverständnis obsolet.

Gemeinschaft als Produktivkraft Gemeinschaftssinn und Modernisierungspolitik in Amerika

1. Die Renaissance der „Gemeinschaft“

Ein Kommentator der *Financial Times* berichtete kürzlich¹ von einem zufälligen Treffen mit dem amerikanischen Soziologen Amitai Etzioni. „The world's chief communitarian“ weilte in London, um dort Politikern und Ökonomen seine Ideen nahezubringen. Wie der Journalist anmerkt, ist er im Fall des Oppositionsführers Tony Blair auf offene Ohren gestoßen: „The Labour leader's principal contribution to British political discourse is that humans are social animals, dependent on mutual support.“ Augenscheinlich ist der Kommunitarismus in England angelangt. Von Amerika schwappt eine ähnliche Welle seit geraumer Zeit auch nach Deutschland. Getragen wird sie von einem neuen Bedürfnis nach Verbindlichkeit in der „unübersichtlichen“, unverbindlichen Welt des postmodernen Liberalismus. Die kohäsive Kraft westlicher Demokratien soll gestärkt, „Gemeinschaft“ in eine hoch individualisierte und konsumorientierte „Gesellschaft“ zurückgeführt werden.

Unter den englischen Marktwirtschaftlern, die bei dieser Gelegenheit mit Etzioni diskutierten, stieß die kommunitaristische Doktrin allerdings eher auf Mißtrauen. Nicht von ungefähr: In der Wirtschaftsrhetorik, insbesondere dort, wo das Überleben nationaler Standorte debattiert wird, spielt das „Soziale“ üblicherweise eine untergeordnete Rolle; der „menschliche Faktor“ taucht als ökonomische Größe allenfalls deshalb auf, weil er Lohnkosten verursacht oder Produktivitätsreserven enthält. Die eigentliche Sorge dieser Experten gilt den Unternehmen, nach deren Bedürfnissen ein Standort sich richten soll. Und hinter jeder Betonung des Sozialen vermuten sie die Rückkehr einer antiquierten „Stammesmoral“ (F.A. Hayek), deren Einfluß den Markt „vermenschlichen“, d. h. verfälschen und zerstören würde.

Die ökonomische Kritik am Kommunitarismus knüpft hier an eine alte Tradition an. Im (vermeintlichen) Anschluß an Ferdinand Tönnies hat man sich daran gewöhnt, die (organisch verschweißte) „Gemeinschaft“ als

Phänomen der Vergangenheit einzustufen, an dessen Stelle im Zuge der Modernisierung die (vertraglich verfaßte) „Gesellschaft“ getreten sei. Gemeinschaft wird demnach von Gesellschaft scharf getrennt: hier Interesse, da Gefühl, hier Kalkül, da Gewohnheit, hier Fremdheit, da Intimität. Die Konsequenz dieser begrifflichen Unterscheidung: das eine wird zum Synonym für Fortschritt und Wachstum, während das andere Antimodernität schlechthin symbolisiert.

So scheint die kommunitaristische Renaissance einerseits eine verbreitete und verständliche Sehnsucht nach Ordnung, Sinn und Wärme zu reflektieren; andererseits steht sie offenbar im Widerspruch zu den Gesetzen der arbeitsteiligen Ökonomie und einer konkurrenzfähigen Volkswirtschaft. Ist also die neue Debatte, zumindest unter Modernisierungsaspekten, illusionär, weil im Anspruch hoffnungslos überholt? Ist, anders gefragt, Gemeinschaftsrhetorik „reaktionäre Rhetorik“ und Gemeinschaft daher alles andere als eine „Produktivkraft“?

2. Wirtschaft und Gemeinschaft

Daß sich die Debatte so einfach nicht abtun läßt, zeigt schon ein Blick auf die „Vorlage“: Tönnies' Begriffspaar kennzeichnet nicht in erster Linie die zeitliche Abfolge zweier Regime, sondern beschreibt unterschiedliche Ordnungsgesetze. Gemeinschaft wird daher mit der Herausbildung rationaler Gesellschaftsstrukturen nicht notwendig obsolet, vielmehr mag sie sich durchaus als „ungleichzeitiges“ Gegenprinzip erhalten, das strukturbedingte Verwerfungen moderner Vergesellschaftung im kleinen Kreis (etwa der Familie) auffängt, ja vielleicht sogar (wie von John Dewey avisiert) die ausdifferenzierte Gesellschaft in eine „große Gemeinschaft“ transformiert.²

Daß selbst die „große“ Variante nicht einfach graue Theorie ist, dafür steht stellvertretend der diesseits wie jenseits des Atlantiks praktizierte Keynesianismus, lange Zeit das offizielle Credo der staatlichen Wirtschaftspolitik westlicher Demokratien. Freilich handelt es sich dabei um den hybriden Fall einer interessengeleiteten Gemeinschaft, deren Träger – Kapital und Arbeit und „aufgeklärter“ Staat – ihr gemeinsames Wohlergehen im Blick haben (müssen): „Mit der Etablierung des Bewußtseins von der funktionalen Interdependenz aller gesellschaftlichen Interessen bricht das Zeitalter des Boots an. Alle sitzen in einem Boot und sind zugleich Bootsplanken.“³

Der so entstehende „reale“ Wohlfahrtsbund ist in defensiver Manier auf die Binnenverhältnisse, das eigene Wirtschaftssystem mitsamt seinen

Konjunkturen und Krisen, ausgerichtet und verfestigt sich im bürokratischen Sozialstaat. Dessen fiskalische Krise bringt dann auch das Ende des keynesianischen Kommunitarismus – nicht jedoch jeglicher moderner Gemeinschaftlichkeit. Vielmehr nimmt eine neue Solidar-Rhetorik ihren Anfang.

3. Varianten der Gemeinschaftlichkeit

Die deutsche Antwort auf diesen Niedergang des Keynesianismus ist die national-ökonomische Standortdebatte. Den Platz der „flachen“ Gemeinschaft, gegründet auf materielle Interessen, soll jetzt eine „tiefe“ Solidarität, gespeist aus ideellen Motiven, einnehmen. Die Nutzen- verwandelt sich in Opfer-Rhetorik, bedingt durch eine offensive Kehre hin zum umkämpften Weltmarkt und den konkurrierenden Nationen. Das neue Ideal ist die Nation nicht mehr als Konsum-, sondern Produktionsgemeinschaft, deren prekäre Position auf dem Feld des freien Wettbewerbs allen (arbeitenden Menschen) hohe Leistungen abverlange und auch Entbehren zumute. Das Volk müsse sich nun hinter seine Unternehmer scharen, die Politik habe dem Primat der Wirtschaft zu gehorchen – ihre neue Aufgabe besteht darin, die Produktionsbedingungen der Unternehmen zu optimieren sowie ökonomische und soziale Anpassungslasten „kostenneutral“ abzuwälzen. Abbau des Wohlfahrtsstaats, Flexibilisierung der Arbeit und Reduzierung der Lohnkosten lautet das neue Credo.

Solche Töne sind in den USA ebenfalls zu hören, doch dort entwickelt sich gleichzeitig eine genuine Alternative. Als Reaktion auf die Krise der keynesianischen Wohlfahrtspolitik kommt es zur Renaissance „authentischer“ Gemeinschaftsvorstellungen, die an alte amerikanische Kulturbestände anschließen und von einer ökonomischen Befrachtung frei zu sein scheinen. Ihre Wurzeln liegen im lokalen und politischen Bereich: in der örtlichen Gemeinde, die das Leben an der Basis gemeinschaftlich zusammenhält. Alexis de Tocqueville beschreibt das Prinzip dieser Kommune: „Der Einwohner von Neuengland hängt an seiner Gemeinde nicht so sehr deswegen, weil er dort geboren ist, sondern weil er in ihr eine freie und starke Gemeinschaft sieht, zu der er gehört und die zu leiten sich lohnt.“⁴⁴

Hier ist das wesentliche Prinzip der frühamerikanischen Ordnung erfaßt: eine vielfältige, aktive Einbindung ins kommunale Leben. Die Gemeinde ist der Ort sozialer Verpflichtung und öffentlicher Verantwortung: „Die Interessen, die Leidenschaften, die Pflichten und die Rechte

kreisen um die Gemeindepersönlichkeit und schließen sich eng an sie an. Im Schoße der Gemeinde herrscht wirkliches politisches Leben, rühlig, ganz demokratisch und republikanisch.“⁵

Der Kommunitarismus, der diese Debatte heute wieder aufnimmt, hat – zumindest in seiner philosophischen Ausprägung – hauptsächlich ein anthropologisches und demokratisches Anliegen; wirtschaftliche Aspekte bleiben außen vor. Es ist indes fraglich, ob sich diese „amerikanische“ Perspektive durchhalten ließe, wenn sie keine verborgene Kehrseite hätte, die ökonomisch verwertbar wäre. Ein erster (überraschender) Hinweis darauf mag darin liegen, daß im gemeinschaftlichen Überschwang die Gemeinde fast völlig untergeht. Statt dessen treten andere Institutionen in den Mittelpunkt der Debatte, allen voran die Familie.

4. Die Familie als Standortfaktor

In Amerika wird seit einiger Zeit heftig um die Familie gerungen, und auch der merkwürdigen Melange zwischen traditionellem Konservatismus und wiedererwecktem Kommunitarismus ist sie ein besonderes Anliegen. Nun kann die Rettung der Familie auch im Namen der Familie selbst betrieben werden: sie will sich fortpflanzen, ihren Namen vererben, ihr Vermögen weitergeben.

Das Bemühen, dem Zerfall dieser Institution entgegenzuwirken, verdankt sich freilich auch ihrer (offensichtlich defizitären) Funktionalität. „The family is and should remain society's primary institution for bringing children into the world and for supporting their growth and development throughout childhood“, so beginnt ein typisches Plädoyer *pro familia*, das damit einen „New Plan for the Family“ einleitet und zitiert, was kurz zuvor der „Rockefeller Report“ zur Lage der amerikanischen Familie bereits berichtet hatte.⁶ Im Bekenntnis zur Familie offenbart sich vor allem die Sorge um die Gesellschaft, deren Fundament brüchig geworden ist. Wie einschlägige Statistiken demonstrieren sollen, gibt es kausale Zusammenhänge zwischen der Erosion des „normalen“ Familienlebens und dem Niedergang des bürgerlichen Tugendkanons. Zugespitzt formuliert: kaputte Familien produzieren kriminelle Kinder, jedenfalls solche, die der Solidargemeinschaft früher oder später zur Last fallen. Lediglich den biologischen Fortbestand scheint Amerika noch sichern zu können, nicht aber seinen zivilisatorischen. Daher, erklären die Verfasser eines „kommunitaristischen Manifestes“, „ist es unser erstes und vorrangiges Anliegen, die Wichtigkeit der Gemeinschaft zu betonen, in denen ein

Engagement Gestalt annimmt und von einer Generation an die nächste weitergegeben wird“.⁷ Und für diese Arbeit eignet sich vorrangig die Familie – so sie denn funktioniert.

Für die Verfechter der Familie (kommunitaristisch oder nicht) ist sie deshalb keine Privatsache. *Family values* sind in erster Linie gesellschaftliche Werte, die nicht für, sondern von der Familie erbracht werden. Die Gesellschaft hat ein natürliches Interesse am Ausgang dieser Vermittlungsarbeit; die Eltern müssen also (wieder) in die selbstverständliche Pflicht für eine umfassende Erziehung genommen werden, zum Wohle der Kinder ebenso wie der Nation. „Die Entscheidung für Kinder bringt die moralische Verantwortung mit sich, nicht nur für ihre materiellen Bedürfnisse zu sorgen, sondern auch für eine an moralischen Werten orientierte Erziehung und Charakterbildung.“⁸

Etzioni kleidet das in den Begriff des *basic parenting*. Nach dieser Vorstellung sollen in der Familie vor allem zwei Dinge vermittelt werden: *mutuality* und *civility*. Ersteres charakterisiert das Verhältnis der Menschen untereinander, steht für die Überwindung von Egoismen, schafft das Bewußtsein für gegenseitige Abhängigkeit und liefert damit die notwendige Grundlage für den Gemeinsinn. Letzteres beschreibt eher das Verhältnis des Einzelnen zur Gesellschaft, umfaßt Regeln und Werte, und führt ein in den Tugendkanon der bürgerlichen Ordnung. Dabei gilt es, eine prekäre Balance aufrechtzuerhalten zwischen emotionaler Unterstützung und Leistungsanforderungen. Versagen die Eltern hier, kommt es zu charakterlicher Einseitigkeit: „It seems that in their education, children need two kinds of parenting, the expressive and the instrumental. Given only emotional security, the child will tend to underachieve, given only pressure to grow, the child will tend to grow up obsessively driven.“⁹ Wobei diese Asymmetrie in der Not durchaus in Kauf genommen wird, denn, so Etzioni, „while providing patterns of mutuality is an essential feature of the family America now needs, it is second in importance to the education of children.“¹⁰

Die Vermittlung von Sekundärtugenden, d.h. gesellschaftliche Integration ist am Ende von höherer Bedeutung als Solidarität im Rahmen der Gemeinschaft. Immerhin, so lautet die Begründung Etzionis, sei die Familie die primäre „Erziehungsanstalt“ im Staat, auf der alle anderen Institutionen aufbauen müssen. Verdrängt werden dabei politisches Engagement und politische Selbstbestimmung; Vorrang hat vielmehr die soziale „Robustheit“ unter Modernisierungsdruck: Etzioni weist darauf hin, daß „a special tradition of civility“ die Gesellschaft gegen „shocks caused elsewhere by social change and economic distress“ immunisiere.¹¹

Die robuste Gesellschaft aber braucht dann *mutuality*, wenn auch nicht bei Kindern, so doch zwischen den Erwachsenen. Für sie ist die Familie zwar kein „Hafen in einer herzlosen Welt“ (Ch. Lasch) mehr, keine private Gegenwelt, die den Druck des individuellen Existenzkampfes auffängt – zu tief sind die Effekte des Marktes in das Leben der Familie eingedrungen. Doch diese Kolonialisierung läßt sich in die Gemeinschaft einbetten. So wird im Zeitalter der Doppelverdiener von den Partnern verlangt, daß sie auch die häuslichen Aufgaben gemeinsam bewältigen. Wichtig wird elterliche Solidarität vor allem in Form einer Erziehungscoalition, umso mehr, als Charakterbildung ein Vollzeitjob ist und sich nicht delegieren läßt, wie die Verfasser des „Manifests“ betonen.¹² Diese solidarische Arbeitsteilung mag durchaus das Familienglück befördern und Scheidungen vorbeugen – darauf insistieren Bellah u.a.¹³ Doch das schöne Gefühl ist eben auch aus der wirtschaftlichen Not geboren: die „moderne“, gleichberechtigte Ehe entsteht als Konzession an ökonomisch harte Zeiten, in denen ein Lohn allein zum Leben nicht mehr ausreicht.

Ganz deutlich zeichnet sich ab, daß es in dieser Debatte weniger um Bedürfnisse (der Familienmitglieder) geht, als um Pflichten (der Eltern), die der Gesellschaft (von der Gemeinschaft) geschuldet sind. „Die Sozialisation erweckt im Individuum den Wunsch, das zu tun, was es tun muß, und die Familie ist die Instanz, der die Gesellschaft diese komplexe und heikle Aufgabe anvertraut.“¹⁴ Erhoffen können sich die Beteiligten wenig, allenfalls die Befriedigung, ihre Pflicht erfüllt zu haben, und die vage Aussicht auf eine bessere Zukunft: „ (...) it seems obvious that, each individual life being short, the most profound of economic motives is almost always – and must necessarily be – family-oriented. Economic laborers seldom work only for themselves (...) It is for the family's welfare that so much gratification is deferred; that so many excruciating medical, educational, and emotional struggles are engaged in; that so much saving is attempted; and that investments which regard the future so much more than the present are undertaken.“¹⁵

Für die Kinder zu arbeiten, wird dann zum wichtigsten Motiv – Mensch und Ökonomie sind darauf angewiesen. Der Lohn der Familie liegt in ihr selbst.

5. Familienbetriebe und Betriebsfamilien

Die Vorstellung, daß sich Gemeinschaft ökonomisch nutzbar machen läßt, beschränkt sich nicht auf die emotionale und moralische Unterstützung

des Marktes durch das „traute Heim“. Bellah wendet diese Erkenntnis auch auf den eigentlichen Produktionsbereich an – denn auch dort gilt: „commitment to a community turns out to be a much stronger basis for an effective economy than the individualistic pursuit of self-interest.“¹⁶ Soll heißen: das Wohl des Betriebs steigert sich mit dem Geist der Gemeinschaft.

Manchmal fallen beide Bereiche direkt ineins: dann nämlich, wenn Familienmitglieder gleichzeitig zu Arbeitskollegen werden. George Gilder schildert einen solchen „Glücksfall“: in einer neuenglischen Kleinstadt beginnt eine libanesische Familie einen Gemüsehandel zu betreiben, ohne nennenswerte Ressourcen und der Landessprache nicht mächtig. Dennoch gelingt das schier Unmögliche: sozialer Aufstieg und wirtschaftlicher Erfolg innerhalb weniger Jahre. Was sich im Rahmen gängiger Unternehmensweisheit als Handicap ausnimmt – fehlendes Kapital – wird hier sozial reichlich ausgeglichen: „Wenige Unternehmen starten mit einem Bankkredit – Kleinunternehmen fast nie. Ihr Kapital ist die Arbeit.“¹⁷ Und – die Familie, denn: „Das Geheimnis der libanesischen Familie waren die sechs Kinder (mit denen sie noch lange nach der Einwanderung auf der Prokopf-Einkommenskala weit unter der Armutsgrenze lagen) und die unternehmerische Einstellung des Mannes.“¹⁸

Der Wert dieser familialen Erfolgsstory wird allerdings dadurch geschmälert, daß es sich offensichtlich um ein vormodernes Modell handelt, das in einem traditionellen, ja frühindustriellen Ambiente angesiedelt ist. Indessen haben Piore und Sabel gezeigt, daß in einer postmodernen Ökonomie – als Gegenentwurf zu den *economies of scale* – kommunitive Praktiken florieren können. Zumindest in ihrem Anfangsstadium greift der *spirit of enterprise* auf familiäre Bindungen zurück. Anders läßt sich in solchen Fällen die Ressource Geld auch kaum beschaffen: „Die Tradition des Familialismus – die Nutzung verwandtschaftlicher Beziehungen als Strukturprinzip der industriellen Organisation – (...) erleichterten die Akkumulation von Kapital im Frühstadium der Dezentralisierung.“¹⁹ Das gleiche gilt für die Ressource Arbeit, wenigstens in der benötigten Intensität: „Selbstausschöpfung – legitimiert (...) durch ein traditionelles Gefühl der Verpflichtung gegenüber der Familie – ist wahrscheinlich entscheidend gewesen für das Überleben vieler solcher Firmen in ihrer verletzlichen Anfangszeit.“²⁰ Flexible Produktion, flexibler Einsatz von Arbeitskräften und geringe Lohnkosten heißen die Eckpfeiler dieser Ökonomie.

Was für den ländlichen Raum Italiens gilt, läßt sich offenbar auch im urbanen Amerika wiederfinden. Roger Waldinger beschreibt, wie eine scheinbar überlebte Produktionsweise der New Yorker Bekleidungsindu-

strie neues Leben eingehaucht hat: „The organization of the immigrant firms combined social and economic roles. The typical business was a family enterprise in which spouses, siblings, or relatives shared ownership and managerial responsibilities.“²¹

Familienbetriebe funktionieren parasitär. Das ökonomische Handeln wird in die Gemeinschaft integriert und kann dann auf kommunitäre Einstellungen – Vertrauen, Engagement, Solidarität – zurückgreifen, die es nicht selbst hergestellt hat. Waldingers Beispiel zeigt außerdem, wie sich die familialen Kreise, ohne daß sich ihr Funktionsprinzip ändert, systematisch ausweiten lassen: zuerst werden unmittelbare Familienmitglieder, dann die weitere Verwandtschaft, schließlich die Angehörigen derselben ethnischen Gruppe als Arbeitskräfte und Kooperationspartner rekrutiert.

Die Prinzipien der Gemeinschaftlichkeit dringen jedoch von solchen Randzonen auch ins wirtschaftliche Zentrum, die großen (und multinationalen) Unternehmen, vor. Dort allerdings müssen jene Strukturen, die in der Familie und ihrem natürlichen Umfeld noch frei verfügbar waren, erst aufgebaut werden. Die Umkehrung des Prinzips – anstelle der Integration ökonomischen Handelns in die Gemeinschaft soll nun gemeinschaftliches Handeln in die Ökonomie transferiert werden – bedeuten eine Abkehr von eingespielten Unternehmensphilosophien: so lautet das Fazit einer MIT-Kommission, die sich mit dem „produktiven“ Umbau Amerikas beschäftigt hat. „All of the changes in strategy and organization that we have described require departures from conventional job classifications, labor-management relations, career-progression ladders, and policies on employment security, training, and compensation.“ Zumal der notwendige Umbau nicht von oben verordnet werden kann: „Best-practice firms have recognized that improvements in quality and flexibility require levels of commitment, responsibility, and knowledge on the part of the work force that cannot be obtained by compulsion or cosmetic improvements in human-resource policies“.²²

Daß „kosmetische“ Eingriffe nicht ausreichen, sondern grundlegende Reformen der Betriebsorganisation anstehen, diese Einsicht vertritt das kommunitaristische Lager ebenfalls.²³ Auch sein Anliegen ist es, die „wertvollste ökonomische Ressource“, „the creative interaction of people who have grown to understand and trust each other“, durch den „familialen“ Umbau der Unternehmen zu aktivieren. Die Vorschläge umfassen sowohl Positions- als auch Prozeßveränderungen, zusammengenommen sollen sie gewöhnliche Lohnabhängige zu „ökonomischen BürgerInnen“ aufwerten. Das Ziel ist einerseits, Betriebe (vor allem rechtlich) so umzu-

organisieren, daß den Beschäftigten mehr Mitbestimmung ermöglicht wird: „Ownership and decision-making power must be shared more equitably in an enterprise that depends on the intelligence and initiative of all its members, not just the ‚entrepreneur‘.“²⁴ Andererseits soll das kreative Potential der Beschäftigten durch einen ganzheitlichen Arbeitsansatz geweckt werden: neue Formen der Zusammenarbeit, möglichst wenig Routine und viel Automation befördern die Arbeitszufriedenheit und dienen nicht zuletzt der Produktivität. Wo der ganze Mensch involviert ist, wird der Beruf zur Berufung, die ihren Lohn in sich trägt. „These companies need not ‚hands‘, labor in the old sense of routine manual performance, and not just brains, but persons, persons who trust each other and genuinely enjoy working together.“²⁵

Am Ende steht die Vision einer „democratic learning community“²⁶ im Innern profitabel wirtschaftender Unternehmen. Im kommunitaristischen Denken fallen Produktivität und Profitabilität als durchaus willkommene Nebenprodukte ab. Für zeitgenössische Managementphilosophen hingegen sind sie *conditio sine qua non*, und Gemeinschafts-Rezepte gewinnen nur aus diesem Grund an Interesse. Da aber beide Lager davon ausgehen, daß Wirtschaft und Gemeinschaft sich wechselseitig beflügeln, kommt die Übereinstimmung ihrer Reformideen nicht von ungefähr, allenfalls das Vokabular unterscheidet sich. Betriebe können nicht produktiv arbeiten, „unless workers understand the overall production process and unless their wages, job security, or profit-sharing arrangements give them a sense that they have a stake in the firm’s future.“²⁷

„Schlanke“ Unternehmen, Qualitätszirkel, *job rotation*, Gewinnbeteiligung, Arbeitsplatzsicherung, oder: *kanban*, *kaizen*, *heijunka* sind Innovationen, die die Leistungsfähigkeit der Unternehmen steigern, indem sie den Gemeinschaftsgeist fördern. Was bei Tocqueville seinen Ausgang genommen hat, endet bei Toyota: der Konkurrent wird zum Vorbild.²⁸

6. Die Nation als Standortfaktor

Auf dem Weg von unten nach oben ist das Unternehmen nicht die letzte Stufe der Vergemeinschaftung; über ihm steht als umfassende Gemeinschaft die Nation. Das Postulat einer nationalen Erneuerung – einer gemeinsamen Anstrengung, verlorenen Boden wettzumachen – findet sich bei allen Diskutanten wieder. Freilich löst sich die bisher relativ geschlossene „Front“ auf und zerfällt in zwei Varianten einer *great community*: eine aggressiv, eine defensiv.

Vertreter einer aggressiven Vergemeinschaftung rüsten für die kommende Herausforderung korporatistisch auf. Da ihrer Ansicht nach die Gegner Amerikas nicht nur in der Wirtschaft zu finden sind – „American companies face competition from foreign business-government partnerships – not just from overseas corporations but from working alliances of corporations and government ministries of international trade and industrie.“²⁹ – schmieden sie ein breites Gegenbündnis im eigenen Land. Es umfaßt beide großen Parteien, die Wirtschaft, die Gewerkschaften und den Staat, von dem eine aktive Industriepolitik erwartet wird.³⁰ Am Ende mündet diese Position in einen ökonomischen Nationalismus mit starken Anklängen an das deutsche Modell.

Die meisten Kommunitaristen stehen dieser Version der Vergemeinschaftung mißtrauisch gegenüber, weil ein starker Staat in ihre Vorstellungswelt nicht paßt (übrigens hat Etzioni seine englischen Kritiker darauf hingewiesen, daß die Vorstellungen von Kommunitaristen und klassischen Liberalen sich in diesem Punkt sehr nahe kommen).³¹ Einzig der militärische Ernstfall rechtfertigt in ihren Augen eine „totale Mobilmachung“: „The state is an alliance of communities for mutual defense and is concerned with matters of defense alone.“³² Nationalistische Vergemeinschaftungsprozesse sind ansonsten nicht wünschenswert – und sie sind auch nicht möglich: „Außer in ungewöhnlichen Momenten wie einem Krieg erwies sich die Nation als zu große Einheit, um das gemeinsame Selbstverständnis aufrechterhalten zu können, das für Gemeinschaften im bildungsmäßigen oder konstitutiven Sinne des Wortes unabdingbar ist.“³³

Es sieht jedoch ganz danach aus, als ob der Ausnahmezustand in der Zwischenzeit seinen Charakter verändert hätte und damit permanent geworden wäre: „a genuine confrontation, with the emotional equivalent of war, may now be in the offing for the United States: the challenge of reestablishing our global economic primacy, and doing so in a world very greatly changed from the era of comfortable American trade and industrial leadership that obtained before Vietnam.“³⁴ Geschäfte, so Phillips, sind eine Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln, und der Weltmarkt ist das Schlachtfeld für den „Weltwirtschaftskrieg“ (E. Luttwak).³⁵

Soweit der Kommunitarismus diese (zugespitzte) Lage zur Kenntnis nimmt, versucht er, sich ihr durch eine defensive Wendung zu entziehen. Erstens soll die nationale Vergemeinschaftung auf „spirituelle“, nicht institutionelle Weise vollzogen werden, so daß an der Spitze kein

korporatistischer Machtapparat entsteht, sondern eine primär symbolische Instanz, die verantwortliche „Führung“ – *leadership* – praktiziert.³⁶ Davon „bliebe auch die Beziehung zwischen Staat und Wirtschaft (...) nicht unberührt. Dies bedeutete nicht notwendig eine direkte Kontrolle der Wirtschaft, auf keinen Fall aber Nationalisierung.“ Wohl aber würde sich, zweitens, die Nation nach innen wenden und die wirtschaftliche Dynamik in ihren Grenzen domestizieren: „Es käme vor allem auf ein verändertes Klima für unternehmerische Entscheidungen an, auf die Ermutigung neuer Initiativen zur Wirtschaftsdemokratie und zur Übernahme sozialer Verantwortung, gleichgültig, ob sie von ‚privaten‘ Unternehmen oder von kleinen und mittleren Gemeinschaftsunternehmen ausgingen.“³⁷

Um das politische Idyll Bellahs zu verwirklichen, müßte Amerika allerdings die Möglichkeit haben, aus dem „Weltwirtschaftskrieg“ auszuweichen. Das ist (für Amerika) nicht per se eine Illusion. Immerhin gibt es dafür seit kurzem ein Szenario, das die Konkurrenzorientierung als falsche, ja „gefährliche Obsession“ kritisiert.³⁸

7. Schlußbemerkung

Ein Faktum kann (und will) indes auch der friedfertige Kommunitarismus nicht aus der Welt schaffen: die globale Verflechtung, die sich mit oder ohne „Krieg“ weiter intensivieren wird. Unter dieser Voraussetzung wäre es für ihn selbstzerstörerisch, am ursprünglichen (geborgten) Ideal der politischen und lokalen Autonomie festzuhalten. Stillschweigend hat er es begraben – so als ob ihm klar geworden sei, daß nur ökonomisch verwertbare Ideen eine Zukunft haben.

- 1 Financial Times March 18/19, 1995 („Blair’s community spirit“ by Joe Rogaly).
- 2 Analog dazu hat für Michael Walzer der Kommunitarismus nicht den Rang einer Gesellschaftstheorie, sondern ist eine notwendige und periodisch wiederkehrende (kritische) Debatte innerhalb liberaler Demokratien. Vgl. M. Walzer, Die kommunitaristische Kritik am Liberalismus, in: A. Honneth (Hrsg.), Kommunitarismus, Frankfurt a. M. 1993, S. 157-180.
- 3 G. Vobruba (Hrsg.), „Wir sitzen alle in einem Boot“. Gemeinschaftsrhetorik in der Krise, Frankfurt a. M. 1983, S. 24.
- 4 A. de Tocqueville, Über die Demokratie in Amerika, Bd. 1, Zürich 1987, S. 99.
- 5 Ebenda, S. 62.
- 6 Vgl. dazu: R. T. Gill/T. G. Gill, A New Plan for the Family, in: Public Interest, Nr. 111, 1993, S. 86-94, hier S. 86.
- 7 FAZ, 8. 3. 1994 („Die Stimme der Gemeinschaft hörbar machen“).
- 8 Ebenda.

- 9 A. Etzioni, *An Immodest Agenda*, New York 1983, S. 117.
- 10 Ebenda, S. 111.
- 11 Ebenda, S. 60.
- 12 Vgl. dazu FAZ (Anm. 7).
- 13 R. N. Bellah u.a., *The Good Society*, New York 1991, S. 259.
- 14 Ch. Lasch, *Geborgenheit*, München 1987, S. 19.
- 15 M. Novak, *The Spirit of Democratic Capitalism*, New York 1983, S. 162f.
- 16 Bellah, *Good Society* (Anm. 13), S. 94.
- 17 G. Gilder, *Reichtum und Armut*, Berlin 1981, S. 70, 71.
- 18 Ebenda, S. 71.
- 19 M. Piore/Ch. F. Sabel, *Das Ende der Massenproduktion*, Frankfurt a.M. 1989, S. 252.
- 20 Ebenda.
- 21 R. Waldinger, *Immigrant Enterprise in the New York Garment Industry*, in: *Social Problems*, Jg. 32, 1984, S. 60-71, hier S. 65.
- 22 M. L. Dertouzos u.a., *Made in America*, Cambridge 1989, S. 125.
- 23 Vgl. dazu Bellah, *Good Society* (Anm. 13), S. 108.
- 24 Ebenda, S. 102.
- 25 Ebenda, S. 94, 106.
- 26 Ch. Strain, zit. nach: Bellah, *Good Society* (Anm. 13), S. 100.
- 27 Dertouzos, *Made in America* (Anm. 22), S. 124.
- 28 Vgl. dazu ebenda, S. 124f., 149; J. P. Womack u.a., *Die zweite Revolution in der Autoindustrie*, Frankfurt a.M. 1994, S. 58ff., 60f., 67f., 158f.
- 29 K. A. Phillips, *Staying on Top*, New York 1984, S. 4.
- 30 Ebenda, S. IX; vgl. auch Dertouzos, *Made in America* (Anm. 22), S. 147ff.; Piore/Sabel, *Ende der Massenproduktion* (Anm. 19), S. 311ff.
- 31 *Financial Times* (Anm. 1).
- 32 P. Simpson, *Liberalism, State, and Community*, in: *Critical Review*, Jg. 8, 1994, S. 159 - 173, hier S. 159.
- 33 M. Sandel, *Die verfahrensrechtliche Republik und das ungebundene Selbst*, in: *Honneth, Kommunitarismus* (Anm. 2), S. 18-35, hier S. 33.
- 34 Phillips, *Staying on Top* (Anm. 29), S. 4f.
- 35 E. N. Lutwak, *Weltwirtschaftskrieg*, Reinbek b. Hamburg 1994.
- 36 Vgl. dazu R. N. Bellah, *Civil Religion in America*, in: *Daedalus*, Jg. 96, 1967, S. 1 - 21.
- 37 Vgl. dazu R. N. Bellah u.a., *Gewohnheiten des Herzens*, Köln 1987, S. 325; Walzer, *Kommunitaristische Kritik* (Anm. 2.), S. 173.
- 38 P. Krugman, *Competitiveness: A Dangerous Obsession*, in: *Foreign Affairs*, Jg. 73, 1994, S. 28-44.

Der Standort des Risikos

Dem „Forschungsstandort Deutschland“ wird gerne nachgesagt, daß er im Grunde gar keiner mehr sei, weil in ihm so viel über die Risiken moderner Technologien geredet wird. Spätestens seit den siebziger Jahren nahm dieses 'Gerede' in dem Maße zu, wie die Bundesrepublik „ergrünte“¹ und technologische Entwicklungen in Gestalt der mit ihnen verbundenen Risiken zum Gegenstand einer „Rhetorik der Angst“² sowie daraus resultierender politischer Auseinandersetzungen wurden.

Mit der Frage, ob die neuen Technologien eher als gutartig oder als gefährlich anzusehen sind, beschäftigt sich seither ein wachsendes Konzert von Stimmen. Während die eine – risikooptimistische – Seite – vor den katastrophalen Folgen der Unterlassung technologischer Innovationen für den Standort Deutschland warnt, sieht die andere Seite ökologische Risiken und unerwünschte Folgen dieser technologischen Entwicklungen für den Standort sowie für Demokratie und auf die in ihm vorfindliche Lebensqualität wachsen, und sucht daher diesen Risiken aus dem Wege zu gehen.

Einerseits können diese beiden „Argumentationsfiguren“ im Sinne Albert Hirschmans als Anwendungsfall 'progressiver' und 'reaktionärer' Rhetorik um die Interventionskapazität des Staates in der Umweltschutzpolitik gesehen werden. Andererseits wird hier aber über Mikrochips statt über Kartoffelchips, über Gentechnologie und Datenautobahnen statt über Brückenbau und Autobahnen, besonders aber über „Treibhauseffekte“ und GAU's statt über Schiffsuntergänge und Eisenbahnunglücke geredet. Angesichts so verschiedenartiger Technologien und der Vielfalt der mit ihnen erzeugbaren Unfälle lag zunächst der Verdacht auf der Hand, daß so viel Neues die Argumentationsmodi der sich in 'reflexiv' oder 'innovativ' befestigten Lagern gegenüberstehenden Teilnehmer des Risikodiskurses nicht unverändert lassen könne. Der Wandel der Argumentationsmuster erwies sich jedoch als diskursiver Selbstläufer, der sich nicht an technologischen Zwängen ausrichtet. Meine These ist, daß die Diskursivierung (M. Foucault) des Risikos im Rahmen der Standortrhetorik in einem besonderen Maße disziplinierend wirkt. Diese neue Schleife, im „diskursiven“

Kunstflug entlang risikovermeidender und risikobejahender progressiver und reaktionärer Argumente, verwandelte die Risikorhetorik bereits vielerorts zum Standortfaktor.

1. Die Risikogesellschaft im Rückspiegel

Professionell befaßte sich lange Zeit die Versicherungswirtschaft und nicht die Sozialwissenschaft mit Risiken. Inzwischen gilt 'Risiko' gemeinhin als Charakteristikum moderner Gesellschaft. Was aber ist ein Risiko?

Ein Blick in entsprechende Nachschlagewerke verschafft zunächst Aufschluß darüber, daß das Wort Risiko nicht erst heute zweierlei meint: Einerseits wird auf göttlich Gegebenes, wie auf die unumgänglichen Wagnisse des Lebens (*rhiza*) verwiesen. Andererseits ließ sich schon bald eine Felsklippe (*resecum*) ausmachen, die für die verschifften Waren eine Gefahr bildete und die es zu umschiffen (*risicare*) galt. Und dieses Zweierlei von Gefahr und Chance findet sich bis heute in der Standortsicherungs- und Angst rhetorik des Risikostreits, ganz als hätte sich in den rhetorischen Figuren seit dem römischen Kaufmannslatein nicht viel geändert. Zumindest ein *essential* des lateinischen Risiko-„Diskurses“ findet sich auch in der heutigen Risikorhetorik wieder: Man kann Klippen zum Zwecke des Warentransports umschiffen, man kann es aber auch sein lassen. Moderner formuliert: „Wir brauchen Innovationen statt Restriktionen“ versus „Wir dürfen nicht alles, was wir können.“ Was aber nun ein Risiko von Gefahren wie Blitzschlag und Erdbeben unterscheidet, ist der Aspekt der Entscheidung.

Damit gilt jedes Risiko als etwas menschlich Erzeugtes. Indem Risiken jedoch antizipiert werden, kommt es zu Ausweichhandlungen, die wiederum eigene Risiken enthalten. Und schon stellt sich die Frage, ob wir alles verhindern dürfen, was wir verhindern können.³ Ein jegliches Risiko entsteht also im Ergebnis kognitiver und evaluativer Prozesse; es ist ein soziales Konstrukt. Mit der Zunahme der Entscheidungsmöglichkeiten stieg zugleich auch die Zahl der einzugehenden Risiken: „Nehmen wir das Beispiel eines Regenschirms. Vor der Erfindung des Regenschirms gab es die Gefahr, naß zu werden, wenn man rausging. Es war gefährlich rauszugehen. Normalerweise hatte man in dieser Situation nur ein Gefahrenbewußtsein, kein Risikobewußtsein, weil es praktisch nicht in Betracht kommt, wegen der Möglichkeit, daß es regnen könnte, immer zu Hause zu

bleiben... Durch die Erfindung des Regenschirmes wurde das grundlegend anders. Man kann jetzt überhaupt nicht mehr risikofrei leben. Die Gefahr, daß man naß werden könnte, wird zum Risiko, das man eingeht, wenn man den Regenschirm nicht mitnimmt. Wenn man ihn aber mitnimmt, geht man das Risiko ein, ihn irgendwo liegen zu lassen.“⁴

Mit dem Aufkommen der Versicherung entstand bereits im 19. Jh. für dieses Problem eine auf gegenseitiger Absicherung basierende Technologie, die das individuelle Risiko aller einsichtigen Regenschirmträger zu kompensieren in der Lage gewesen wäre. Zunächst auf den Arbeitsunfall beschränkt, bot sich mit der Geburt der Versicherungsgesellschaft die Möglichkeit, mit Hilfe einer Versicherung individuelle Risiken durch ihre Sozialisierung zu kompensieren. Das Regenschirmrisiko weist drei Merkmale auf, die es ermöglichen, die Versicherungstechnologie anzuwenden; es ist durch die Existenz einer beachtlichen Gruppe von Regenschirmbesitzern kollektiv, seine Eintrittswahrscheinlichkeit ist infolge meteorologischer Nachrichten kalkulierbar, und es ist über den leicht zu ermittelnden Preis des Schirms kompensierbar.⁵ Der Gegensatz zwischen der trockenen Sicherheit im Haus und der nassen Freiheit im Regen wird mit dem Prinzip der Versicherung aufgehoben. Auch solcherart versicherte Risiken beruhen auf Entscheidungen, und diese Entscheidungen erzeugen wiederum neue Risiken. Man lebt also keineswegs risikofrei, aber vielfältige Systeme der Versicherung konstituieren die Gesellschaft als Risikogemeinschaft im Sinne der Versicherungsträger.

Das trifft auf Risiken von der Kategorie Regenschirm, also auch auf frühindustrielle Risiken zu. Im Unterschied zu diesen 'alten' Risiken der 'technischen Realisation'⁶ weisen jedoch Risiken moderner Hochtechnologien von den drei genannten Merkmalen nur das erste auf; gentechnische und atomare Risiken zum Beispiel sind weder kalkulierbar noch kompensierbar. Die professionellen Realisten in den Versicherungsagenturen haben daraus längst die Konsequenz gezogen, die mit der Kernkraft verbundenen Risiken nicht zu versichern, jedenfalls nicht zu angemessenen Konditionen. Hinzu kommt, daß diese Risiken nicht unmittelbar wahrnehmbar sind, und ihre Wahrnehmung vom Wissen um Kausalzusammenhänge – und damit von Kommunikation – abhängig ist. Risikokalkulationen des Versicherungsdenkens werden durch diese Zivilisationsrisiken unterlaufen und erzeugen eine neue „Versicherungslosigkeit“, die laut Ulrich Beck den Epochenwechsel zur „Risikogesellschaft“ markiert.⁷ Hinzu kommt, daß diese Risiken nicht dem Verursacherprinzip und damit den Regeln von Kausalität, Schuld und Haftung zurechenbar sind. Jenseits der Versicherbarkeit beginnt also die

von der 'Regenschirmgesellschaft' sich unterscheidende 'Risikogesellschaft'. Im Unterschied zum Regenschirmrisiko sind die Zivilisationsrisiken für die Betroffenen zudem fremdbestimmt, d.h. sie sind im Unterschied zu den selbstgewählten Risiken der einfachen Art (Autofahren, Rauchen etc.) geradezu prädestiniert, Gegenstand eines politischen Definitionsstreits zu werden: „In Klassen- und Schichtlagen bestimmt das Sein das Bewußtsein, während in Gefährdungslagen das Bewußtsein das Sein bestimmt.“⁸ Becks Verständnis des „Politischen“ ist dabei nicht auf den angestammten Platz des politisch-administrativen Systems beschränkt. Politik, verstanden als Gesellschaftsveränderung,⁹ „entgrenzt“ sich angesichts der neuen Lagen und wandert zum Beispiel in das technisch-ökonomische Subsystem ab, wo gesellschaftsverändernde Entscheidungen am Parlament vorbei getroffen werden. Genauer gesagt: Politik als Ort der Gesellschaftsveränderung findet in diesen nun die Lebenslagen umwälzenden Bereichen ohne demokratische Legitimation statt. Die Legitimation durch das bloße und bornierte Wahlverfahren bewirkt in dieser „halbierten Moderne“, daß die wesentlichen gesellschaftsverändernden Konflikte am politischen System vorbei statt hineingeleitet werden.¹⁰ Um dieser Abwanderung des Politischen in die Subpolitik außerhalb des politischen Systems zu begegnen, wird „differentielle Politik“¹¹ empfohlen. Es entspricht einer weithin geteilten Auffassung, daß die technologischen Umwälzungen ganz neue Partizipationswünsche – im Sinne der Forderung nach Beteiligung an den Entscheidungen über diese Umwälzungen – mit sich gebracht haben. Dabei handelt es sich um eine offensichtlich neue Dimension des Hineingreifens der Politik in wirtschaftliches Handeln: „Die technologische Entwicklung wird dadurch aus ihrem Schattendasein in den wissenschaftlichen und industriellen Forschungslabors an das Licht der Öffentlichkeit gebracht und in den Strudel politischer Kämpfe hineingezerrt. Was lange Zeit eine Sache des Erfindungsgeistes der Forscher und des ökonomischen Kalküls von Industriemanagern war, wird nun eine Sache der offenen politischen Auseinandersetzung. Forscher und Industriemanager können ihre Projekte nicht mehr unbehelligt von der Öffentlichkeit durchführen.“¹²

Die Ermächtigungsformel vom „Stand der Technik“ delegierte Grundsatzentscheidungen im Sinne der Herrschaft des Ingenieurwissens gewissermaßen letztinstanzlich an Technikexperten weiter. Diese kümmerten sich bereits seit den sechziger Jahren im Rahmen des *risk assessment* auch um die technischen Aspekte der Risikobestimmung. Die dabei vorgenommenen Risikoabschätzungen zielten darauf, aus der jeweils vorhandenen Datenbasis Rückschlüsse auf die Folgewirkungen zu erzielen, die in

quantitative Aussagen über die Wahrscheinlichkeit von Schäden mündeten. Diese Art der Risikobewältigung als expertokratisches Sandkastenspiel kam zwar dem Weberschen Rationalitätsideal nahe, sah sich aber bald mit der Erkenntnis konfrontiert, daß komplexe und insbesondere eng gekoppelte technische Systeme unweigerlich unvorhersehbare Interaktionen („normal accidents“) erzeugen, die auch mittels einer mathematisierenden Risikoanalyse nicht antizipierbar waren. Damit war offensichtlich, daß diese Risiken auch durch eingebaute Sicherungstechnologien (Redundanzpfade) nicht mehr beherrschbar waren.¹³ Diese Entzauberung der Beherrschbarkeit der Technik erschütterte das Vertrauen in die wissenschaftlich-technische Risikoanalyse. Beck will nun diese im Grunde weiter bestehende technokratische Herrschaft durch Strukturdemokratisierung und die Schaffung „zwischenfachlicher Teilöffentlichkeiten“¹⁴ in den ‘Strudel politischer Kämpfe’ zerren und beenden. Mittels dieser institutionellen Innovation sollen dabei die Definitionsverhältnisse umgestürzt werden.¹⁵ Bewirkt werden soll dieser Umsturz durch die Institutionalisierung von Reflexivität, die sich Beck als „soziale Öffnung der Normierungs- und Beratungsgremien“¹⁶ für interdisziplinäre Experten, Gegenexperten und Laien-Richter vorstellt, wodurch Subpolitik legitimationspflichtig würde. Zugleich favorisiert er die Macht sozialer Bewegungen, die die Verdrängung von Gefahren aufdecken und Widersprüche zwischen den gefahrenproduzierenden und -verwaltenden Institutionen thematisieren sollen. Strukturdemokratisierung im Sinne Becks benötigt den einzelnen, emanzipierten Bürger, der außerhalb des politisch-administrativen Systems „kulturelle Subpolitik“ betreibt. Mit den zu schaffenden Kontrollgremien ließen sich dann Kontrollinstanzen institutionalisieren, deren antizipierte Wirkung darauf baut, daß sich hier eine interessiert-emanzipierte Öffentlichkeit artikuliert, nicht aber eine irrational-fanatische.

Die ökonomische Entlastung von Überlebenszwängen, wie sie – etwa in Gestalt des in den fünfziger Jahren einsetzenden und wohlstandsteigernden Fahrstuhleffekts – die Individualisierung vorantrieb, sollte den Bewohnern der Beckschen Risikogesellschaft ermöglichen, das für die „differentielle Politik“ notwendige Risikobewußtsein zu entwickeln. Was aber passiert, wenn weder die ökologische Aufklärung in den subpolitischen Gremien, noch angstinduzierter Fanatismus eintritt? Was passiert, wenn die wohlfahrtsstaatlich freigesetzten Individuen mit ihrer Freiheit doch etwas anderes vorhaben? Ich möchte an dieser Stelle offen lassen, ob die neuen Gefährdungslagen tatsächlich alle gesellschaftlichen Großgruppen vereinen; möglicherweise verhalten sich Risikobewußtsein

und individuell verschiedene Ausweichmöglichkeiten weiterhin nicht länger proportional, die gesamte Öko-Bewegung wurde ja zumeist von der neuen Mittelschicht getragen. Die o.g. materielle Entlastung geht jedoch einher mit dem Zwang, nunmehr stets zwischen einer wachsenden Zahl von Handlungsalternativen wählen zu müssen, ohne dabei auf zuverlässige externe Kriterien zurückgreifen zu können. Abhilfe verschaffen da die nun bloßgelegten eigenen Neigungen und Passionen, die der einzelne in Gestalt seiner Geschmacksempfindungen in sich trägt. Hier nun schlägt die Aufmerksamkeitsverlagerung ins Selbst auf die „differentielle Politik“ zurück; sie ist nur noch eine Handlungsoption unter zahlreichen anderen. Der vor den Toren der Aktivpolitik stehende homo oeconomicus, so eine abweichende Interpretation der Entstehung neuer Makrobezüge, entwickelt sich zum Erlebnissubjekt moderner Gesellschaften. Die Erreichung bloß äußerer Erfolge weicht als Zweck rationaler Lebensplanung der Steigerung innerer Erlebnisse: Lust statt Frust. Diese Orientierung am Ziel der Erlebnissteigerung bedeutet für die individuellen Lebenswege, daß sie primär von individuellen Neigungen gesteuert werden. Eine unüberblickbare Pluralität von Lebensstilen und Existenzweisen, die Ausdifferenzierung spezifischer Milieus entlang der Muster der Erlebnisorientierung sind das Ergebnis dieser Entwicklung. Da auch Beck von einem polyzentrischen Gesellschaftsbefund ausgeht, dürfte es ihn wenig überraschen, daß in ihr eine Vielzahl prinzipiell gleichrangiger und konkurrierender Werte koexistieren. Angesichts einer solchen generellen Orientierungspolyarchie, die vermutlich auch differentiell-subpolitische Aktivbürger beträfe, hätten es konsensorientierte Konfliktbearbeitungsmechanismen wie die angestrebten zwischenfachlichen Teilöffentlichkeiten zudem denkbar schwer. Statt differentieller Politik in der Risikogesellschaft stünde differentielles Erleben und die „Erlebnisgesellschaft“¹⁷ in der Perspektive des Epochenwandels. Beck hat, wenn man dieser Interpretation folgt, differentielle Politik in der „Risikogesellschaft“ erwartet, aber differentielles Erleben in der „Erlebnisgesellschaft“ erhalten. Da trifft er sich mit Bärbel Bohley, einer anderen tragischen Gestalt jüngerer Zeitdiagnostik, die Gerechtigkeit erwartete, aber den Rechtsstaat erhielt.

2. Risikorhetorik als Standortrisiko

Die sinkende „Zukunftsfähigkeit“ des Standorts Deutschland liege an den darin anzutreffenden hohen Kosten, ist oft genug zu hören. Die zur Behebung dieses Zustands bereitgehaltene und anempfohlene Therapie ist

mithin eine Kostensenkungsstrategie. Staatliche Vorschriften zur Einhaltung ökologischer Standards sind damit ebenso gemeint, wie kosten-trächtige sozialpolitische Arrangements. Umweltpolitik gilt dabei aber nicht nur als Kostenfaktor und überreguliertes Politikfeld schlechthin, auch technikfeindliche Einstellungen würden durch sie transportiert.¹⁸ Daher werden Umweltpolitik und Technikfeindlichkeit oft in einem Atemzug genannt. Und es überrascht nicht, wenn in der Diskussion um den Wirtschaftsstandort Deutschland auch offen ein Abbau der Umweltpolitik gefordert, bzw. diese Forderung beklagt wird.¹⁹ Dabei handelt es sich bei der Umwelt- wie bei der Sozialpolitik um Reaktionen auf unkontrollierte Begleitphänomene industrieller Wachstumsprozesse, anders formuliert geht es hier um die „selbstnegatorische Tendenz der kapitalistischen Grundstruktur“.²⁰ Die in hochindustrialisierten Gesellschaften für die Minimierung und Beseitigung von Umweltproblemen langfristig anstehenden Kosten, machen Verteilungskonflikte ähnlichen Ausmaßes wie in der Sozialpolitik zu einer inzwischen geläufigen Prognose. Aber schon Narr und Offe sahen in der Produktion und Erhaltung von „Massenloyalität“ das wichtigste Motiv sozialstaatlicher Rhetorik. Der andernfalls in Aussicht stehende Entzug von Legitimität und Akzeptanz birgt ein schwer abschätzbares Konfliktpotential in sich. Wenn in der Konsequenz dieser Entwicklung der Abbau von Umweltpolitik durch die ‚Zentrale‘ zwar stabilitätspolitisch bedenklich erscheint, aber ‚technisch‘ zu bewerkstelligen ist, erweist sich der Abbau der technikfeindlich-risikovermeidenden und prekären – weil angstgesteuerten – Einstellungen als wesentlich problematischer. Ökoaktivisten der verschiedensten Couleur „undermine the consensus that the most sophisticated products contribute the most to social progress.“²¹ Das seelische Fundament des ‚Modells Deutschland‘ scheint gefährdet. Dabei treffen solche falschen Einstellungen und Emotionen gerade deshalb den Nerv des Standorts, weil „Forschung und Innovation im Wettbewerb“ und der Erfolg neuer Technologien als „einzig erfolgversprechende Strategie zur Gestaltung und Sicherung unserer Zukunft“²² gelten. Freilich hat Niklas Luhmann sich diesem Thema etwas weniger emphatisch genähert. Bekanntlich richtet sich sein Blick auf primär an internen Konditionalitäten ausgerichtete Teilsysteme hochdifferenzierter, komplexer Gesellschaften, die externe Bedingungen nur nachrangig berücksichtigen können. In diesem Rahmen überrascht es nur im ersten Moment, daß auch hier der Nerv (des Systems) durch ‚falsche‘ Emotionen getroffen wird. Genau dann nämlich, wenn sie kommunikative Unruhen auslösen, werden sie zum Problem: „Es geht nicht um die vermeintlich objektiven Tatsachen: daß Ölvorräte abnehmen,

die Flüsse zu warm werden, die Wälder absterben, der Himmel sich verdunkelt und die Meere verschmutzen. Das alles mag der Fall sein oder nicht der Fall sein, erzeugt als nur physikalischer, chemischer oder biologischer Tatbestand jedoch keine gesellschaftliche Resonanz, solange nicht darüber kommuniziert wird. Es mögen Fische sterben, oder Menschen, das Baden in Seen oder Flüssen mag Krankheiten erzeugen, es mag kein Öl mehr aus den Pumpen kommen und die Durchschnittstemperaturen mögen sinken oder steigen. Solange darüber nicht kommuniziert wird, hat dies keine gesellschaftlichen Auswirkungen. Die Gesellschaft ist ein zwar umweltempfindliches, aber operativ geschlossenes System. Sie beobachtet nur durch Kommunikation. Sie kann nicht anders als sinnhaft kommunizieren und diese Kommunikation durch Kommunikation selbst regulieren. *Sie kann sich also nur selbst gefährden.*²³

Ob „Fische sterben, oder Menschen“ ist in der Tat unerheblich, wo funktional differenzierte Kommunikationssysteme im Mittelpunkt des Theoriesujets stehen. Schließlich richtet sich die Operationsweise eines hochspezialisierten Systems nach der Logik eben dieses Systems. Das politische System etwa vermag sehr genau auf spezifische Informationen wie Wahltermine und sich ändernde Wählerpräferenzen zu reagieren. Insbesondere einschneidende Stimmenverluste lassen die Alarmglocken einer jeden Parteizentrale schriller klingen, als das bei 'sterbenden Fischen und Menschen', selbst bei optimistischen Annahmen, hätte erwartet werden dürfen. Luhmanns hochabstrakte und im kalten Nordlicht der Autopoiesis kahl scheinende Theorie funktionaler Differenzierung, kann mit der Frage nach politisch gangbaren Wegen eines „Emotionsmanagements“ – im Sinne einer kommunikativen Resonanzprävention – nur mißverstanden werden. Ungeachtet dessen erzeugt die Risikokommunikation Resonanz, die wiederum dämpfende Reaktionen auslöst. Die Deutsche Bank zum Beispiel beschritt einen solchen Weg in einer ganzseitigen Anzeige, die in allen seriösen Tageszeitungen verbreitet wurde. Darin stellt der ehemalige Forschungsminister Riesenhuber fest: „Möchten wir nur oder wollen wir? Solange wir uns nicht darüber im klaren sind, ob wir wollen, ob wir erfolgreich sein wollen, ob wir neue Technik wollen, sind wir in Schwierigkeiten. Die Risikoscheu der Deutschen ist das größte Risiko für die Deutschen. Weil wir ein mögliches kleines Risiko scheuen, das wir beherrschen können, vermeiden wir die Problemlösung auf großen Feldern, oder wir verschieben sie, von der Kerntechnik bis zur Gentechnologie.“²⁴ In dieser Anzeige stecken bereits wichtige Hinweise, um Luhmanns kalkulierte Provokation richtig zu verstehen. Wenn nämlich nicht die Umweltprobleme das Problem sind,

sondern die Kommunikation darüber, dann hat das viel damit zu tun, daß die Informationen über Umweltprobleme von den ausdifferenzierten Funktionssystemen nur schwerlich an den systemeigenen Operationsmodus angeschlossen werden können. Die sich verändernde gesellschaftliche Resonanzfähigkeit für Umweltprobleme wird von der nur geringfügig gestiegenen Lösungskapazität für solche Probleme kontrastiert. Nun wird die für Luhmann destabilisierende Funktion der ökologischen Kommunikation deutlich. Sie zeigt, „daß die Politik viel können müßte und wenig können kann.“²⁵ Angst und Risikoscheu sind zudem ein Problem, weil sie durch andere gesellschaftliche Teilsysteme nicht so recht bearbeitbar sind. Da sie sich nicht kaufen, aburteilen, oder als unwahr abqualifizieren lassen, können Wirtschaft, Recht und Wissenschaft die Politik nicht entlasten. Dort wiederum verursacht die Resonanzzeugung, da sie codespezifische Operationen auslöst, d.h. Wiederwahl in Aussicht stellt, weitere und überbordende Resonanzeffekte. „Wer Angst hat, ist moralisch im Recht“,²⁶ und dagegen scheint kein binär codiertes Kraut im politischen Funktionssystem gewachsen zu sein. Die Politisierung der Risiken und ökologischen Gefährdungen im Rahmen der Angstpolitik kann immerhin der Veröffentlichung von Gegenangst, also der Angst vor den Folgen der ökologischen Angst, überlassen werden. Luhmann jedenfalls beschreibt den Gang der Systemrationalität wie folgt: „Die Rationalität politischen Risikomanagements könnte unter diesen Umständen darin liegen, die Entscheidungsrisiken des einen bzw. des anderen Pfades gegeneinander abzuwägen, nicht zuletzt im Hinblick auf die Protestaffinität der Sekundärfolgen und auf die Stimmkraft der Betroffenen. Und je nach Option für den einen oder anderen Ausweg mag es sich dann empfehlen, die Möglichkeiten oder die Schwierigkeiten eines steuernden Eingriffs herauszustellen.“²⁷

Ein schönes Beispiel für ein Angstmanagement der „Protestaffinität der Sekundärfolgen“ liefert der Fall Siemens. Um Siemens zum Ausstieg aus der Atomtechnik zu bewegen, entschloß sich 1993 der BUND, seines Zeichens größter Umweltschutzverband der Bundesrepublik, einen als „Ausstiegshilfe“ für das Unternehmen bezeichneten Boykott gegen medizintechnische Siemens-Geräte zu initiieren. Siemens verteidigte sich mit den bei solchen Gelegenheiten üblichen Argumenten, also der Darstellung der Atomenergie als relativ sicherer und zumindest kurzfristig alternativer Energie. Auch der Hinweis auf die bedrohten Siemens-Arbeitsplätze fehlte nicht. Die von Kommunikationsexperten gedrechselten Argumentationen wurden jedoch von besorgten Mitarbeitern übertroffen, die in Stellungnahmen und Offenen Briefen deutlicher wurden, als dies von

geschulten Medienexperten hätte erwartet werden dürfen: „Eigentlich wäre von einer Naturschutzorganisation zu erwarten, daß sie die verantwortungsvoll geplanten und betriebenen Kernkraftwerke begrüßen würde, die kein CO₂ freisetzen und praktisch keine Umweltschäden verursachen. ... Sie machen sich dadurch ... für die zunehmenden Strukturmängel, nachlassende Wettbewerbsfähigkeit, den erosionsartigen Abbau von Arbeitsplätzen und fehlende Zukunftsperspektiven für die Jugend Deutschlands mitschuldig. ... Vernünftig wäre es im Sinne des Gemeinwohls, mit der Industrie zusammen für jedes einzelne Projekt um einen ökonomischen und ökologischen Kompromiß zu ringen.“²⁸

Es zeigt sich, daß vorgedachte ironisch-reflexive Positionen ebenso wie ein abstrakt vernünftiges Abwägen von Entscheidungsrisiken auf soziale und emotionsgeladene Grenzen bei den Betroffenen wie den Verursachern stoßen: „risk is employed“, soviel wird deutlich, „as a rhetorical resource to defend particular worldviews“.²⁹ Unabhängig davon, wie sich die Rationalität des Risikomanagements in diesem Fall angesichts der Stimm- und Angstkraft der Betroffenen entwickelte, entsteht an dieser Stelle die Frage nach weiteren Gründen für die „diskursive Gärung“³⁰ des Themas in mehr oder weniger allen westlichen Industriegesellschaften. Dabei half es auch nur wenig weiter, die in der Bundesrepublik vorfindliche Risikodebatte von der andernorts zu unterscheiden, indem man sie zum Beispiel auf Auschwitz zurückführte: „Wenn ich mich selbst als ein Opfer des ‘nuklearen Holocaust’ oder des Waldsterbens begreifen kann“, beobachtet ein französischer Ethnologe, „dann kann ich mich auch fast als Opfer der Nazis betrachten.“³¹ Vielmehr gewann die Frage nach den Ursachen der vielerorts anzutreffenden Entwicklung an Brisanz, als man sich das geläufige Argument vor Augen führte, wonach das Leben der Menschen in den industrialisierten Ländern heutzutage länger und gesünder dahinläuft, als das je zuvor der Fall war. Als sich angesichts derartiger Entwicklungen dennoch immer mehr Menschen in diesen Ländern eher als Opfer, weniger aber als Nutznießer der neuen Technologien fühlten,³² begann man sich recht bald nach den Gründen zu fragen. In Amerika etwa, wo sich Risikodiskurse reichhaltig finden lassen, scheint vergleichbares zu passieren: „The idea that our individual lives and the nation’s life can and should be risk-free has grown to be an obsession, driven far and deep into American attitudes. Indeed, the desire for a risk-free society is one of the most debilitating influences in America today, progressively enfeebling the economy with a mass of safety regulations and a widespread fear of liability rulings, and threatening to create an unbuoyant and uninventive society ... This morbid aversion to risk calls

into question how Americans now envision the destiny of their country.³³ Oder, wie es Karl Popper in einem Interview diesbezüglich auf den Punkt brachte: „Das Geschrei ist unverantwortlich.“³⁴ Diese und andere je verschiedenen Ausformungen von Argumenten über die „Technikfeindlichkeit der Bevölkerung“ und das Beklagen „überzogener Sicherheitsanforderungen“ erscheinen als rhetorische Figur der Risikooptimisten im allgemeinen, wie der Gentechnik- und Atomlobby im speziellen. Nicht überraschend ist dabei, daß „die ‘Fehler des Unterlassens’“ zumeist als tragischer als die ‘Fehler des Unternehmens’“³⁵ angesehen werden. Zunächst erinnert das an ein von Hirschman herausgearbeitetes Charakteristikum ‘progressiver’ Rhetoriker, die „mehr die Gefahren des Nichthandelns wahrnehmen als die des Handelns“.³⁶ Das Handeln in den von Hirschman untersuchten Fällen bezieht sich jedoch auf die von T. H. Marshall herausgestellten Entwicklungsstufen der Bürgerrechte in westlichen Gesellschaften, also die Formulierung der Freiheitsrechte, die Durchsetzung der politischen Teilhaberechte und endlich die Ausdehnung der Bürgerrechte auf die soziale und ökonomische Sphäre, kurz: den Wohlfahrtsstaat. Handeln im Sinne der ökologischen Risikorhetorik ist jedoch Nichthandeln im Sinne der Entwicklung der Bürgerrechte. Diese zunächst sophistisch anmutende Interpretation klärt sich bei einem Blick in den Rückspiegel: Beck untersuchte die von der Anwendung demokratischer Regeln ausgesparten Handlungsfelder der Subpolitik und kam dabei zu dem Schluß, daß es sich bei den modernen Industriegesellschaften um halbierte Demokratien handeln müsse. Wo demokratisch legitimierte Politik über indirekte Steuerungsmittel lange Implementationszeiten braucht, ist die gegen Legitimationsanforderungen abgeschirmte technisch-ökonomische Subpolitik von implementationsloser Direktheit und folgt dem Modell undifferenzierter Handlungsvollmachten vormoderner Gesellschaften.³⁷ Wenn in der ökologischen Risikodebatte somit Handlungsspielräume gefordert wurden, handelte es sich – angesichts der Antizipation der sich aus der Legitimationspflichtigkeit ergebenden Handlungseinschränkungen – um die Forderung nach legitimationsfreien Handlungsvollmachten.

Der aus dem Osten der Republik wehende technologie- und risikofreudige Pioniergeist scheint jedoch unerwartete Handlungsspielräume zu eröffnen, wovon man in Amerika, folgt man dieser Sicht, nur träumen kann. Eine Ursache dafür könnten sedimentierte Versatzstücke des Propagandasprech der Partei sein. Worthülsen wie „Wissenschaftlich-Technische-Revolution“ u.a.m. gehörten ja bekanntlich zur politischen Geräuschkulisse des Lebens in der DDR und in anderen Ostblockländern.

Fahnen flatterten im Wind dieser Geräusche, Arbeiter- und Wissenschaftlerkollektive marschierten, Orden klimpten, und in den Lautsprechern hörte man die Künstler des Volkes singen. In den Gesangspausen rief dann irgend jemand die Losungen des Tages. Und die Forderung nach Anstrengungen bei der „Meisterung der Wissenschaftlich-Technischen Revolution“ tauchte immer auf den vordersten Plätzen auf, wenn der bereits erschöpfte Sprecher letzteres nicht bloß auf „WTR“ verkürzte. Bei dieser Massenberieselung scheint – eigentümlichen Selektionsmechanismen gehorchend – zumindest einiges hängen geblieben zu sein. Umfragen zufolge ist die Technikakzeptanz im Osten nämlich bis heute positiver als im Westen. Der frühere Forschungsminister Krüger sah dafür auch weitere Gründe: „Da sind die Menschen noch hungrig, auch nach Wissenschaft und Technik. Und sie wissen noch, daß alles im Leben seinen Preis hat, auch der Wohlstand.“³⁸

Damit erweist sich die standortpolitisch für bedenklich gehaltene Vereinigung beider Deutschländer als risikopolitischer Standortfaktor, zumal der Hunger der Ostdeutschen nicht auf Satellitenschüsseln und Videorecorder begrenzt blieb. Vielmehr weitete er sich nachholend – und die Marschformationen der Fremdzwangsteuerung hinter sich lassend – auf immer neue und endlich selbstzwanggesteuert-plurale Formen der Standardisierung eigener Existenz aus. Diese staatsbürgerliche Angstlosigkeit mag aus der Sicht bewegter Risikovermeider unverantwortlich vertrauensselig sein. Aber was den einen als leichte Unerträglichkeit des Seins im risikovereinten Staat erscheint, bedeutet andernorts einen Zuwachs an staatsbürgerlicher Substanz. Schon Hegel wußte um die Bedeutung dieses angstfreien Vertrauens. „Wir wollen das System“, formulierte der polnische Bürgerrechtler Witold Lesniak das – allerdings konditionierte – osteuropäische Vertrauen, „erstmal kriegen, dann können wir auch kritisch sein.“³⁹ Auf welch fruchtbaren Boden solche standortverträglichen Einsichten im angsthretorisch gebeutelten Westen fallen können, war dabei zunächst nicht abzusehen. Der ehemalige BDI-Chef Tyll Necker stellte zwar noch fest, daß der deutschen Industrie jeden Tag Umweltschutzkosten von 17 Millionen DM, also rund sechs Milliarden DM im Jahr entstünden.⁴⁰ Sein Nachfolger Henkel verkündete jedoch gleich nach seinem Amtsantritt, wie begeistert er vom Weg der Tschechoslowakei in die Marktwirtschaft sei. Dabei konstatierte er hellsichtig: „Wir brauchen eine Vision, die von allen Gruppen unserer Gesellschaft angepeilt werden kann.“⁴¹ Folgt man dem bayerischen Kultusminister Zehetmair, ist es dafür wohl schon zu spät: „40 Prozent der Industrie sind weg und kommen auch nicht wieder.“⁴² Diese martialisch anmutende Verlustzahl scheint sogar

weit über den Bombenschäden der deutschen Kriegswirtschaft in den Jahren 1939-1945 zu liegen. An die Stelle der Bombenangst tritt nunmehr die Standortangst. Der Wirtschaftsminister desselben Freistaates sieht die Ursache zumindest nicht in den Leistungen des technischen Sachverständes im 'Technologiekrieg' der Triadekonkurrenz Europa-USA-Japan. Vielmehr scheint es im 'Hinterland' und bei den dort diskutierenden „Umweltschützern, Kulturpessimisten, Weltverbesserern und Freizeitkünstlern“⁴³ im argen zu liegen. Insbesondere fehlt es dort an 'Visionen', sowie an einer „Wärme der Akzeptanz in der Gesellschaft“⁴⁴: „Es ist nicht die deutsche Technik, die versagt, sondern es sind die gesellschaftspolitischen Bedingungen, die den Ausbau von Zukunftstechnologien und damit Arbeitsplätzen verhindern, sei es bei der Gentechnologie oder der Kernkraft.“⁴⁵ Inzwischen sind indes, folgt man zum Beispiel den Interpretationen von Edward Luttwak und Laura Tyson,⁴⁶ schwer zu überschauende Technologiekriege an die Stelle des überschaubaren Ost-West-Konflikts getreten. Der Ausgang dieses Scharmützels um die Wettbewerbsfähigkeit entscheide sich mit den Leistungen von Forschung & Entwicklung, die wiederum – gewissermaßen als Luftwaffe im Kampf um die Wettbewerbsfähigkeit – kann sich keinen schlechten Ruf leisten. In dieser Perspektive kommen nunmehr auch die „threats to America ... not from nuclear weapons, but from environmental hazards, drugs, and the loss of economic competitiveness“⁴⁷. Damit jedoch vollzieht sich die Lagerbildung nicht mehr allein entlang militärischer oder ökonomischer Kooperations- und Bündnissysteme, sondern sie wird angesichts des durch die ökologische Rhetorik aufgebrochenen Zielkonflikts zwischen der Vermeidung ökologischer Gefahren und der angestrebten Wettbewerbsfähigkeit mit den Triadekonkurrenten in die Gesellschaft des jeweiligen Teilnehmers am 'Technologiekrieg' zurückgeworfen.

„Minderheiten“, so ein Vorstandsmitglied von BASF, hätten aber im Rahmen der öffentlichen Anhörung die Genehmigung technischer Anlagen „über lange Jahre verzögern können“⁴⁸ und stellen daher ein Problem dar, das bereits mit aller nach Restriktionen verlangender Deutlichkeit erkannt wird: „So wie der, der die Abwehrmaßnahmen behindert, auch Mitschuld hat am Terror von Verbrecherorganisationen ... so wie der, der aus Angst vor unerkannten Nebeneffekten die Entwicklung neuer Heilmittel behindert, auch Mitschuld trägt am Schicksal derer, denen durch sie hätte geholfen werden können; so ist unsere Scheu vor der Hinnahme auch begrenzter Risiken nicht etwa die beste Versicherung gegen die großen Gefahren, sondern vielmehr ... eine Strategie der großen Risiken aus Scheu und Angst vor den kleinen.“⁴⁹

Blickte man einst – in den vergangenen, einfachen Konfliktlagen – nur voller Neid auf die Größe und Wendigkeit gegnerischer Flugzeugträger und U-Boote, so beobachtet man heute auf dem technologiepolitischen Schlachtfeld „neidvoll die asiatische, zum Teil auch die US-Praxis, ökologische Ziele und Sicherheitsziele zwischen Politik, Wissenschaft und Wirtschaft zu diskutieren, die Wege zur Zielerreichung abzuwägen und einen realistischen Zeitrahmen vorzugeben.“⁵⁰ Folgt man dem Modell eines Nullsummen-Wettbewerbs⁵¹ zwischen den einzelnen Volkswirtschaften, bzw. zwischen denen der Triadekonkurrenten, dann stellt sich gewiß auch irgendwann die Frage, wie man im „Kampf um Wettbewerbsfähigkeit“ mit dieser standortpolitischen „Fünften (Öko-)Kolonie“ fürderhin umzugehen gedenkt, zumal ohnehin langsam klar wird, folgt man der Auffassung des designierten Daimler-Benz-Chefs Jürgen Schrempp, daß das etablierte Verfahren, welches die politischen Entscheidungen von ihrer „Mehrheitsfähigkeit abhängig macht ... der heutigen Zeit nicht mehr gewachsen“⁵² zu sein scheint. Die sich abzeichnende Antwort dürfte also im Spannungsfeld von 'Vision' und 'Restriktion' liegen.

3. Das Risiko des Standorts

Im vorangegangenen Abschnitt habe ich die Argumente jener betrachtet, denen die Risikorhetorik selbst ein beträchtliches Risiko zu sein scheint, und deren Reaktion die Gefahren ausufernder ökologischer Rhetorik und nichtintendierten umweltpolitischen Handelns für größer hält als die Gefahren der industriellen Risikoproduktion. Im folgenden sollen zunächst die Argumente der Gegenseite bedacht werden, deren rhetorische Figur sich des umgekehrten Musters bedient, die also die Gefahren der industriellen Risikoproduktion für das eigentlich Gefährliche hält, und der die öffentliche Debatte um die Gefahren moderner Hochtechnologien gleich dem umweltpolitischen Handeln eher als Standorterhaltungsmaßnahme gilt.

Als ob es bei der Debatte weder um Mikrochips noch um Kartoffelchips, sondern um Hobbessche Hieb- und Stichwaffen ginge, prognostizierte zum Beispiel Mayer-Tasch den durch die „Allianz aus Wissenschaft, Wirtschaft und Politik“ ausgelösten Öko-Bürgerkrieg: „Mit jedem Baum, der im sauren Regen, im radioaktiven Strahlungs- oder im elektromagnetischen Spannungsfeld zugrunde geht, mit jedem Milligramm toxischer Substanz, mit der das Industriesystem Wasser, Luft und Erde schändet, wird die Vorherrschaft dieser Allianz um so sicherer ihrem Ende

entgegengeführt. Mutationsähnliche Beschleunigungen des allgemeinen Bewußtseinswandels sind dabei alles andere als unwahrscheinlich. Die wachsende Verzweiflung und Erbitterung vieler Bürger (die sie *heute schon zuweilen in bürgerkriegsähnliche Konfrontationen* treibt) wird dabei zur soziopolitischen Schubkraft ... werden.“⁵³

Die Bürgerkriegsdrohung ist ja bekanntlich älteren Datums und kann heute kaum noch erschrecken, zumal die Hobbesschen Konsequenzen keine Konfliktlösungen mehr in Aussicht stellen. Auffällig ist jedoch angesichts der neuen Problemlagen die Wiederkehr eines alten Unbehagens, gewissermaßen die Auflösung eines Schleiers Carl Schmittscher Provenienz, mit dem man sich in scheinbar saturierten Zeiten von der kontaminierten Umwelt abschottete. War zum Beispiel die Atemluft in der Bundesrepublik noch in den fünfziger und sechziger Jahren vergleichsweise stark durch Schwefeldioxid und Schwebstaub belastet, wurde bei ständig sinkender Luftbelastung in den achtziger Jahren, in rasch wachsender Dichte Smogalarm ausgelöst. Ähnliches läßt sich für die erst nachträgliche öffentliche Wahrnehmung der radioaktiven Belastung infolge der oberirdischen Atomwaffenversuche in den fünfziger Jahre verzeichnen.⁵⁴ Risiken sind, das wird erneut deutlich, „socially constructed“.⁵⁵ Risikowahrnehmungen und die sich daran anschließenden rhetorischen Figuren entwickelten sich also nicht parallel zu den Gefahren moderner Hochtechnologien. Vielmehr funktionierte die „alte“ Erfahrungslogik des Gewinn und Nutzen kalkulierenden Alltagsdenkens noch, für die Daniel Defoes „Robinson Crusoe“ bereits ein frühes Beispiel bietet. Im gleichen Maße, wie der musterhaft rationale Robinson unter seiner Einsamkeit litt, so riskant erschien ihm die plötzliche Entdeckung des Abdrucks eines nackten Menschenfußes im Sand: „Wie war dieser Fuß hierhergekommen? Ich konnte es mir auf keine Weise erklären. Nachdem tausend verworrene Gedanken meinen Kopf durchkreuzt hatten, floh ich, gleichsam außer mir ... In schrecklicher Angst schaute ich mich alle zwei bis drei Schritte um, erschrak vor jedem Baum, vor jedem Strauch und verwandelte jeden Baumstumpf in eine Menschengestalt. Es läßt sich kaum beschreiben, was für mannigfaltige Formen die erhitzte Einbildungskraft den Gegenständen verleihen kann. Wie viele unsinnige Ideen tauchten in meinem Gehirn auf; welch seltsame, fratenhafte Abgeschmacktheiten bestürmten mein Gemüt auf dem Rückweg!“⁵⁶

Ein Fußabdruck im Sand und das daraus resultierende sprunghaft anwachsende Gefahrenbewußtseins Robinsons haben nun auf den ersten Blick wenig mit den Gefährdungen moderner Existenzen in Gestalt ökologischer Risiken zu tun. Reaktorunfälle, gentechnische Manipulatio-

nen und Klimaveränderungen scheinen anderen Kalibers zu sein. Das moderne Subjekt Defoes hatte mit dem Fußabdruck auch nicht risikobewußt kalkuliert, also weder im lateinischen Sinne eine Klippe umschiff, noch im Luhmannschen Sinne einen Regenschirm erfunden: Der kannibalische Tourismus traf ihn gleich einer äußerlichen Naturgewalt. Beim zweiten Hinsehen lassen sich jedoch Gemeinsamkeiten entdecken: Fußabdrücke und Radioaktivität werden dem Betroffenen erst dann zum Problem, wenn sie bemerkt werden. Das Einschalten eines Meßgerätes bewirkt dann dasselbe wie die Entdeckung von Fußabdrücken. Robinsons Entscheidungsgrundlage zur Gefahrenvermeidung war fortan ungleich besser. Der Gewinn und Nutzen kalkulierende *homo oeconomicus* in Robinson begann kurz nach dem ersten Erschrecken jedoch das Risiko der Befreiung eines Opfers kannibalischer Gelüste durchzukalkulieren, und er gelangte zu dem Schluß, „daß das einzige Instrument zur Bewerkstelligung seiner Flucht von der Insel“ darin bestehen müsse, das Risiko einzugehen, sich „einen Wilden zu verschaffen“.⁵⁷ Man sieht, daß trotz der seitdem vollzogenen technologischen Neuerungen die Struktur des menschlichen Risikokalküls keinen grundlegenden Umwälzungen ausgesetzt war. Ähnlich dem Robinsonschen Kalkül suchte sich nämlich der ingenieurtechnische Sachverstand dann ebenfalls 'einen Wilden' zum Zwecke der Daseinsverbesserung zu verschaffen, wie es im Programm des Vorsitzenden des Deutschen Industrie- und Handelstages Stihl wieder vorschien: „Wir wollen keinen Ausstieg aus der Atomkraft, sondern den Abschied von der Verweigerungshaltung (...) Legen wir die Scheu ab vor sicheren Kernkraftwerken, vor gentechnischen Labors, modernen Müllverbrennungsanlagen, Teilchenbeschleunigung und der faszinierenden Vision der Informationshighways.“⁵⁸

Nach Windscale, Harrisburg und Tschernobyl konzentrierte sich die Aufmerksamkeit der Kritiker auch auf andere und bisher wenig beachtete „schleichende Katastrophen“, die nicht ein solch fulminantes Mobilisierungspotential wie Atomunfälle erzeugen, die aber dennoch als „unter allen Umständen zerstörerisch“⁵⁹ gelten. Weil aber ein Ausstieg aus der technologischen Entmachtung des Politischen immer schwieriger schien, theoretisch formuliert: die Autopoiesis des Systems klar wurde, schlugen die bayerischen Bündnisgrünen auf ihrem Landesparteitag Anfang November 1993 eine konditionierte Akzeptanz der Gentechnik vor: „Erst dann, wenn BürgerInnenbeteiligung und Transparenz der Entscheidung durch entsprechende demokratische Verfahren garantiert sind, wenn sichergestellt ist, daß keine negativen sozialen und wirtschaftlichen Folgen auftreten können, wenn die biologische Sicherheit gewährleistet ist

und eine Beeinträchtigung des ökologischen Gleichgewichts ausgeschlossen werden kann, ist es für Grüne überhaupt denkbar, in wohlbegründeten Einzelfällen Ausnahmen im medizinischen Bereich von der grundsätzlichen Ablehnung zuzulassen.⁶⁰ Handlungen, so die unvorhergesehene und keineswegs selbstverständliche Wendung im reflexiv befestigten Lager, sind also nicht a priori abzulehnen. Die Bedingung, sie mögen keine unvorhersehbaren Konsequenzen haben, bleibt jedoch in der Logik der Risikorhetorik. Also: „One side says ‘Do not start unless you’re sure it’s safe.’ The other side says, ‘Do not start until you’ve got something better.’“⁶¹ Immer noch volltönend fiel hingegen die rhetorische Antwort des risikooptimistischen *hardliners* aus: „Wenn ... eine politische Partei gegen jede Art von Gentechnologie ist ... so müßte sie eigentlich auch gleich die sexuelle Fortpflanzung verbieten ... am besten auch gleich bei den eigenen Parteimitgliedern.“⁶² Soweit muß es jedoch nicht kommen, denn in der Zwickmühle von Nichthandeln und unbeabsichtigten Handlungsfolgen wird Langsamkeit schnell zum knappen Gut: „Zeit ist Risiko“.⁶³ und diese umgekehrte Proportionalität bildet ein brisantes Gemisch. Die parlamentarischen Institutionen sind wesentlich auf reaktive Politik, auf das Lernen aus Erfahrung angelegt, daher sind sie gegenüber einer Veränderung des Zeithorizonts auch hilflos. Ökologisch gibt es aber immer mehr Erfahrungen, bei denen es äußerst prekär wäre, wenn sie gemacht würden. Bekanntlich erhöht jedoch Zeitdruck, beispielsweise in der „Kopf-an-Kopf-Konkurrenz“⁶⁴ der Triadekonkurrenz, die Entscheidungsfreudigkeit.

Dem Benjaminschen Fortschrittsengel gleich schwindet bei diesen Geschwindigkeiten die letzte Chance, sich verweilend umzusehen. Dennoch gibt es genügend Vorschläge für ein risikopolitisches „muddling through“. Vielleicht könnte es, erwägt Luhmann, auch „helfen, wenn sich Vertrauen bilden ließe – Vertrauen in die Instanzen, die Risiken beurteilen und darüber entscheiden. Vertrauen ist ja selbst eine Form des Umgangs mit Risiken.“⁶⁵ Zumal die Schaffung und Sicherung von Arbeitsplätzen – um nur ein Beispiel zu nennen – ein allgemein für hochrangig befundenes wirtschafts- und gesellschaftspolitisches Ziel darstellt, das sich für jegliches Vertrauensmanagement eignen dürfte.

Restriktionen im Bereich der Hochtechnologien spielen jedoch, so das einschlägige Argument, bei Standortverlagerungsentscheidungen – etwa in Entwicklungsländer – ebenso eine Rolle wie allgemein hohe Umweltstandards, die gewissermaßen Hand in Hand gehen mit Technikfeindlichkeit und öffentlich vorherrschender Angst, Investoren zu verjagen und damit Arbeitsplätze zu verhindern bzw. zu vernichten. Der

damalige Bundesforschungsminister Krüger konnte diese Konfiguration besonders einprägsam schildern, indem er formulierte „In Deutschland herrschen Technologieängste statt Gestaltungswillen.“ Und es schien ihm bei der Erläuterung seiner Standortverlagerungsangst, „als ob sich die Anstrengungen auf die ‘Einzäunung’ von Innovationspotential richten statt auf Freisetzung und Ermutigung. Hysterie, auch angesichts nur kleiner erster Schritte in technologisches Neuland, tritt an die Stelle von berechtigter Wachsamkeit, Nüchternheit und Vertrauen auf die eigene Gestaltungskraft. Damit wird bei den potentiellen Leistungsträgern von Innovationen in Deutschland eine Neigung zur Auswanderung erzeugt.“⁶⁶ In der Perspektive der Risikovermeider schien dieses Argument eher eine Drohstrategie gegenüber den Behörden und der Öffentlichkeit zu sein. Dem Standortverlagerungsargument wird der Einwand entgegengehalten, man setze mit zuviel Umweltschutz den Standort keinerlei Gefahr aus. Vielmehr eröffne der ökologische Strukturwandel eine Vielzahl von Innovationsmöglichkeiten und er schaffe Arbeitsplätze.⁶⁷ Auch der Präsident des Umweltbundesamtes Lersner hob die positiven Impulse für den Wirtschaftsstandort Deutschland hervor, indem er sagte: „Mir ist bis heute kein Beispiel bekannt, in dem ein Betrieb vorwiegend aus Umweltgründen seinen Standort ins Ausland verlagert hat.“⁶⁸

All dies zeigt, daß in der Standort-Debatte viel geredet wird. Der „Verfall des Industriestandortes Deutschland“ ist ein zyklisch wiederkehrendes Dauerthema der politischen Rhetorik. Das Fazit: Als immer wiederkehrende Konstante der Standortdebatte, so viel scheint feststellbar, erweist sich nicht der häufig anzutreffende Nebelschleier der Auf- und Abrechnung verschieden spezifizierter Kosten, je nach Gusto volkswirtschaftlich oder gar betriebswirtschaftlich beziffert. Die Forderung nach positiven Motivationen, Visionen, Einstellungen und Stimmungen scheint das – standortrhetorisch – ewig wiederkehrende Gleiche im „Wettbewerb der Moralsysteme“⁶⁹ auszumachen.

4. Risikorhetorik als Standortfaktor

Inzwischen sitzt ein Teil der Risikovermeider in den Ministerien, und nicht mehr vor den Atomkraftwerken. Fast wie zu Beginn des Jahrhunderts, als einige der lange Zeit ob ihrer sozialen Angst rhetorik gescholtenen Sozialdemokraten sich als ministrabel erwiesen, begann sich – rascher als vordem – parallel dazu der Diskurs zu verändern. Auf der einen Seite

schwindet die Illusion eines Ziels, was immer es gewesen war, die Bewegung ist endlich alles. Auf der anderen Seite werden die Kritiker in ihnen zuvor verschlossene Gremien geladen. Der eingangs zitierte Ulrich Beck zum Beispiel wurde im Gefolge seiner Forderung nach einem „Umsturz“ (der Definitionsverhältnisse) in die gemeinsame Zukunftskommission der Freistaaten Bayern und Sachsen berufen, wo er im Kreise anderer Zukunftsexperten im allgemein herrschenden „geistigen Vakuum Orientierung zu geben“ habe, so der bayerische Ministerpräsident über die Aufgaben des Unternehmens.⁷⁰ Das ändert zunächst wenig an ‘materiellen’ Problemlagen und ihrem ‘harten’ Kostenkalkül. Aber mit dem Einklagen ‘weicher’ Standortfaktoren wie der „Orientierung im geistigen Vakuum“ schärft sich der Blick für den Wandel der Argumentationsfigur. Bislang erschien die öffentliche Risiko- und Angstretorik der einen Seite zumeist als Standortrisiko. Und die im Wirtschaftsstandort vorfindlichen Risikotechnologien wiederum waren es, die auf der anderen Seite einer lauten „Minderheit“ als angsterzeugendes Risiko für Leib und Leben, aber auch für die eingeforderten Mitspracherechte bekämpfenswert erschienen. Das kulturelle Bias schien unüberwindbar: „If you want to forbid new things, just say that adding to background radiation or chemical wastes will disrupt the delicate balance of nature. If the bias is the other way, so that a justification is wanted for changing the environment, expound on nature’s availability and the benevolent ways of mutation.“⁷¹

In dem Maße jedoch, wie die Standortretorik die Risikorhetorik penetriert, wandelt sich die Wirkung des Diskurses. Die Menschen sorgen sich eben nicht mehr nur privat und in Betroffenengruppen um ökologische Risiken, vielmehr werden die zuvor privaten Ängste in vielerlei Hinsicht Gegenstand des ‘öffentlichen Interesses’, etwa in der sich entwickelnden Sparte ‘Umweltmedizin’.⁷² In dem Maße, wie Betroffene und Verursacher Diskurse produzieren, erzeugen sie vielfältige und keineswegs nur eindimensional wirkende Kraftverhältnisse. Oder, wie Charles Perrow aus dem politischen Charakter der Risikoanalysen schlußfolgerte: „Letzten Endes geht es nicht um Risiken, sondern um Macht.“⁷³ Da ‘Macht’ sehr viel bedeuten kann, zumeist aber nur als Beherrschung derer ‘da unten’ von irgend jemand ‘da oben’ gesehen wird, erschließt sich das Projekt einer machtgenerierenden ‘Diskursivierung’ des Risikos genauer, wenn man die Untersuchungen Michel Foucaults als Interpretationsschlüssel hinzuzieht. Die „Produktion von Diskursen“ wird dann nicht nur in die Machtproduktion einbezogen, sondern sie wird als Disziplinartechnologie in ein „Feld vielfältiger und beweglicher Machtbeziehungen getaucht“.⁷⁴ Als paradigmatisches Beispiel einer Disziplinartechnologie gilt

der von Foucault angeführte und seitdem vielerorts zitierte Plan Jeremy Benthams für das Panopticon aus dem Jahr 1791.⁷⁵ Das Panopticon als spezifischer Machtmechanismus wirkt durch seine flexible Anwendbarkeit geradezu genialisch: Es besteht aus einem weitläufigen Hof mit einem Turm im Zentrum, in der Peripherie des Hofes finden sich Gebäude, die in Stockwerke und Zellen unterteilt sind. Das eigentlich perfide – oder, je nach Geschmack, geniale – besteht nun darin, daß jede Zelle zwei Fenster besitzt. Ein Fenster läßt das Licht von außen herein, das andere aber liegt dem Turm gegenüber, in dem große Beobachtungsmöglichkeiten die Überwachung der Zellen ermöglichen. Die zwanglose Disziplinarwirkung des panoptischen Schemas beruht auf der Inszenierung einer nicht geheimen und ständigen Betrachtbarkeit des Gefangenen, dessen Unterwerfung auf einer fiktiven Beziehung beruht. Im Glashaushaus spielt der Gefangene im Kopf seinen eigenen Wärter. Da er die Insassen des Zentralturms nicht sehen kann, muß er sich – auch wenn vielleicht gerade niemand im Turm weilt – so verhalten, als sei er ständig und total überwacht. Zudem lassen sich mit dieser hochwirksamen Technik nicht nur Individuen kontrollieren, auch Experimente zur Verwandlung der Insassen lassen sich vom Turm aus beobachten und aufzeichnen. Die Anpassungsfähigkeit dieser geradezu neutralen Technologie besteht nun darin, daß Individuen und Bevölkerungsgruppen nicht nur beobachtbar, sondern auch geordnet und produktiv gemacht werden können: Das panoptische Prinzip „hat verstärkend und steigernd zu wirken; nicht um der Macht willen und nicht, um einer bedrohten Gesellschaft das Leben zu retten, organisiert es die Macht und macht sie ökonomischer und wirksamer: es geht darum, die Gesellschaftskräfte zu steigern – die Produktion zu erhöhen, die Wirtschaft zu entwickeln, die Bildung auszudehnen, das Niveau der öffentlichen Moral zu heben; zu Wachstum und Mehrung beizutragen.“⁷⁶

Wenn es also mit Hilfe des 'Risiko-Bias' gelingt, eine Produktion von Diskursen zu inszenieren, werden die Betroffenen involviert und in ein Netz von Machtbeziehungen gezogen, daß sie zudem noch selbst stricken, und schließlich werden sie ruhiggestellt, in den besten Fällen lassen sie sich sogar zum aktiven Mitmachen ermuntern. Hierbei erschließt sich die panoptische Qualität der Risikorhetorik im Rahmen der Standortdebatte. Die überbordende ökologische Kommunikation wird nämlich jetzt für die Steigerung der Gesellschaftskräfte im o.g. Sinne nutzbar. Verbände zum Beispiel erkennen die neuen Gepflogenheiten rasch an. Der Verband der Chemischen Industrie (VCI) etwa mißt der Risikokommunikation inzwischen schon erhebliche Bedeutung bei.⁷⁷ Die im Ergebnis derartiger Entscheidungen zu beobachtende Risikokommunikation vollzieht sich

dann vornehmlich in Anzeigen, die infolge einer funktionalistischen Selbstinterpretation⁷⁸ zumeist auf ein hohes 'Gemeinwohlangagement' des Verbandes oder Unternehmens schließen lassen. So zum Beispiel wirbt Professor Martin Schata, wissenschaftlicher Leiter der Gesellschaft für Allergieforschung, mit dem Text: „Millionen Allergiker brauchen dringend Hilfe. Ohne Gentechnik werden wir sie nicht geben können.“ Und der VCI fügt dem noch hinzu: „Die Gentechnik bietet nicht nur Allergikern eine Perspektive. Sie ist ein unverzichtbares und erfolgversprechendes Instrument der Chemie in vielen Bereichen, zum Beispiel auch im Kampf gegen Krebs und Aids.“⁷⁹

Da die Angst vor derartig gentechnisch einzudämmenden Krankheiten allgemein ist und gewissermaßen als *volonté générale* auftritt,⁸⁰ eröffnen sich hier für das Standortmanagement neue Möglichkeiten: Die Angst-rhetorik wandelt sich vom Sand im Herrschaftsgetriebe zum Öl des Investitionsmotors. Und das in mehrfacher Hinsicht, sonst läge die Gefahr nahe, die Vielfältigkeit der durch die Diskursproduktion gezogenen Machtbeziehungen zu unterschätzen. Bei Hoechst, um nur ein Beispiel zu nennen, gibt es bereits „heute kein neues Produktionsverfahren mehr, das nicht in sehr konkreter Weise auch ein ökologischer Fortschritt ist.“ Die Ursache dafür findet sich in derselben Anzeige: „Wer seine Pläne ohne die Umwelt macht, ist bald nicht mehr wettbewerbsfähig.“⁸¹ Deutlich wird, daß die neue Repräsentationsstrategie nicht nur die Billigung der verbandlichen oder unternehmerischen Strategien in je verschiedenen kritischen Öffentlichkeiten zur Folge hat. Vielmehr führt die funktionalistische Interpretation eigener Interessen auch zur Reformulierung des eigenen Selbstverständnisses. Anders ausgedrückt: die neue Rolle wird von den Anwälten der gesamtwirtschaftlich-ökologischen Vernunft neuerdings auch gespielt. Zunächst jedoch wird sich die Wirtschaft weiterhin nur dann in diesem Sinne ökologisch verhalten, wenn sich das für sie lohnt. Hält man das ökonomische System für ein autopoietisches System, läßt sich dieser Zusammenhang theoretisch folgendermaßen ausdrücken: Der binäre Code, mit dem das Wirtschaftssystem die hinsichtlich seiner Leistung und seiner Funktion relevanten Informationen auswählt, lautet demnach: Zahlen/Nichtzahlen. Preise liefern die Informationen, die über Zahlung oder Nichtzahlung entscheiden. Aus denselben Gründen wird die Wirtschaft auch so tun, als ob sie sich ökologisch verhielte, wenn sich das für sie lohnt. Andererseits trifft sich die binär codierte Kommunikationsanweisung mit einer Instanz, deren Wirkmächtigkeit einst am Beginn wohlfahrtsstaatlicher Regelungen stand: „Der Ritt auf der Ökowelle bringt Gewinn und ein gutes Gewissen.“⁸²

Hier entwickeln sich in Gestalt des ökologischen Gewissens Wendungen, die, gemeinsam mit den Folgen einer funktionalistischen Selbstinterpretation, die Argumentationsfigur in der oben beschriebenen Weise gewissermaßen auf den Kopf stellen und eine gehörige Risikorhetorik zum Standortfaktor werden lassen. Zunächst wäre damit die lange Vorgeschichte der Verwandlung 'privater Laster' in 'öffentliches Wohl'⁸³ um einen weiteren Fall bereichert. Gleiches gilt aber auch für die Gegenseite, wo man die Strukturierungs- und Vermittlungsfunktion der Gewerkschaften als essentiell für die ökologische Modernisierung herausstellt. Erstaunt vermerkt Lothar Späth: „Mehr Technologie ist unabdingbar. Jetzt sind plötzlich alle für Gentechnik und den Transrapid – selbst die Frohnaturen, die jahrelang die großen Kämpfe dagegen angeführt haben. Auch gewisse Gewerkschaftskreise wollen plötzlich den Fortschritt, den wir nicht haben, weil sie solange dagegen waren.“⁸⁴

Für die von Foucault herausgestellten Wirkungen einer Produktion von Diskursen lassen sich zahlreiche weitere Beispiele finden. So erzeugte der ebenfalls omnipräsente Technik-Diskurs über die Sozialverträglichkeit der Technik eine „Technikverträglichkeit des Sozialen“.⁸⁵ In unserem Fall erzeugt der Risiko-Diskurs inzwischen eine Standortverträglichkeit des Risikos. Im sich entfaltenden „supervisierenden Diskurs“, so die neueste staatsrechtliche Wendung, steht die „Politik nun vor der Aufgabe, die ungebremste Dynamik wissenschaftlicher Innovation und daraus resultierender technologischer Risiken einer Supervision zu unterwerfen. Supervision, so das Fazit, „zielt nicht auf Kontrolle, sondern auf Selbstkontrolle“.⁸⁶ Im Zentrum der supervisionären Wendung steht mithin also auch hier die Selbstkontrolle, die – wen könnte es noch überraschen – mittels eines „diskursiven Verfahrens“⁸⁷ an die Stelle hierarchischer und autoritativer politischer Kontrolle des Staates tritt. Ein Beispiel dafür, wie solch eine Selbstkontrolle bei der Produktion von Risikodiskursen funktionieren könnte, vermerkte Thilo Bode, Geschäftsführer von Greenpeace: „Wenn wir heute ein Firmmentor blockieren, dann erscheint nicht mehr die Polizei, sondern die Werksleitung mit Kaffee und Kuchen und lädt zum freundlichen Small talk über Zukunftsplanung und Unternehmensstrategie ein.“⁸⁸

Abgesehen davon, daß noch nicht alle Unternehmensleitungen die Möglichkeiten eines solch offensiven Herangehens schätzen gelernt haben, vollzieht sich damit – im Ergebnis des in Szene gesetzten Diskurses – ein Abbau der Distanz zwischen Betroffenen und Verursachern. Schließlich erfährt dabei auch die risikoverursachende Industrie, daß das Verständnis für die Voraussetzungen derartiger industrieller Produktionen,

vor allem aber „deren Akzeptanz in der Öffentlichkeit selbst zu der allerwichtigsten Voraussetzung solcher Produktion werden kann“.⁸⁹ Die damit einhergehende Entdifferenzierung der Konfliktlagen in labyrinthisch strukturierten und hochkomplexen modernen Gesellschaften beinhaltet gewissermaßen eine diskursive Wiederherstellung der Einheit der Gesellschaft – in risikopolitischer Hinsicht. Hegel beendete mit der Feststellung, daß die bürgerliche Gesellschaft die Differenz ist, „welche zwischen die Familie und den Staat tritt“,⁹⁰ eine aus der platonisch-aristotelischen Tradition herwehende Sicht auf die Gesellschaft als Einheit, hier: von Privatem und Öffentlichem. Um Hegel zu paraphrasieren, war das Risiko gewissermaßen die Differenz, welche zwischen Betroffene und Verursacher trat. Der ‘Diskursivierung’ des Risikos kommt hingegen die Aufgabe zu, diese Differenz in einer anderen, ‘weicheren’ Hinsicht abzubauen, als es Beck vorschwebte, als er – zum Beispiel angesichts der allgegenwärtigen Radioaktivität bei Atomunfällen – von der „Allbetroffenheit“⁹¹ beider – verstrahlter – Gruppen sprach.

Die Differenz von Staat und Gesellschaft wurde und wird in der staatsrechtlichen Debatte bereits weitergedacht – einerseits als Verzicht auf den Primat des operativ geschlossenen Teilsystems Politik (Luhmann). Andererseits aber wird dem Staat angesichts der ihm zukommenden Schlüsselrolle bei der Induktion technologisch-industrieller Innovation durch das Instrument adäquaten wissenschaftlich-technischen Fortschritts, eine „neue Rolle“⁹² zugewiesen. Dazwischen findet sich die erwähnte Idee supervisionärer Staatlichkeit als „Ironie des Staates“⁹³. Gemäß dieser neuesten Schlankheitsrezeptur institutionalisiert der Staat Distanz zur eigenen steuerungspolitischen Überforderung und kann sich damit ironisch verhalten; d.h. zunächst sich selbst weniger ernst nehmen. Diese „neue Bescheidenheit der Politik“⁹⁴ zielt zudem auf kontextuelle und heterarchische Formen der Aufgabenbewältigung, die in hochkomplexen Systemen als angemessenere Steuerungsformen direkte, zentralisierte, hierarchische und autoritative Steuerungsformen ablösen.

Das sich entwickelnde Risikodispositiv entfaltet den relationalen Charakter seiner differenzabbauenden Macht jedoch in einer anderen Hinsicht, gewissermaßen „von unten“,⁹⁵ also ebenso unabhängig von präzeptoraler oder kontextueller Steuerung, wie von ‘harten’ Lagen in Gestalt tatsächlicher Betroffenheit, oder der Induktion resp. Nichtinduktion von Innovation. Dabei geht es also weniger um steuerungstheoretische Erwägungen der ‘traditionellen’ Art, wie sie im Bedarf oder Nichtbedarf der Gesellschaft nach einer – wie auch immer gearteten – staatlichen Steuerungsinstanz anzutreffen sind. Zwar war der Staat von Anbeginn

sowohl intervenierende wie Appellationsinstanz, zugleich war er aber auch Ort der verdichteten Artikulation gegensätzlicher gesellschaftlicher Interessen und Werte. Die Sorge um die Umweltkostentragik der Standortvergrünung teilt mit den ökologisch inspirierten Kritikern zumeist eine gemeinsame – antitragische – Zuversicht; daß die – der einen Auffassung nach einzuschränkende, der anderen Auffassung nach noch auszubauende – Aktivität des Staates einen substitutiven Grund für den Zusammenhalt der Gemeinschaft geben könne.

Je nachdem, wo gerade der Akzent gesetzt wird, führt die Sorge um die fortschreitende Auflösung gemeinschaftlich geteilter Werte dennoch zum rhetorisch kleinsten gemeinsamen Nenner: der Sorge um den Standort. Die Logik der standortbezogenen Verantwortung erstellt den Rahmen beider Argumentationsmuster. Man sieht: Der Standort als *summa bonum* scheint umsorgt. So heißt es dann auch in der standortbesorgten Koalitionsvereinbarung der Regierungskoalition für die 13. Legislaturperiode des Bundestages, daß „ein überproportionales Wachstum des Bundeshaushaltes für Forschung und Technologie Spielräume für neue Initiativen, insbesondere in den Spitzentechnologien eröffnen“⁹⁶ soll, nicht ohne allerdings den umweltrechtlichen Ordnungsrahmen mit dem „Ziel der Deregulierung“⁹⁷ fortzuentwickeln. Das nachgezeichnete Projekt einer Diskursivierung des Risikos als standortpolitische Feinsteuerung rückte jedoch die Verfaßtheit der Sorge um den Standort in den Mittelpunkt des Interesses. Also: Visionen, Liebe und Motivationen statt monetärer Restriktionen bilden das standortrhetorische Epizentrum. Wer Visionen hat, wird zumindest in der westlichen Therapiekultur an Psychologen verwiesen. Nicht so in unserem Fall. Der Standort bliebe ohne „positive“ Visionen und Motivationen eine institutionelle, lieb- und leblose Ruine, in der das, was ohnehin geschieht – nach Überwindung aller Widerstände – im besten Falle bloß hingenommen würde. Visionsmanagement und Diskursproduktion hingegen sorgen in Amerika wie anderswo dafür, daß das, was geschieht, auch gut geheißt wird: „Visions have been very succesful in driving entire economies and establishing the rules for their organization. In the United States, the visions of military security and of conquering outer space were both powerful forces in shaping U.S. technological expertise ... Visions of an environmentally sound, healthy, and stable society could be equally powerful in shaping the next round of investment and technology development.“⁹⁸

In diesem auf den standortrhetorischen Grund zielenden Sinn, erscheinen die von weiten Teilen der Sozialwissenschaften wie der Politik diskutierten gravierenden Steuerbarkeitsprobleme im Verhältnis von Po-

litik und Gesellschaft als interessanter Nebenschauplatz. Die Diskursivierung des Risikos generiert Standortdisziplin und schlägt dem Visionsmanagement eine Schneise. Am Ende des diskursiven Distanzabbaus steht die „Erfüllung“ im frisch aufvisionierten Standort. Diese „neue“ Erotik⁹ zielt jedenfalls nicht auf Mäßigung, zumindest legt das Jil Sander nahe, die im Januar 1994 ihr Produkt 'Background – ein Duft, der Zeichen setzt' visionär umwerben ließ: „Der Mann ist der Gestalter seiner Welt. Denn es ist sein Wissen um die Kraft der Vergangenheit, aus dem heraus er die Visionen des Morgen formt. Unbezähmbar mit wachem Instinkt. Machtvoll durch sein Wesen. Überwältigend in seiner erotischen Präsenz. ... Kühn, kraftvoll, kompromißlos.“

Das noch nicht überwundene Risiko des Standorts erscheint damit in einem anderen, gleichwohl vertraut anmutendem Licht: als Mangel an Erotik. Ein solchermaßen geregeltes Spiel von Werten wie Gestaltungswillen, Vision, Unbezähmbarkeit, Kraft, Instinkt und Kühnheit, genauer gesagt, der auf Penetration zielenden erotischen Rolle der Aktivität und Herrschaft, liest sich wie ein Wunschkatalog des sich mit Kompromissen, Zähmungswillen und Mutlosigkeit schindenden Standortmanagements. In diesem Spiel scheinen es jedoch alle besser zu wissen, als sie es zugeben mögen. Die in der Botschaft wieder aufscheinende Idee einer Beherrschbarkeit des Seins, hier die olfaktorische Umgarnung der Umwelt, da das gestalterische und auf Steuerung zielende Kalkül Robinsons, legt einen Schluß nahe: Die Ironie des Standorts liegt in seiner Erotik.

- 1 B. Nussbaum, *Das Ende unserer Zukunft*, München 1984, S. 107.
- 2 N. Luhmann, *Ökologische Kommunikation*, Opladen 1986, S. 241.
- 3 H. Markl, *Wissenschaft im Widerstreit*, Weinheim 1990, S. 41.
- 4 N. Luhmann, *Die Welt als Wille ohne Vorstellung- Sicherheit und Risiko aus der Sicht der Sozialwissenschaften*, in: *Die politische Meinung*, Nr. 229, 1986, S. 18, und ders., *Die Moral des Risikos und das Risiko der Moral*, in: G. Bechmann (Hrsg.), *Risiko und Gesellschaft*, Opladen 1993, S. 328.
- 5 Vgl. F. Ewald, *Der Vorsorgestaat*, Frankfurt a.M. 1993, S. 213ff.
- 6 E. Forsthooff, *Der Staat der Industriegesellschaft*, München 1971, S. 30ff.
- 7 U. Beck, *Die Risikogesellschaft*, Frankfurt a.M. 1986.
- 8 Ebenda, S. 31.
- 9 Ebenda, S. 311.
- 10 N. Luhmann, *Legitimation durch Verfahren*, Darmstadt/Neuwied, 1969, S. 163.
- 11 U. Beck, *Die Risikogesellschaft* (Anm. 7), S. 368ff.
- 12 R. Münch, *Dialektik der Kommunikationsgesellschaft*, Frankfurt a.M. 1991, S. 160.
- 13 Ch. Perrow, *Normale Katastrophen*, Frankfurt a.M. 1989, S. 107ff.
- 14 U. Beck, *Die Risikogesellschaft* (Anm. 7), S. 373.
- 15 Ders., *Gegengifte. Die organisierte Unverantwortlichkeit*, Frankfurt a.M. 1988, S. 275.
- 16 Ebenda, S. 284.

Der Standort des Risikos

- 17 G. Schulze, Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart, Frankfurt a.M. 1992.
- 18 Vgl. Deutscher Industrie- und Handelstag (DIHT), Umweltpolitik unter veränderten Bedingungen, Bonn 1993.
- 19 Rat von Sachverständigen für Umweltfragen, Umweltgutachten 1994, Bundestags-Drucksache 12/6995, Rat von Sachverständigen für Umweltfragen, vom 8.3.1994.
- 20 W.-D. Narr/C. Offe (Hrsg.), Wohlfahrtsstaat und Massenloyalität, Köln 1976, S. 16.
- 21 H. Kern/M. Schumann, New Concepts of Production in West German Plants, in: P. J. Katzenstein (Hrsg.), Industry and Politics in West Germany, New York 1989, S. 87-110, hier S. 101.
- 22 H. Markl, Unser Standort im Strom, FAZ, 30.4.1994.
- 23 N. Luhmann, Ökologische Kommunikation (Anm. 2), S. 62f. (Hervorhebung im Original)
- 24 SZ, 1.12.1994.
- 25 N. Luhmann, Ökologische Kommunikation (Anm. 2), S. 169.
- 26 Ebenda, S. 244.
- 27 Ders., Soziologie des Risikos, Berlin 1991, S. 185.
- 28 Offener Brief vom 13.8.1993 von Siemens-Mitarbeitern an den Bund, zitiert bei: J. Brinkmann/P. Lüdke-Höher, Boykott, Macht, Gegenmacht, in: Berliner Debatte INITIAL, 1994, Nr. 6, S. 110.
- 29 K. Dake, Myths of Nature: Culture and the Social Construction of Risk, in: Journal of Social Issues, vol. 48, 1992, No. 4, S. 21-37, hier S. 24.
- 30 M. Foucault, Der Wille zum Wissen, Frankfurt a.M. 1983, S. 28.
- 31 P.-Y. Gaudard, Ängste der Deutschen vor Umweltkatastrophen, in: K. Aurand u.a. (Hrsg.), Umweltbelastungen und Umweltängste, Opladen 1993, S. 77.
- 32 P. Slovic, Perception of risk: Reflections on the psychometric paradigm, in: S. Krimski/D. Golding (Hrsg.), Social theories of risk, New York 1992.
- 33 H. Farlie, Fear of living: America's morbid aversion to risk, in: New Republic, 23. January 1989, S. 14.
- 34 Die Welt, 21.2.1990.
- 35 H. Markl, Unser Standort im Strom (Anm. 22).
- 36 A. O. Hirschman, Denken gegen die Zukunft, München 1992, S. 165.
- 37 Vgl. U. Beck, Die Risikogesellschaft (Anm. 7); ders., Gegengifte. (Anm. 15); ders., Politik in der Risikogesellschaft, Frankfurt a.M. 1991.
- 38 Die Zeit, 5.11.1993.
- 39 SZ, 25.11.1994.
- 40 SZ, 3./4.12.1994.
- 41 Die Zeit, 2.12.1994.
- 42 SZ, 9.12.1993.
- 43 R. Haungs, Fünf Forderungen zur Sicherung des Wirtschaftsstandorts, in: H. W. Levi/B. Danzer (Hrsg.), Wirtschaftsstandort - Wissenschaftsstandort Deutschland, Stuttgart 1994, S. 43f.
- 44 T. Necker, Wirtschafts- und Forschungspolitik im Dienste der Standortsicherung, in: ebenda, S. 23.
- 45 O. Wiesheu, Perspektiven für den Standort Deutschland, in: Atomwirtschaft, 1994, Nr. 12, S. 825-828, hier S. 826.
- 46 E. Luttwak, The Endangered American Dream: How to Stop the United States from Becoming a Third World Country and How to Win the Geo-economic Struggle for

- Industrial Supremacy, New York 1993, und L. Tyson, Who's Bashing Whom: Trade Conflict in High-Technology Industries, Washington 1992.
- 47 P. Kennedy, The American Prospect, in: The New York Review of books, vol. XL, 1993, No. 5, S. 42.
 - 48 SZ, 9.12.1993.
 - 49 H. Markl, Unser Standort im Strom (Anm. 22).
 - 50 H. König, Genehmigungsverfahren in der chemischen Industrie, in: H. W. Levi/B. Danzer (Hrsg.), Wirtschaftsstandort - Wissenschaftsstandort Deutschland, S. 93-101, hier S. 101.
 - 51 Vgl. die Kritik bei P. Krugman, Competitiveness: A Dangerous Obsession, in: Foreign Affairs, 1994, vol. 73, no. 2, S. 28-44.
 - 52 J. E. Schrempf, Entscheidungen sind notwendig, um den Standort zu retten, in: H. W. Levi/B. Danzer (Hrsg.), Wirtschaftsstandort - Wissenschaftsstandort Deutschland, Stuttgart 1994, S. 39.
 - 53 P. C. Mayer-Tasch, Aus dem Wörterbuch der Politischen Ökologie, München 1985, S. 9 (Hervorhebung von mir, F.G.).
 - 54 Vgl. V. v. Prittwitz, Das Katastrophenparadox, Opladen 1990, S. 16ff.
 - 55 K. Drake, Myths of Nature: Culture and the Social Constructions of Risk, in: Journal of Social Issues, 48 (1992) 4, S. 24. Vgl. auch M. Douglas/A. Wildavsky, Risk and Culture, Berkeley 1983, S. 186ff.
 - 56 Daniel Defoe, Robinson Crusoe, Berlin 1957, S. 167.
 - 57 Ebenda, S. 209.
 - 58 Zit. nach Forum Wissenschaft, 1994, Nr.4.
 - 59 I. Illich, Selbstbegrenzung, Reinbek 1980, S. 43.
 - 60 Zit. bei: J. Katzek/J. Spangenberg, 'Sustainable' Biotechnology?!, in: Forum Wissenschaft, 1994, Nr.4, S. 47.
 - 61 M. Douglas/A. Wildavsky, Risk and Culture, Berkeley 1983, S. 27.
 - 62 H. Markl, Unser Standort im Strom (Anm. 22).
 - 63 W. Fach, Die Zeit des Risikos und das Risiko der Zeit, in: U. Hilpert (Hrsg.), Zwischen Scylla und Charybdis?, Opladen 1994, S. 49-66, hier S. 64.
 - 64 T. Necker, Wirtschafts- und Forschungspolitik (Anm. 44), S. 26.
 - 65 N. Luhmann, Die Moral des Risikos (Anm. 4), S. 333.
 - 66 BMFT-Pressemitteilung, 1993, Nr. 63, 15. 7. 1993, S. 1.
 - 67 So argumentieren z.B. K. Robinet/R. Lucas, Umweltschutz und Umweltqualität als Standortfaktor, Marburg 1994; G. Knödgen, Umweltschutz und industrielle Standortentscheidungen, Frankfurt a.M. 1982; J. Blazejczak/D. Edler/M. Gornig, Grüne Arbeitsplätze, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, 1994, B 37, S. 29-36.
 - 68 SZ, 3./4.12.1994. .
 - 69 H. Giersch, Die Moral als Standortfaktor, in: FAZ, 31.12.1994.
 - 70 SZ 18./19.2.1995
 - 71 M. Douglas/A. Wildavsky, Risk and Culture (Anm. 55), S. 69.
 - 72 Vgl. u.a. A. Kappos, Strategien zur Bewältigung von Umweltängsten durch Kooperationsmodelle und individualmedizinische Beratung, in: K. Aurand u.a. (Hrsg.), Umweltbelastungen und Umweltängste, Opladen 1993; F. M. Ruff, Risikokommunikation als Aufgabe für die Umweltmedizin, in: ebenda.
 - 73 Ch. Perrow, Normale Katastrophen (Anm. 13), S. 357.
 - 74 M. Foucault, Der Wille zum Wissen (Anm. 30), S. 119.
 - 75 Ders., Überwachen und Strafen, Frankfurt a.M. 1977, S. 251ff.

Der Standort des Risikos

- 75 Ebenda, S. 267.
- 77 Positionspapier des VCI, 1994, „Sustainable Development - Position der Chemischen Industrie“, o.O., S. 7.
- 78 G. Vobruba, Funktionalismus als Akteurswissen, in: H. Abromeit/U. Jürgens (Hrsg.), Die politische Logik wirtschaftlichen Handelns, Berlin 1992, S. 228.
- 79 SZ, 1.3.1995.
- 80 N. Luhmann, Ökologische Kommunikation (Anm. 2), S. 242.
- 81 SZ, 30.9.1994.
- 82 Harvard Business manager 2/1994.
- 83 A. O. Hirschman, Leidenschaften und Interessen, Frankfurt a.M. 1987.
- 84 L. Späth, Interview, in: Die Mitbestimmung, 1994, Nr. 3, S. 20.
- 85 K. Erdmenger/W. Fach, Kritik der „Sozialverträglichkeit“. Am Beispiel des NRW-Programms „Sozialverträgliche Technikgestaltung“, in: K. Grimmer/J. Häusler/S. Kuhlmann/G. Simonis, Politische Techniksteuerung, Opladen 1992, S. 251-266, hier S. 254.
- 86 H. Willke, Die Ironie des Staates, Frankfurt a.M. 1992, S. 307.
- 87 Ebenda, S. 350.
- 88 SZ-Magazin, 25.9.1992.
- 89 H. Markl, Wissenschaft im Widerstreit (Anm. 3), S. 114.
- 90 G. F. W. Hegel, Grundlinien der Philosophie des Rechts, Frankfurt a.M. 1970, S. 339.
- 91 U. Beck, Die Risikogesellschaft (Anm. 7), S. 48.
- 92 U. Hilpert, Neue Weltmärkte und der Staat, Opladen 1991.
- 93 H. Willke, Die Ironie des Staates, Frankfurt a.M. 1992.
- 94 Ebenda, S. 339.
- 95 M. Foucault, Der Wille zum Wissen (Anm. 30), S. 115.
- 96 Das Parlament, 25.11.1994.
- 97 Ebenda.
- 98 A. Markusen/J. Yudken, Dismantling the Cold War Economy, New York 1992, S. 246f.
- 99 M. Foucault, Die Sorge um sich, Frankfurt a.M. 1989, S. 292ff.

Gewerkschaften und Standortdebatte: Wie weit trägt das „Modell Deutschland“?

I.

Standortdebatte – dieser schillernde Begriff ist keine Neuschöpfung der nunmehr offenbar überstandenen konjunkturellen Krise. Schon 1975/76, 1981/82 und 1987/88 machte das Wort die Runde, zeitgleich mit einer jeweiligen Abschwächung des Wirtschaftswachstums.¹ War die Debatte der letzten Jahre also nur gleichsam zyklisch auftretender Theaterdonner, Begleitmusik konjunktureller Täler? Denn vordergründig betrachtet, könnte man sich nun wieder beruhigt zurücklehnen: Die jüngsten Produktivitätsfortschritte deutscher Großunternehmen sind beachtlich, ausgerechnet der Export am vermeintlich überteuerten Standort Deutschland sorgt für eine konjunkturelle Belebung; inländische und ausländische Beobachter loben die erneut bewiesene Konsensfähigkeit der deutschen Sozialpartner.²

Doch der Chor der Stimmen ist weiterhin äußerst ambivalent: Einigen Arbeitgebervertretern scheint nach der Bundestagswahl der Glaube an den zuvor beschworenen Aufschwung verloren gegangen zu sein, so sehr mahnen sie Korrekturen in der Tarif- und Sozialpolitik an. Und die Hamburger ÖTV gefällt sich darin, ernsthaft für Gewerkschaftsmitglieder exklusive Tarifvereinbarungen zu fordern. Die Sorge um Produktion und Beschäftigung in Deutschland scheint also weiterhin Gemeingut aller wirtschaftlichen Akteure; dieser Themenkomplex beschäftigt selbst erlebteste Diskussionszirkel.³

Von daher scheint es Sinn zu machen, qualitativen Veränderungen nachzugehen: Welchen strukturellen Veränderungen sieht sich die deutsche Volkswirtschaft gegenüber, inwieweit sind davon, so weit erkennbar, die Industriellen Beziehungen berührt, wie reagieren/agieren die deutschen Gewerkschaften?

Dabei soll der Bogen geschlagen werden von dem einstmaligen (Erfolgs-)„Modell Deutschland“ zu den Tarifaueinandersetzen des Jahres 1994.

II.

„Modell Deutschland“ war einstmals nicht nur ein erfolgreicher, wenn auch in den eigenen Reihen nicht unumstrittener, sozialdemokratischer Wahlkampfeslogan. Diese Formel fand ebenso Eingang in die sozialwissenschaftliche Diskussion. Hiernach hätten Staat, Arbeitgeber und Arbeitnehmer im wesentlichen konsensuell die kontinuierliche Modernisierung der bundesdeutschen Volkswirtschaft getragen. Die darüber erzielten Wachstums- und Exporterfolge sowie Produktivitätsgewinne führten zu im internationalen Vergleich bemerkenswerten Resultaten: vergleichsweise geringe Erwerbslosigkeit, ein hohes Einkommensniveau, verrechtlichte Industrielle Beziehungen, ausgebaute Sozialstaatlichkeit, durchaus beachtliche Alimentation der Modernisierungsverlierer.

Doch die ökonomischen Stützpfiler des „Modells Deutschland“ erodierte zusehends: Die erzielten Wachstumsraten konnten seit der Mitte der siebziger Jahre das Niveau früherer Boomphasen nie wieder erreichen, die Zahl der Erwerbslosen wird seitdem in Millionen angegeben, eine qualitative Expansion der Sozialausgaben scheint seitdem unvorstellbar.

Keynesianistisch inspirierte Regulierungsversuche erwiesen sich als zunehmend weniger erfolgreich; alsbald wurden angebotsorientierte Strategien präferiert und praktiziert. Dies war auch der Tatsache geschuldet, daß sich die Gestaltungsspielräume nationalstaatlich betriebener Wirtschaftspolitiken verkleinerten. Die dafür ursächlich verantwortliche Globalisierung der Wirtschaft führte zu einschneidenden strukturellen Veränderungen: Anfangs waren nur die klassischen Branchen Kohle, Eisen und Stahl existentiell vom wirtschaftlichen Aufholprozeß in anderen Regionen der Welt betroffen. Ohne politische Interventionen (Marktregulierung, Erhaltungssubventionen, Alimentierung der ausscheidenden Beschäftigten) wären erhebliche wirtschaftliche und soziale Friktionen wohl unvermeidbar gewesen.

Hinzu traten einschneidende technologische Veränderungen, die inzwischen unter dem Begriff „Dritte Industrielle Revolution“ subsumiert werden. Die nunmehr strukturbestimmenden Informations- und Kommunikationstechnologien betrafen mit den Druckern gerade jene Berufsgruppe, deren erste Organisationserfolge den Beginn der modernen Gewerkschaftsbewegung in Deutschland symbolisieren. Vor diesem Hintergrund hatten empirisch abgestützte Thesen vom nahenden Ende der Arbeits- bzw. Industriegesellschaft Hochkonjunktur, die das Ende der Arbeiterbewegung gleich mit prognostizierten.

Und wie reagierten die plötzlich als „Dinosaurier des Industriezeitalters“ apostrophierten Gewerkschaften? Die einstmals kämpferische IG Druck und Papier ging in der IG Medien auf, da selbst lange Arbeitskämpfe den flächendeckenden Einsatz von Mikroelektronik nicht verhindern konnten. Über die Zeit gab der Gewerkschaftsapparat seine ablehnende Haltung gegenüber den neuen Technologien auf. Bei den o.g. Krisenbranchen wurden korporatistische Arrangements mitgetragen, die auf einen Mix aus degressiver Branchenerhaltung und relativ großzügigen Sozialplänen hinausliefen.

In den weiterhin recht erfolgreichen Industrien, die auch heute noch das Rückgrat der deutschen Volkswirtschaft bilden (Metall- und Elektroindustrie, Automobilbau, Chemische Industrie) wurde die produktivitätszentrierte Strategie weiterverfolgt: Über eine auch von den gewerkschaftlichen Lohnforderungen erzwungene kontinuierliche Rationalisierung der Produktion wurden Markterfolge und Produktivitätsgewinne realisiert, an denen die Beschäftigten über ihre Lohntüte teilhatten. Orientierungsgrößen blieben die erfolgreichsten Unternehmen (z.B. die durch eine spezielle Mitbestimmungsstruktur gekennzeichnete Volkswagen AG) sowie der im ökonomischen Musterlände gelegene mitgliederstärkste Metall-Tarif-Bezirk Nordwürttemberg-Nordbaden. Doch signifikante Beschäftigungsgewinne wurden in der Industrie so nicht erreicht, wie die Entwicklung der Erwerbslosenzahlen und der Beschäftigtenstruktur in den Wachstumsjahren nach 1983 belegen.

Mit anderen Worten: Die Segnungen eines tarif- und arbeitsrechtlich durchaus beachtlich geschützten sowie angemessen dotierten Normalarbeitsverhältnisses in der Industrie erreichten zusehends weniger Menschen. Selbst hinsichtlich der mobilisierungswirksamen Kampagne um die schrittweise Einführung der 35-Stunden-Woche wäre zu diskutieren, ob die Reduzierung der Wochenarbeitszeit nicht weitgehend über weitere Rationalisierungen kompensiert wurde. Hinreichend Wachstum und Produktivität sowie tarifliche Sicherung und Entlohnung der Beschäftigten sollten Arbeit für alle gewährleisten. Aus dieser nachfrageorientierten Phalanx wagten sich nur Franz Steinkühler und Oskar Lafontaine kurzzeitig hervor, als sie die Angebotsbedingungen von Arbeit thematisierten (Vollbeschäftigung durch Solidarität in einer Klasse bzw. Vorrang von Beschäftigungschancen für alle vor Einkommenschancen der Arbeitsplatzbesitzer durch Arbeitszeitverkürzung ohne Lohnausgleich).

Im Wechsel von den achtziger zu den neunziger Jahren kam es dann knüppeldick: Die vielzitierte MIT-Studie⁴ erachtete das westliche Modell

der Produktionsorganisation dem fernöstlichen für deutlich unterlegen; gleichzeitig wurden technologische Rückstände geortet; mit dem Zusammenbruch des Ostblocks war zum einen die DDR in das „Modell Deutschland“ zu integrieren, zum anderen lagen nun Wettbewerber in traditionellen Industrien bei einem weit geringeren Lohnniveau in unmittelbarer Nachbarschaft.

Gerade die Entwicklung in den sogenannten neuen Bundesländern zwang zu rasanten gewerkschaftlichen Kurswechseln: Von Stufen-tarifverträgen zur Anpassung an das westdeutsche Lohnniveau 1991 zur arbeitsrechtlichen Ermöglichung und sozialpolitischen Flankierung von Massenentlassungen in bis dahin unvorstellbaren Ausmaßen durch die Bildung von Beschäftigungsgesellschaften und das Erarbeiten von Sozialplänen, schließlich die zeitliche Streckung der Tarifanpassung und die Konzessionierung von Öffnungs- bzw. HärteklauseIn 1993 – und all das vor dem Hintergrund von Mitgliedereinbruch und wachsender Tariffucht im Neubundesrepublikanischen Osten.

III.

Als die Schwächen der westdeutschen Volkswirtschaft noch durch die einigungsbedingte Sonderkonjunktur überdeckt, die Probleme im Osten aber bereits offenkundig waren, erhob der DGB 1992 „Teilen verbindet“ zum Motto seiner alljährlichen Maikampagne. Nun gehören die ruhmreichen Zeiten der demokratischen Arbeiterbewegung längst der Vergangenheit an, in denen Maikampagnen noch gesamtgesellschaftliche Beachtung erfuhren. Doch der Slogan „Teilen verbindet“ elektrisierte zumindest die eigene Organisation, aber wohl kaum in der intendierten Weise: Was ursprünglich auf Erlangung gewerkschaftlicher Meinungsführerschaft bei der Gestaltung der inneren Einheit Deutschlands (und implizit auf die Neudefinition des Solidaritätsbegriffs) hin angelegt war, entfachte alsbald eine Debatte über das Selbstverständnis der Gewerkschaften. Und das nicht etwa, weil sich Arbeitnehmer und Gewerkschaften ungenügend im o.g. Prozeß engagiert hätten. Dies zu entkräften, genügt der Verweis auf die Struktur der West-Ost-Transfers, die offenkundig eine überproportionale (und nicht verfassungskonforme) Inanspruchnahme der sozialversicherungspflichtig Beschäftigten ausweist. Darüber hinaus ist hier an die Leistungen westdeutscher Gewerkschaften bei der Institutionalisierung des bundesdeutschen Systems Industrieller Beziehungen zu erinnern. Hierzu

zählen der Aufbau von demokratischen Arbeitnehmerorganisationen und betrieblichen Mitbestimmungsgremien, die Wahrnehmung von Mandaten innerhalb der Treuhandanstalt, der Arbeitsverwaltungen und der Sozialversicherungen, die Übernahme beschäftigungs- und strukturpolitischer Verantwortung nicht nur durch das klassische Instrument des Tarifvertrages, sondern auch durch die Gründung von Arbeitsbeschaffungs-, Strukturförderungs- und Qualifizierungsgesellschaften.

Die eigentliche Sinnfrage war eine andere: Sollte fortan nicht mehr die kollektive Interessenvertretung gegenüber Kapitaleignern und Staat verbinden, sondern das solidarische Teilen von Einkommens- und Beschäftigungschancen innerhalb der Bevölkerungsschichten, die auf abhängige Beschäftigung angewiesen sind? Wären die Gewerkschaften also nicht mehr der „ADAC der Arbeitswelt“, der mit der Marktmacht gut organisierter Gliederungen in Wachstumsbranchen bzw. -regionen kontinuierlich für Einkommenszuwächse, Arbeitszeitverkürzungen usw. sorgt? Denn hierin lagen letztlich die im innerwestlichen Vergleich beträchtlichen Organisations- und Mobilisierungserfolge begründet. Volkswirtschaftlich gewünscht war dies lange Zeit auch, da steigende Arbeitskosten einen zusätzlichen permanenten Zwang zur gesellschaftlich gewollten Produktivitätssteigerung erzeugten. Zudem realisiert dieses Modell über die Festsetzung der Lohnquote durch Arbeitgeber- und Arbeitnehmerorganisationen eine wichtige politische Verteilungsaufgabe – übrigens mit antiinflationärer Wirkung, da es zu maßvolleren Zuwächsen als unter deregulierten Bedingungen führt.⁵ Die inklusive Teilhabe aller auf die Erträge aus abhängiger Beschäftigung Angewiesenen ist zur dauerhaften Funktionsfähigkeit dieses Modells ebenso unerlässlich, wie sie dem Credo der deutschen Gewerkschaftsbewegung entspricht. Doch gerade darum war es, wie oben gezeigt, immer schlechter bestellt. Die (historisch besehen) kurze Phase der Vollbeschäftigung schien endgültig vorbei. Mit anderen Worten: Zur Herstellung eines gesamtgesellschaftlichen Konsensus, der auf Vollbeschäftigung abzielt, hätte es eines größeren Wurfes bedurft – nämlich eines Projekts der Reform von Arbeitsmarkt, Industriellen Beziehungen usw., der jeder und jedem Beschäftigungschancen eröffnet. *Teilen verbindet* hätte hierbei das Initial sein können; hier hätten die o.g. westdeutschen Ansätze aus den achtziger Jahren weiterentwickelt und mit nunmehr gesamtdeutschen sowie den gewandelten weltwirtschaftlichen Herausforderungen verbunden werden können.

Was 1992 noch als ungeschickte Kampagne seitens des Apparates abgetan werden konnte, entpuppte sich schon bald als äußerst realitäts-

bezogen: Seither gingen in der deutschen Industrie ca. 900.000 Arbeitsplätze verloren, viele wohl für immer. Die gerade einigermaßen sanierte westeuropäische Stahlindustrie geriet erneut in eine existentielle Krise, die Proteste der Stahlkocher an Rhein und Ruhr vom Februar 1993 waren den öffentlich-rechtlichen Fernsehanstalten abendfüllende Live-Übertragungen wert. Letzter Rettungsanker der Beschäftigten und der IG Metall war der Ruf nach einer nationalen Stahlkonferenz und die Aufforderung an Brüssel, durch das Ausrufen der „manifesten Krise“ den Weg freizugeben für eine neue Marktkartellisierung, ggf. auch für protektionistische Maßnahmen gegenüber osteuropäischen Anbietern. Doch von dem (reduzierten) EU-Quotenkuchen mußte nun auch der ostdeutsche Standort Eisenhüttenstadt bedacht werden, dessen Erhalt politisch beschlossen war. Teilen verbindet?

Steinkühler – ratlos, kommentierte damals die Süddeutsche Zeitung: „Sichtbarer, begreifbarer wurde in der deutschen Nachkriegsgeschichte nie, in welcher defensiven Position sich die Gewerkschaften hineinmanövriert haben. Geschwächt wurden sie durch den Einigungsprozeß, der ihre Funktion im Osten in nie gekanntem und nie gekonntem Ausmaß auf die traditionelle Schutzpolitik reduzierte. (...) Aber schon vor 1989 haben die Gewerkschaften einen weiten Bogen um die Arbeitslosen gemacht, haben ihre Möglichkeiten der Einmischung in branchenübergreifende regionale Strukturpolitik sträflich vernachlässigt. Das rächt sich jetzt.“⁶

Nunmehr verbliebe ihnen nur, „wenn die Entlassungen beschlossene Sache sind, ... geschunden und geschlagen gen Bonn (zu) marschieren. Ein Trauerspiel wird das sein; aber das ist auch für ihre ärgsten Widersacher absolut kein Grund zur Freude“.⁷ Denn schließlich beruht das „Modell Deutschland“ – wie jedes korporatistische (oligopolistische) Arrangement – auf der Funktionsfähigkeit aller seiner Elemente.

Die Gewerkschaften waren also nahezu ausschließlich auf ihre klassische Schutzfunktion zurückgeworfen. Doch welches Gut war schützenswerter: Bestehende Tarifverträge bzw. Einkommensverbesserungen für die Arbeitsplatzbesitzer oder Sicherung bestehender Arbeitsplätze bzw. Erwerbschancen für alle? Vor diesem Hintergrund war die IG Metall – der Not gehorchend – im Frühjahr 1993 in der ostdeutschen Metallindustrie zu dem o.g. Verzicht auf die Einhaltung eines einvernehmlich geschlossenen und politisch gewollten Tarifvertrages (konkret: die 26prozentige Lohnerhöhung in der ostdeutschen Metall- und Elektroindustrie zum 1. April 1993) bereit: Zuvor ausgehandelte Lohnerhöhungen wurden nach unten korrigiert, vertraglich fixierte Lohnerhöhungstermine zeitlich ver-

schoben, temporäre Tarifabstinz in begründeten betrieblichen Härtefällen zugestanden. Hinreichend wohlwollend kann man dieses Ergebnis als Beleg für die Funktionsfähigkeit des „Modells Deutschland“ werten⁸: Unter prominenter Schlichtung gelang nach einem ungewöhnlich heftigen Arbeitskampf letztlich doch eine konsensuelle Lösung, die die Grundprinzipien des Tarifvertragssystems nicht berührte. Gleichfalls konnten alle Seiten das Ergebnis ihrer jeweiligen Klientel vermitteln. Gerade gegenüber den verbliebenen Beschäftigten der Treuhandbetriebe war das keineswegs unproblematisch, da dort das (zugegeben nachvollziehbare) individuelle Nutzenkalkül dominierte: Vor einer relativ wahrscheinlichen Kündigung war hier das Hemd einer unmittelbar spürbaren 26 prozentigen Lohnerhöhung – mit ihrer Folgewirkung bei der Berechnung des Arbeitslosengeldes – oftmals näher als der Rock einer vagen Arbeitsplatzsicherung durch die verbesserte Kostensituation des Betriebes.

Kostenentlastung gegen Beschäftigungssicherung – ein Tauschgeschäft im Grunde zugunsten beider Seiten. Die Novitäten dieser Übereinkunft sind benannt; doch mit etwas Abstraktion ließe sich vielleicht auch wie folgt argumentieren: Eigentlich handele es sich um eine Anpassung des den gegebenen volkswirtschaftlichen Verteilungsspielraums akzeptierenden Produktivitätsparadigmas, dem sich die westdeutschen Gewerkschaften nach dem Kriege alsbald verschrieben hatten, an die Zeit nach dem Ende des „kurzen Traums immerwährender Prosperität“.

Dem sächsischen Ministerpräsidenten als Moderator der beschriebenen Schlichtung wurde im Dezember 1993 übrigens der Hans-Böckler-Preis der Gewerkschaften für seine Verdienste um die Entwicklung der Mitbestimmung verliehen.

IV.

Besagter Preisverleihung war etwa eine Woche zuvor ein Ereignis vorausgegangen, das eine weite Resonanz hervorrief: In Wolfsburg hatten sich die Sozialpartner des Volkswagenkonzerns auf die (vorerst befristete) Einführung der Vier-Tage-Woche geeinigt.

Unter den gewerkschaftlich orientierten Studierenden, mit denen gemeinsam der Autor dieser Zeilen in einem Brüsseler Hotel davon erfuhr, wirkte diese Nachricht beinahe elektrisierend. Bei VW schien der tarifpolitische Durchbruch erreicht, der bislang nur akademisch diskutierte gewerkschaftspolitische Neuanfang vollzogen. Fortan meinte VW, wer von Umverteilung von Arbeit sprach.

Die speziellen Bedingungen bei Europas größtem Automobilbauer gerieten dabei manchmal etwas in den Hintergrund. Deshalb sei der Redlichkeit halber noch einmal auf sie verwiesen: Das hohe Lohnniveau bei VW ließ Einkommenseinbußen vertretbar erscheinen, und durch die Verrechnung betrieblicher Sonderzahlungen gelang sogar der kosmetische Trick, das monatliche Nettoeinkommen konstant zu halten. Real hatte die 20prozentige Arbeitszeitverkürzung eine ca. 12prozentige Einkommensminderung zur Folge. Für den wenige Wochen zuvor neubestallten und Saarstahl-geprüften Arbeitsdirektor des Konzerns, Peter Hartz, war ebenso die besondere Mitbestimmungskultur des Unternehmens entscheidend.⁹ Ob Imageüberlegungen des Lopezgeschädigten Konzerns oder politisches Kalkül eines Minderheitsaktionärs (für den März 1994 standen in dem durch fünf VW-Werke geprägten Niedersachsen Landtagswahlen an, zudem reklamierte der qua Amt als Aufsichtsrat tätige Hannoveraner Ministerpräsident für sich zunehmend deutlicher die Rolle eines Industriepolitikers mit bundespolitischem Anspruch) diese Entscheidung beeinflussten, kann hier nicht diskutiert werden. Die zentralen Bestandteile der Übereinkunft bei Volkswagen stehen gleichsam idealtypisch für eine tarifpolitische Neuorientierung: Durch eine mit deutlichen Einkommenseinbußen verbundene Arbeitszeitverkürzung konnten etwa 30.000 Entlassungen verhindert werden. Einkommensverzicht gegen Beschäftigungsgarantie – eine (wenn auch aus der Not geborene) beispielhafte Solidaritätsleistung der VW-Werker untereinander, aber auch gegenüber Dritten. Denn der bis dato gängige Weg der Externalisierung zu Lasten der Solidargemeinschaft der Sozialversicherten und/oder der Gesamtheit der Steuerzahler (Kurzarbeit, Entlassungen, Sozialpläne, Erhaltungssubventionen usf.) wurde nicht eingeschlagen.

Fazit: Teilen verbindet (wenn auch nicht immer ganz freiwillig). Und das „Modell Deutschland“, hier personifiziert durch die Trinität Piech, Volkert (sicher nicht gegen den Willen der IGM-Zentrale), Schröder, funktioniert.

Seitens des Gesamtbetriebsratsvorsitzenden Klaus Volkert liest sich das so: „Im Vorfeld der Verhandlungen des Tarifvertrages zur Standort- und Beschäftigungssicherung bei Volkswagen, der allgemein unter dem Namen „Vier-Tage-Woche“ bekannt wurde, haben die IG Metall und der Gesamtbetriebsrat signalisiert, daß eine Verkürzung der Arbeitszeit auch bei nur teilweisem Lohnausgleich verhandelbar sei. Damit haben auch wir eine Modifizierung unserer Position insofern vorgenommen, als daß wir für einen sehr weitgehenden Schritt zur Arbeitszeitverkürzung, immerhin 20 Prozent, nicht mehr auf einen vollen Lohnausgleich bestanden haben,

sofern hierfür im Gegenzug eine Beschäftigungsgarantie vereinbart werden könne.

Aus Sicht des Unternehmens erschien ein solcher Schritt grundsätzlich rational und attraktiv, weil hierdurch sowohl Personalkosten gesenkt als auch Personalabbaukosten [von über einer Milliarde Mark – G.B.] vermieden werden können. Wir haben diesen Ansatz als solidarische Lastenverteilung bezeichnet, die bestrebt ist, gemeinsam unternehmensintern Beschäftigungsprobleme zu lösen und den Arbeitsmarkt vor zusätzlichen Belastungen zu bewahren. Dies ist sicher intelligenter und auch sozial gerechter als über Abfindungen und Massenentlassungen die Folgekosten des Beschäftigungsabbaus der Gesellschaft aufzubürden und damit gleichzeitig Erfahrung, Qualifikation und menschliches Entwicklungspotential zu zerstören.¹⁰ Insgesamt stelle der Tarifvertrag ein „Konzept zur Beschäftigungssicherung (dar) ...“, das über eine allgemeine Arbeitszeitverkürzung, gruppenbezogenen zusätzlichen Arbeitszeitverkürzungen und eine Verbindung aus Freistellung von der Arbeit und Qualifizierung bei Kurzarbeit reicht. Mit allen drei Bestandteilen soll hierbei nicht allein auf ein konjunkturelles Nachfragetief, sondern vor allem auf die strukturellen Umwälzungsprozesse eine sozial verträgliche Antwort gefunden werden, die produktivitätsbedingt zu einem dauerhaft abgesenkten Beschäftigungsvolumen führen.¹¹ Arbeit für alle lasse sich jedoch nicht auf das Verteilungsproblem reduzieren: „Kern der Beschäftigungssicherung“ sei das Erschließen „zukunftsträchtiger Felder für Wertschöpfung“.¹² Durch eine „hohe beiderseitige Selbstverpflichtung, zugunsten der Beschäftigungssicherung auf Positionen zu verzichten, ... (kann) vielleicht doch ein Weg aus der Krise gefunden werden ...“, ohne eine gesellschaftliche Großkatastrophe mit weiter steigender Arbeitslosigkeit zu programmieren. Hierbei wird richtigerweise von der Erkenntnis ausgegangen, daß der Strukturwandel nur gemeinsam bewältigt werden kann und nicht unter dem Druck einer gesellschaftlichen Konfrontation.¹³

Noch gut ein Jahr später lobte die Frankfurter Allgemeine Zeitung den 1993er Firmentarifvertrag als „ein personalpolitisches Programm, das die Tarifbeziehungen nicht nur in der Metallindustrie nachhaltig beeinflusste“.¹⁴ Denn „Tarifverträge und Betriebsvereinbarungen von Volkswagen erzeugten die jahrelang vergeblich angemahte Beweglichkeit der Konditionen am Arbeitsmarkt“.¹⁵

Die 1994er Betriebsvereinbarung regelt unter dem hehren Titel „Generationenvertrag“ die Arbeitsverhältnisse jüngerer und älterer Arbeiter sowie den Personalaustausch zwischen den inländischen VW-Werken.

Wiederum konsensuell erzielte Flexibilität dort, wo früher die Nichtübernahme von Auszubildenden, Einstellungsstopps usw. angewandt wurden. Nur den vereinbarten Beschäftigungsausgleich zwischen den Werken scheinen die Betroffenen nach Möglichkeit zu unterlaufen; so nahm z.B. die Heiratsneigung unter jüngeren VW-Werkern im Raum Emden signifikant zu.

Ohne gleichsam urheberrechtliche Fragen aufwerfen zu wollen, bliebe noch anzumerken, daß mehrere ostdeutsche Länder ihren Lehrern und Erziehern zuvor Arbeitszeitmodelle ähnlich der VW-Lösung anempfohlen hatten. In Sachsen z.B. einigten sich Kultusministerium und GEW 1992 auf eine Arbeitszeitverkürzung auf 82,5 Prozent bei einem sechsjährigen Kündigungsstopp; teilkompensiert wurde die Gehaltseinbuße durch eine ohnehin anstehende Anpassungserhöhung an das westdeutsche Lehrersalar.¹⁶ Im Kommunalwahljahr 1994 mochten die regionalen Gebietskörperschaften als Gesellschafter der Leipziger Verkehrsbetriebe GmbH die Kostensituation des Unternehmens weder durch unpopuläre Fahrpreiserhöhungen, noch durch Entlassungen verbessern; auch hier verständigte man sich auf einen Tarifvertrag in Anlehnung an das VW-Modell.¹⁷ Betriebsrat und Geschäftsführung einigten sich übrigens 14 Tage vor der Betriebsratsneuwahl. Die Betriebsratsmitglieder „sind sich ihres Risikos mit der Entscheidung zum Sondertarif vor der Wahl bewußt. Sie setzen auf die Solidarität in der Belegschaft.“¹⁸

Doch zurück zu den Flaggschiffen der deutschen Volkswirtschaft: Als weniger einschneidend und spektakulär als bei VW, aber als gleichfalls innovativ kann der „Standortvertrag“ der Adam Opel AG bezeichnet werden: Auf vier Jahre angelegt, sichert er den 50.000 inländischen Mitarbeitern i.w. den Arbeitsplatz, macht jedoch die Einkommensentwicklung von der jeweiligen Kostensituation des Betriebes abhängig.¹⁹

Zur Signalwirkung der 1993er Betriebsvereinbarung bei Volkswagen soll abschließend der bereits zitierte späte Laudator der Frankfurter Allgemeinen Zeitung zu Wort kommen: „Die Arbeitszeitregelung bei Volkswagen bereitete flexiblere Tarifverträge in der Metall- und chemischen Industrie vor.“²⁰ Ebendiese sollen nun in Erinnerung gerufen werden.

V.

In der Tarifrunde 1994 sind Fakten geschaffen worden, die auf eine deutliche Modifizierung der tradierten Struktur des deutschen Arbeitsmarktes hindeuten. Hierbei ist m.E. von Seiten der Tarifpartner unter schwierigen Bedingungen eine beachtliche Leistung vollbracht worden.

Dabei standen anfangs die Zeichen auf Sturm: Daß in Krisenzeiten die Töne zwischen den Tarifparteien rauher werden, mochte noch als Normalität durchgehen. Die Forderungen der Metallarbeitgeber hingegen ließen vermuten, daß sie die Krise zur Durchsetzung qualitativer Veränderungen der Industriellen Beziehungen instrumentalisieren wollten: Die 1994er Tarifrunde werde die härteste in der Geschichte der Bundesrepublik, die Betriebe bräuchten dringend Kostententlastungen, für Gesamtmetall-Funktionär Kirchner stand sogar das System des Flächentarifvertrages als solches zur Disposition, wenn es keine flexibleren Lösungen ermögliche. Um dieser Position Nachdruck zu verleihen, kündigte erstmals die Arbeitgeberseite den laufenden Metall-Tarifvertrag.

Die Positionen beider Seiten in der Metallindustrie – die IG Metall forderte demgegenüber anfangs Einkommensverbesserungen von ca. sechs Prozent – schienen unvereinbarer denn je. Doch nicht nur das Präjudiz der Betriebsvereinbarung von VW, sondern Novitäten im Vorgehen der IG Metall ließen erkennen, daß eine Konsenssuche nicht völlig ausgeschlossen war. Denn das schlachtenerprobte und sieggewohnte Flaggschiff der IG Metall, die für den von der Krise am schwersten betroffenen Tarifbezirk Nordwürttemberg-Nordbaden zuständige Stuttgarter Bezirksleitung, war 1994 nicht als 'Blockadebrecher' auserkoren worden.

Der *showdown* fand dieses Mal weiter nördlich statt. Nordrhein-Westfalen avancierte zum Pilotbezirk, doch hier scheiterten die Verhandlungen.²¹ Streikvermeidung blieb angesagt, denn: „Arbeitgeber sehen letzte Chance in Spitzengespräch“.²² Da dieses scheiterte, griff die IG Metall zu den letzten gewerkschaftlichen Druckmitteln, Urabstimmung und Streikvorbereitung – zuerst in Niedersachsen, eine etwaige Ausweitung auf den Bezirk Küste war vorgesehen.²³ Das industrielle Herz Niedersachsens, die Volkswagen AG, war davon nicht betroffen, da dort seit November 1993 besagter Haustarifvertrag galt. Ebenso unbeeinträchtigt sollten die Autzulieferer und wirtschaftlich „auf der Kippe stehen(de)“ Betriebe bleiben. Eine nahezu weberianische Dramaturgie: Leidenschaft und Augenmaß gleichermaßen.

Letzteres war auch dringend geboten. Denn am 8. Februar 1994 hatte Bernhard Jagoda erstmals mehr als vier Millionen offiziell registrierte

Arbeitslose zu verkünden, einschließlich eines neuen Negativrekordes für den Westen der Republik: 2,736 Millionen Menschen ohne Erwerbsmöglichkeiten.²⁴

An einer weiteren Eskalation war nun auch den Arbeitgebern nicht mehr gelegen: Noch vor Verkündung des Ergebnisses der Urabstimmung in der niedersächsischen Metallindustrie bot Gesamtmetall-Präsident Gottschol IGM-Chef Klaus Zwickel ein erneutes nationales Spitzengespräch an.²⁵ Dieses brachte dann den Durchbruch, verhinderte einen Arbeitskampf und führte zu einem beiderseits akzeptablen Verhandlungsergebnis, das seine endgültige Bestätigung in einer Urabstimmung der Metaller fand:²⁶

Zwei Prozent mehr Lohn und Gehalt – das mußte für die Arbeitnehmerseite von ungeheurer psychologischer Bedeutung sein, auch wenn die effektive Einkommensverbesserung nur knapp über einem Prozentpunkt lag. Zugleich blieb das von den Arbeitgebern gekündigte Urlaubsabkommen in Kraft. Gesamtmetall-Präsident Gottschol feierte das Ergebnis als „absolute Null“²⁷, da die Tarifierfassung erst nach fünf Null-Monaten in Kraft treten sollte und gegen eine einmalige Kürzung des Weihnachtsgeldes verrechnet wurde. Darüber hinaus wurde eine sechsmonatige Übernahmegarantie für Lehrlinge vereinbart. In der Arbeitszeitfrage praktizierte man ein bisher nicht gekanntes Maß an Flexibilität: Innerhalb des Rahmens der Jahresarbeitszeit sollte die Wochenarbeitszeit variiert werden können; über Betriebsvereinbarungen sollten zukünftig Arbeitszeitverkürzungen ohne vollen Lohnausgleich gegen eine Beschäftigungsgarantie möglich sein.

Somit hatten die Tarifvertragsparteien das System des Flächentarifvertrages erhalten, in den Flächentarifverträgen aber ein bisher unbekanntes Maß an Flexibilität vereinbart: Entsprechend der Marktlage konnten nunmehr, tarifvertraglich sanktioniert, Arbeitszeiten und Arbeitsentgelte nach Betrieben, Branchen, Regionen und selbst nach Tätigkeiten differieren.²⁸ Selbst Arbeitszeiten wurden nicht mehr exakt fixiert: Das Instrument des Arbeitszeitkorridors soll Flexibilität kostengünstiger als bisher (Wegfall von Überstundenvergütungen) ermöglichen; auch stellt es insofern eine Vereinfachung bzw. Entlastung dar, als die verhandlungsaufwendigere und die Gesamtheit der Versicherten belastende Kurzarbeiterregelung so weniger häufig auftreten dürfte. Der Leitartikler des Handelsblattes lobte den Abschluß als das „Konzept einer [zwischen Verbänden und Betrieben – G.B.] arbeitsteiligen Tarifautonomie, das diesen Tarifvertrag bedeutsam macht“²⁹. „Es gibt also schon einen Modernisierungsschub in der deutschen Tarifpolitik,“ so die Quintessenz seiner Einschätzung,

„und diese Erneuerung findet von innen statt, wenn auch mit dem begleitenden Geschrei der Politik.“³⁰ Dabei wäre „die IG Metall in der Tarifrunde von Anfang an der Realität näher ... (gewesen) als die Arbeitgeber“, deren Mehrheit „mit einer überzogenen Standortdiskussion und daraus abgeleiteten metaphysischen Forderungen die Reconquista in der Tarifpolitik versucht“ hätte.³¹ Die ZEIT feierte den Abschluß als „ein(en) ersten Schritt aus der Krise“: Das im Ausland vielfach nur noch belächelte „Modell Deutschland“ hätte seine Funktionsfähigkeit bewiesen, die Sozialpartner die Krise als Chance benutzt und das deutsche Tarifsysteem weiterentwickelt.³²

Da sei eine „Kreative Null“ vereinbart worden, befand die Leipziger Volkszeitung: „Leise, leise schleichen sich mit den diesjährigen Verhandlungen Elemente in die deutsche Tariflandschaft, deren Bedeutung weit über 1994 und den Westen [der Republik – G.B.] hinausreicht.“³³ „Maßstäbe“ hätten die Tarifparteien gesetzt, „und zwar weit über die Tariflandschaft hinaus“; denn: „Die Tarifparteien haben Einigungsfähigkeit für ihren Bereich unter Beweis gestellt. Das ist – Made in Germany – eine der Säulen unserer sozialen Marktwirtschaft.“³⁴

Nun stellt die Metall- und Elektroindustrie in Deutschland noch immer die bei weitem größte Branche dar; und die IG Metall ist nicht nur die größte Einzelgewerkschaft der Welt (jedenfalls unter demokratisch-marktwirtschaftlichen Bedingungen), sondern kommt in Habitus und Selbstverständnis dem alten Ideal der demokratischen Arbeiterbewegung noch am nächsten. Doch nicht nur einer vollständigen Chronologie wegen muß an den durch Schlichtung zustande gekommenen Tarifabschluß in der chemischen Industrie erinnert werden, ungeachtet aller sattsam bekannten Diskussionen über das *standing* der IG Chemie-Papier-Keramik. „Arbeitgeber wie Gewerkschaft [der chemischen Industrie – G.B.] halten traditionell das ‘Prinzip der Sozialpartnerschaft’ hoch“³⁵ – für so manchen Beobachter eben wenig faszinierend. Doch in dieser Branche gelang am 11. Januar der erste Abschluß des Jahres 1994: Zwei Prozent mehr Lohn und Gehalt ab Februar 1994 bei zweijähriger Festschreibung des dreizehnten Monateinkommens auf den Stand von Oktober 1993 – netto reichlich ein Prozent.³⁶ Je nach betrieblicher Spezifik sollten flexible Arbeitszeitmodelle (‘Arbeitszeitkorridore’, Teilzeit usw.), verbunden mit Weiterbildungsmaßnahmen und ggf. Kurzarbeit, Arbeitsplätze sichern. Eine Übernahmegarantie für Auszubildende war ebenfalls vereinbart worden. Schließlich begingen die Kollegen der IG Chemie einen Tabubruch, nach klassischer gewerkschaftlicher Lesart jedenfalls: Sie stimmten untertariflichen Ein-

stiegsöhnen bei unbefristeten Neueinstellungen zu (92,5 bis 95 Prozent im ersten Beschäftigungsjahr).³⁷

Die Leipziger Volkszeitung schwärmte von einem „Traumtarif“: „Reallohnsenkung, flächendeckende, großzügige Flexibilisierung von Arbeitszeiten, längere Laufzeiten von Verträgen und vieles mehr aus der Traumwelt der Industrie ist im Konsens mit der Arbeitnehmervertretung Wirklichkeit geworden. Eine beachtliche Vorleistung einer Gewerkschaft, die die gesamte Tariflandschaft in Westdeutschland prägen und nicht ohne Auswirkung auf die Angleichung des ostdeutschen Lohnniveaus bleiben wird. (...) Flexibilisierung und Kostensenkung, die von Industrie und Handwerk zu allererst genannten Anforderungen an eine tragfähige Verbesserung des Standortes Deutschland, sind mit Gewerkschaften ganz offenkundig machbar. Und zwar für ganze Tarifbezirke. Nun liegt es mehr denn je an den Vorständen und am Management, ihre Pflichten zu erfüllen.“³⁸

Die Strategie der IG Chemie bewertete die ZEIT als „riskanten Versuch“, auch wenn sich das Niveau der Einkommensverbesserung und der Grad der Arbeitszeitflexibilisierung an dem schon länger öffentlich Diskutierten orientierten.³⁹ „Die verbindliche Festlegung der Arbeitszeit ist (jedoch) bislang eines der wichtigsten Elemente des Flächentarifvertrages. Davon abzurücken ist für die Gewerkschaften durchaus riskant. Und das gilt noch weitaus mehr für ein aufsehenerregendes Novum des Chemietarifvertrages (besagte untertarifliche Einstiegsgehälter)“⁴⁰. Hier hätte „die IG Chemie in den Augen ihrer Kritiker freilich ein Sakrileg begangen. Denn der Tariflohn war stets eine absolute Mindestbedingung – eben das macht bisher den Charakter eines Tarifvertrages aus. Das Beispiel zeigt, wie riskant die Gratwanderung ist, auf der sich die Gewerkschaften derzeit befinden: Wollen sie die Tarifverträge flexibler gestalten, um so eine Tariffucht der Unternehmen und damit eine schleichende Aushöhlung der Tarifautonomie zu verhindern, laufen sie gerade dadurch Gefahr, die Verbindlichkeit dieser Verträge aufzuweichen. (...) Die IG Chemie hat hoch gepokert“, doch nun sei es an den Arbeitgebern zu zeigen, ob sie mit dem vereinbarten Instrumentarium tatsächlich Beschäftigung sichern und neue Arbeitsplätze schaffen könnten.“⁴¹

Das Handelsblatt warnte hinsichtlich der den Metall-Tarifkonflikt präjudizierenden Wirkung des Chemieabschlusses vor überzogener Euphorie, schließlich müsse von der IG Metall, der „größte(n) und militanteste(n) deutsche(n) Gewerkschaft“, das „Tarifergebnis des ungeliebten Bruders aus Hannover ... überboten werden“.⁴²

Hier sollte der Beobachter dann doch etwas irren, wie oben gezeigt worden war. Alte Etikettierungen wurden der Wirklichkeit des Jahres 1994 eben nicht mehr gerecht.

Das „Modell Deutschland“ hingegen hatte seine Vitalität bewiesen, auch wenn die gewerkschaftliche Seite für die Beschäftigten in den Betrieben keine Traumergebnisse realisieren konnte. Mit etwas analytischer Distanz läßt sich jedoch festhalten: Das an sozialem Konsens und Produktivitätsparadigma orientierte deutsche System Industrieller Beziehungen bewährte sich auch unter schwierigsten Bedingungen: Das System der Flächentarifverträge blieb erhalten und wurde fortentwickelt, 'Nullrunden' fanden nicht statt. Daran hatten von Gewerkschaftsseite sowohl altgediente Protagonisten praktizierter Sozialpartnerschaft (z.B. Hermann Rappe) als auch die Modernisierer der nächsten Generation (u.a. Walter Riestler) ihren Anteil. Bezüglich der gewachsenen betrieblichen Handlungsspielräume in der Tarifpolitik sei angemerkt: Wer als Kind der partizipatorischen Revolution Modellen vermehrter Autonomie der Betroffenen immer das Wort geredet hat, kann sich deren praktischer Realisierung dann auch nicht verweigern.

Mit der dabei unter Beweis gestellten Kompetenz der gewerkschaftlichen Akteure, die institutionell weiterhin abgesichert ist und die sich immer noch auf einen international nahezu konkurrenzlosen *braintrust* stützen kann, dürfte das „Modell Deutschland“ auch unter den Bedingungen zunehmender Flexibilisierung und Verbetrieblichung funktionsfähig bleiben.

Das Organisationsprinzip der in das System der Tarifautonomie eingebundenen Branchengewerkschaft dürfte deren Inklusivität (in der 1994er Tarifautonomie m.E. überzeugend demonstriert) als Kern ihres Selbstverständnisses auch weiterhin sichern. Dadurch müßte die soziale Akzeptanz von Tarifautonomie und Gewerkschaften weiterhin erhalten bleiben.

Vor der Herausforderung abnehmender Attraktivität von Großorganisationen und schwindender Bereitschaft zur Übernahme eines Ehrenamtes stehen Gewerkschaften nicht allein. Gleiches gilt für ihre Aufgabe auch aus Tradition begründeter Sinnstiftung sowie für ihre eben mitunter eher konservierend wirkende soziale Schutzfunktion, die beständig mit der Fähigkeit zur Gestaltung von sozialem Wandel und Reform zu verbinden ist.

VI.

Dabei dürfte der Anpassungsdruck keineswegs abnehmen. Denn von Tarifpartnern und Gesetzgeber ermöglichte Flexibilisierungs- bzw. Deregulierungsstrategien scheinen auch insofern dringend geboten, als der tradierte „Tarifvertrag ... zunehmend vor dem einzelbetrieblichen Geschehen an intellektueller und sozialpolitischer Anerkennung“ einbüße.⁴³ Tariffucht werde offenbar sozial nicht mehr sanktioniert, wie der noch vorzustellende Fall des Textilmaschinenbauers W. Schlafhorst AG & Co. verdeutlicht.

Nicht nur die betriebliche Wirklichkeit, sondern auch die neben dem Tarifvertragsrecht zweite Komponente des deutschen Arbeitsrechts, das an Arbeitsgerichten geschöpfte Richterrecht, zwingt die Sozialpartner zur Modifizierung ihres Tuns. Um die Erosion ihrer Verbände und eine schwindende Nachfrage nach dem von ihnen bereitgestellten Kollektivgut Tarifvertrag zu verhindern, sind sie zur Anpassung gezwungen. Der ehemalige Präsident des Bundesarbeitsgerichtes, Otto Rudolf Kissel, verwies kurz vor Ende seiner Amtszeit darauf, daß sich über die aktuelle Auslegung des Günstigkeitsprinzips in § 4 III Tarifvertragsgesetz ein „Wandel im Arbeitsrecht“ vollziehe.⁴⁴ Stützen könne sich diese Rechtsprechung auf das BAG-Urteil JAZR 135/93 vom 20.10.1993 zu den Altersgrenzen sowie auf die Berufsfreiheit in Artikel 12 I GG. Demnach hätte Anwendung zu finden, was dem einzelnen Arbeitnehmer gegenüber am günstigsten sei – bei Krise und struktureller Arbeitslosigkeit immer der Erhalt des Arbeitsplatzes bzw. Zugang zum Arbeitsmarkt, erst dann kollektive Vereinbarungen. Aus eben diesen Gründen sei aber auch das Sanktionspotential der Arbeitgeberverbände und Gewerkschaften gegen solche Entwicklungen gering. Ihre Zukunft liege folglich im „Ausbau der Serviceleistungen“ statt in der „Verwaltung der Tarifautonomie“.⁴⁵

Um den wachsenden Beratungsbedarf bei der evidenten Verbetrieblichung der Arbeitsbeziehungen zu veranschaulichen, soll abschließend der Fall Schlafhorst⁴⁶ vorgestellt werden: Die W. Schlafhorst AG & Co. beschäftigt in ihren inländischen Werken ca. 5.000 Mitarbeiter. Für diese war auf Unternehmensebene zwischen Geschäftsleitung und Betriebsrat eine Regelung über einen Arbeitszeitkorridor von 32 bis 48 Stunden wöchentlicher Arbeitszeit ausgehandelt worden: Ein auflaufendes Arbeitszeitguthaben des Beschäftigten soll auf eine zu schaffende betriebliche Altersversorgung verrechnet werden, eine ggf. eintretende Arbeitszeitschuld wird im Nachhinein gestrichen. Beide Partner empfahlen den

Beschäftigten die Annahme dieser Vereinbarung in Gestalt von Einzelvereinbarungen. Die Realisierung dieses Vorhabens kann jedoch nur bei Einwilligung möglichst aller Mitarbeiter erfolgen.

Dieses Beispiel verdeutlicht m.E. sehr anschaulich: Derartige Modelle bedürfen auch und gerade auf Arbeitnehmerseite beiderseits akzeptierter kollektiver Akteure. Dies erfordert kommunikatives Aushandeln und konsensuelle Einigung. Insofern bestätigt dies die Notwendigkeit des deutschen Betriebsratsmodells.

Um Disparitäten hinsichtlich Verhandlungsmacht, Kompetenz der Akteure usw. zu begrenzen, bedarf es der Serviceleistungen durch Verbände – und zwar beider Seiten, wie gerade Arbeitgeberverbände immer wieder betonen.⁴⁷ Hierin und im Aushandeln bi- und ggf. tripartistischer nationaler Übereinkünfte fänden die Sozialpartner auch zukünftig ihre Aufgaben. Nähmen die Verbände diese Beratungs- und Koordinierungsfunktion offensiv wahr, würde die über Einzelvereinbarungen angestrebte Individualisierung der Arbeitsverhältnisse praktisch verhindert.

Fazit: Betriebswirtschaftliche Interessen und beschäftigungspolitische Notwendigkeiten dürften dazu führen, daß das tarifvertraglich regulierte Normalarbeitsverhältnis in seiner hergebrachten Form eher ein auslaufendes Modell darstellt. Die im Kern konsensuellen Industriellen Beziehungen in Deutschland können diesen Prozeß überdauern und m.E. sogar gestalten, wenn die Akteure die beschriebenen Herausforderungen als Chance zur Innovation begreifen. Die Signale des Jahres 1994 deuten darauf hin, daß Akteure und Strukturelemente dieses zu leisten vermögen.

Da die hier vorgestellten beschäftigungspolitischen Instrumente offenbar die Option für wirtschaftliche Innovation *und* den Zugang von möglichst vielen zum Arbeitsmarkt darstellen, sind sie m.E. Defensivstrategien der von der derzeitigen Arbeitsmarktstruktur Bevorteilten vorzuziehen.

Industrielle Beziehungen nach (freilich modifizierter) Art des „Modells Deutschland“ haben darin, wie hoffentlich gezeigt werden konnte, ihren funktionalen Platz: „Wer aber die Wettbewerbsfähigkeit dieser komplexen Volkswirtschaft und zugleich ihr soziales Gefüge erhalten will, dem wird das nur im Konsens gelingen.“⁴⁸ Flexibilität schließt das, wie gesehen, keineswegs aus.

Wie weit trägt das „Modell Deutschland“?

- 1 R. Simons/K. Westermann, Industriestandort Deutschland. Zur Wettbewerbsfähigkeit der deutschen Wirtschaft, Marburg 1994 (= Standortdebatte. Eine Publikationsreihe der Hans-Böckler-Stiftung, Bd. 1). 1994, S. 7.
- 2 J. Delors, Beschäftigungsförderndes Wachstum. Wirtschafts- und Arbeitswelt im Wandel, in: Europäische Gespräche 3/94, S. 9f., hier S. 14f; DIE ZEIT 30.12.1994, S. 15 – Th. Hanke: Aufschwung ohne Masse.
- 3 Alfred Herrhausen Gesellschaft (Hrsg.): Arbeit der Zukunft – Zukunft der Arbeit, 1994. T. Sommer (Hrsg.), Vollbeschäftigung – eine Illusion? Viel Arbeit, wenig Arbeitsplätze, in: Demokratie in der Krise. Helmut Schmidt zu Ehren: Ein ZEIT-Symposium, ZEIT-Punkte Nr. 1, 1994, S. 57 ff.
- 4 J. P. Womack/D. T. Jones/D. Roos, Die zweite Revolution in der Autoindustrie, Frankfurt a. M./New York 1991.
- 5 R. Layard, Vermeidung von Langzeit-Arbeitslosigkeit, in: Herrhausen Gesellschaft (Anm. 3), S. 136.
- 6 Süddeutsche Zeitung 18.02.1994, 4.
- 7 Ebenda.
- 8 W. Fach, Veränderung durch Vereinigung? Das „MODELL DEUTSCHLAND“ nach 1989, in: links. Sozialistische Zeitung Nr. 277, Juni 1993, S. 26f.
- 9 P. Hartz, Jeder Arbeitsplatz hat ein Gesicht – die Volkswagen-Lösung. Das Buch zur Vier-Tage-Woche, Frankfurt a. M., Wolfsburg 1994.
- 10 Ders., Wege aus der Krise: Das Beispiel des IG-Metall / VW-Konzepts zur Beschäftigungssicherung, in: Europäische Gespräche 3/94, S. 51ff.
- 11 Ebenda, S. 53.
- 12 Ebenda.
- 13 Ebenda.
- 14 Frankfurter Allgemeine Zeitung 12.12.94, 13.
- 15 Ebenda.
- 16 W. Nicht, Kann man Arbeit teilen?, in: Die Mitbestimmung, 1993 H. 2, S. 33ff.
- 17 Leipziger Volkszeitung 08.04.94, S. 6: Mit Öffnungsklausel bei LVB Kündigung vermeiden. ÖTV handelte Sondertarifvertrag für Verkehrsbetriebe aus.
- 18 Ebenda.
- 19 M. Schwelien, Der ganz normale Luxus, in: Die ZEIT, 04.02.94, S. 13ff.
- 20 Frankfurter Allgemeine Zeitung 12.12.94, S.13.
- 21 Leipziger Volkszeitung 07.02.94, S. 3 und 08.02.94, S. 1.
- 22 Leipziger Volkszeitung 08.02.94, S. 1.
- 23 Handelsblatt 04./05.03.94, 1: Überwältigende Zustimmung für einen Streik im Bezirk Niedersachsen. Gesamtmetall will in einem Spitzengespräch den Arbeitskampf in letzter Minute abwenden.
- 24 Leipziger Volkszeitung 09.02.94, S. 1: 4 Millionen ohne Arbeit. Quote im Osten jetzt bei 17 Prozent.
- 25 Handelsblatt 04./05.03.94, S. 1.
- 26 Handelsblatt 07.03.94, S. 1.
- 27 Ebenda.
- 28 Handelsblatt 17.02.94, S. 2.
- 29 Handelsblatt 07.03.94, S. 2 – H. Mundorf: Die „absolute Null“. Der Metalltarif-Abschluß von Hannover.
- 30 Ebenda.

- 31 Ebenda.
- 32 Die ZEIT 11.03.94, S. 1 – A. Daniels: Ein erster Schritt aus der Krise. Zurückhaltung beim Lohn, dafür weniger Arbeitslose: Der Tarifabschluß in der Metallindustrie setzt Zeichen.
- 33 Leipziger Volkszeitung 07.03.94, S. 1 – H.-H. Heinker: Kreative Null.
- 34 Leipziger Volkszeitung 07.03.94, S. 3 – D. Wonka: Maßstäbe. Einigung in der Metall-Industrie.
- 35 Die ZEIT 14.01.94, S. 22 – A. Daniels: Riskanter Versuch. Um Arbeitsplätze zu schaffen, läßt die IG Chemie erstmals untertarifliche Entlohnung zu.
- 36 Leipziger Volkszeitung 12.01.94, S. 1: Ein Tarifsignal? Chemie einigt sich auf zwei Prozent. Beide Seiten zufrieden über den ersten Abschluß '94.
- 37 Ebenda.
- 38 Ebenda - D.Wonka: Traumtarif.
- 39 Die ZEIT 14.01.94, S. 22 (Siehe Anm. 35).
- 40 Ebenda.
- 41 Ebenda.
- 42 Handelsblatt 12.01.94, S. 2 – H. Mundorf: Kein Pilotabschluß. Das Tarifergebnis für die Chemische Industrie.
- 43 Handelsblatt 26.01.94, S. 2 – H. Mundorf: Sichere Arbeitsplätze sind „günstiger“. Der Verbandstarifvertrag wird zunehmend durch Betriebsvereinbarungen verdrängt.
- 44 Ebenda.
- 45 Ebenda.
- 46 Handelsblatt 25.01.94, S. 1.
- 47 Handelsblatt 25.11.93, S. 3 – Der Präsident der Arbeitsgemeinschaft selbständiger Unternehmer (ASU), Thomas Bentz, zum deutschen Verbandswesen: Die selbständigen Unternehmer brauchen den Service der Arbeitgeberverbände.
- 48 Die ZEIT 30.12.94, S. 22 – A. Daniels: Immer auf die Pauke. Spitzenfunktionäre der Wirtschaft verlangen von den Beschäftigten erneut Opfer, ihr schlechtes Konzept ist von der Tarifpolitik längst überholt.

Die „holländische Krankheit“ – oder: Warum es nicht immer gesund ist, den Gürtel enger zu schnallen

Das Argument, das Regierung und Unternehmer vortragen, lautet: Die Kosten von Arbeit in Deutschland sind so hoch geworden, daß die Produktion in Deutschland nicht mehr lohnend ist und deshalb ausgelagert werden muß, wenn nicht bei den Lohnkosten Einsparungen möglich sein sollten, entweder durch Produktivitätssteigerungen, z.B. größere Flexibilität beim Arbeitseinsatz, oder durch Lohnkürzungen bzw. eine Kombination aus beidem, nämlich Lohnsteigerungen unter der durchschnittlichen Produktivitätssteigerung.

Dem steht als empirischer Befund gegenüber, daß Deutschland weiterhin hohe Exporte und Exportüberschüsse hat, insbesondere wenn die durch die Vereinigung bedingten Importsteigerungen berücksichtigt werden. Mehr noch: Die Kosten von Arbeit sind gemessen in deutscher Währung sehr viel langsamer gestiegen, als in den meisten mit Deutschland konkurrierenden Wirtschaften. Sie stiegen im internationalen Vergleich erst durch die laufende Aufwertung der DM, die Folge deutscher Exportüberschüsse war. Entgegen der herrschenden Meinung fragte das Ausland trotz hoher deutscher Arbeitskosten deutsche Produkte in hohem Umfang nach. Die somit verursachte Knappheit an deutscher Währung führte zum Anstieg des Preises der DM für Ausländer.¹ Gleichwohl gibt es Auslagerung und Vernichtung von Arbeitsplätzen, die den Vertretern der These zu hoher deutscher Arbeitskosten recht zu geben scheinen.

Dieser Widerspruch muß erklärt werden, um die derzeitigen Empfehlungen an die Arbeitnehmer beurteilen zu können.

Zur Erklärung ziehe ich zunächst Ricardos Spezialisierung entsprechend der komparativen Kosten heran, um zu zeigen, daß technische Führung umschlagen kann zu technischer Rückständigkeit, weil das führende Land ohne zu hohe Löhne einen zu hohen Wechselkurs haben kann; dann zeige ich, daß bei Teilnahme unterbeschäftigter Wirtschaften an einer freien Weltwirtschaft dies zu Beschäftigungslosigkeit aufgrund hoher Produktivität in führenden Ländern führen kann, wobei dies sogar unter bestimmten Annahmen für die heutige Weltwirtschaft aufgrund ihrer

historischen Genese normal sein kann; beides führt letztlich zu „dutch disease“. Der Ausweg einer Konzentration auf die Hochtechnologiebereiche kann nur die Krisentendenzen in der Weltwirtschaft steigern.

„Dutch disease“ kam als Theorie in Mode, als nach der Entdeckung der Gaslager in den Niederlanden die niederländischen Gasexporte so rasch wuchsen, daß der Preis des niederländischen Guldens anstieg. Die Folge war, daß die niederländische Industrie auf dem Weltmarkt und auf dem Binnenmarkt an Wettbewerbsfähigkeit verlor. Weil ein Wirtschaftssektor hochproduktiv war, verloren die anderen ihre Absatzmärkte.

Selbstverständlich ist „dutch disease“ nur möglich bei Internationalität der Wirtschaftsbeziehungen, und zwar in doppelter Hinsicht: Mobilität von Gütern und weitgehende Immobilität von Arbeit. Hätte das niederländische Gas nicht auf dem Weltmarkt verkauft werden können, wäre sein Preis im Inland soweit gefallen, bis das Niveau der in anderen Industriezweigen erzielbaren Profitrate bzw. zahlbaren Löhne erreicht worden wäre. Auch in der Frankfurter Innenstadt werden keine industriellen Massengüter hergestellt, doch gibt es wenige Kilometer entfernt Land und Arbeit, mit denen Industrieprodukte hergestellt werden können. Entscheidend ist also, daß die internationale Nachfrage angesichts der im Weltmaßstab möglichen Produktivität für einen inländischen Sektor eine so gute Gewinnsituation schafft, daß über die Nachfrage nach Währung dieses Landes, über die Nachfrage nach Arbeitskräften dieses Landes und über die Nachfrage nach nicht handelbaren Gütern in diesem Lande, die von diesem Sektor ausgeht, das Kostenniveau gemessen in internationalen Wechselkursen so stark ansteigt, daß die übrigen handelbare Güter produzierenden Sektoren wegen der – im Vergleich zu ihrer Produktivität hohen – Kosten nicht mehr wettbewerbsfähig sind. Ihre Produktivität hängt offenbar gegenüber der Produktivität des „dutch disease“ erzeugenden Sektors zurück. Sinnvoll ist diese Aussage auch wiederum nur durch Vergleich mit der in anderen Regionen der Welt erzielten Produktivität. Im Verhältnis zum Rest der Weltenergieproduzenten ist die Produktivität des niederländischen Gassektors so hoch, daß hohe Preise erzielt werden mit der Folge eines hohen Kurses der niederländischen Währung; im Verhältnis zu den Konkurrenten der übrigen niederländischen Wirtschaft auf dem Weltmarkt ist deren Produktivität nicht ausreichend, um bei diesem hohen Kurs der niederländischen Währung in niederländischer Währung noch kostendeckende Preise zu erzielen.

1. Spezialisierung auf Rückständigkeit

„Dutch disease“, nämlich Wachstumsverluste durch einen hochproduktiven Sektor mit begrenztem Beitrag für langfristige technische Innovation, entspricht den Voraussagen der klassischen Außenhandelstheorie und zeigt, warum die meisten Länder ihr nur in bestimmten Situationen folgen. Ricardo hat ein Modell konstruiert, in dem das entwickeltere Land alle Güter mit geringerem Aufwand als seine Handelspartner herstellt. Dennoch, so argumentiert er, läge es im Interesse des entwickelteren Landes, sich zu spezialisieren auf das Produkt, bei dem es den höchsten Vorsprung, also einen komparativ höheren als bei den anderen Produkten habe. Indem es das Produkt, wo sein komparativer Vorteil am höchsten sei, auf dem Weltmarkt verkaufe, könne es aus den Erlösen mehr Mengen an anderen Gütern kaufen, als es selbst ohne Spezialisierung mit gleichem Aufwand herstellen könne. Setzen wir für das entwickeltere Land Deutschland, das seinen höchsten Produktivitätsvorsprung bei Werkzeugmaschinen und chemischen Produkten hat, und für das weniger entwickelte Land die südostasiatischen Schwellenländer, und machen wir zusätzlich die Annahme, daß diese südostasiatischen Schwellenländer relativ geringe Produktivitätsrückstände gegenüber Deutschland bei Erzeugnissen der Mikroelektronik haben: dann müßte im Fall des Freihandels sich Deutschland weiterhin auf die alte Technologie der Werkzeugmaschinen spezialisieren, obwohl es auch bei der Mikroelektronik zunächst vorne liegt.

Die Lohnsätze haben darauf keinen Einfluß. Im Beispiel Ricardos müßten die englischen Verbraucher portugiesischen Wein kaufen, obwohl dieser mit einem höheren Arbeitsaufwand hergestellt worden ist als englischer. Dies können sie aber nur, wenn der portugiesische Wein beim Händler billiger ist als der englische. Dazu muß die portugiesische Arbeit auf dem Weltmarkt über den Wechselkurs billiger sein als die englische. Ob die Engländer in der Folge auch höhere Reallöhne als die Portugiesen erhalten, hängt von den Preisen der nichthandelbaren Güter ab, ist allerdings wahrscheinlich. Aber selbst wenn dies nicht der Fall ist, könnte England nicht vermeiden, daß sein Wein nicht konkurrenzfähig bleibt.

Von der Seite der absoluten Höhe der Produktionskosten gibt es nur eine Grenzbedingung, die eine Spezialisierung entsprechend der komparativen Kosten verhindern kann: Die Produktivität des rückständigen Landes liegt im Bereich der Güter, bei denen es einen komparativen Kostenvorteil hat, soweit zurück, daß mit den Exporten weniger am Weltmarkt verdient wird, als die Mindestarbeitskosten bei Subsistenzniveau

erbringen. Relevant wird diese Grenzbedingung dann, wenn gleichzeitig der Überschuß der Landwirtschaft zu klein ist, um Arbeitskräfte im Exportsektor zu ernähren, die für andere Tätigkeiten nicht produktiv eingesetzt werden können. Eine wenig produktive Wirtschaft mit einer „armen Landwirtschaft“ mag zwar komparative Kostenvorteile bei einem bestimmten Produkt haben, kann jedoch zur Herstellung dieses Produktes keine Arbeitskräfte einsetzen, weil diese dennoch absolut so unproduktiv sind, daß sie am Weltmarkt ihre Subsistenzmittel nicht Erlösen, während gleichzeitig Überschuß und Produktivität der Landwirtschaft nicht groß genug sind, als daß auf die Freistellung dieser Arbeitskräfte von landwirtschaftlicher Tätigkeit verzichtet werden kann, oder diese Arbeitskräfte überhaupt eingesetzt werden können.

Damit nun eine solche Spezialisierung entsprechend komparativer Kostenvorteile zu „dutch disease“ führt, gibt es Zusatzbedingungen auf der Seite der Nachfrage. Die Nachfrage für den Sektor mit hoher Produktivität muß wachsen; dies wird als hohe Einkommenselastizität bezeichnet. Bei Wirtschaftswachstum im Rest der Welt wächst die Nachfrage nach Produkten dieses Sektors mit. Die Preiselastizität muß zudem gering sein: Um den Absatz zu steigern, müssen die Preise nicht fallen. Bei hoher Preiselastizität der Nachfrage verschwindet „dutch disease“ und tritt eine gegenüber Weltmarktpreisschwankungen zwar empfindliche, aber eher diversifizierte Wirtschaft ein. Niedrige Preiselastizität und niedrige Einkommenselastizität führen zu einem Wirtschaftstyp, der durch einen hohen Grad von Einkommensungleichheit, Außenabhängigkeit und Arbeitslosigkeit gekennzeichnet ist.

„Dutch disease“ hat Auswirkungen auf das Wachstum von Sektoren, in denen in der Zukunft wichtige Innovationen stattfinden. Hat eine Wirtschaft komparative Vorteile in einem Wirtschaftssektor, in dem die für die Zukunft wichtigen Technologien nicht entwickelt werden, fällt diese Wirtschaft technologisch zurück, auch wenn sie selbst zunächst bei diesen Zukunftstechnologien führend war. Bis zu Beginn des Zweiten Weltkriegs lag Großbritannien stets mit der durchschnittlichen Produktivität vor Deutschland. Obwohl viele Erfindungen, die die Grundlage für Chemie und Elektroindustrie Ende des 19. Jhs., also die sogenannte „zweite industrielle Revolution“ schufen, (auch) in Großbritannien gemacht wurden, hat in diesen beiden Industrien Deutschland Großbritannien frühzeitig überholt, weil Deutschland in den traditionellen Industrien sehr viel weiter hinter Großbritannien zurücklag, als bei den neuen Industrien, bei denen Großbritannien nur einen geringen Vorsprung hatte: Diese waren

für beide Länder neu. Japan hat seine Exportoffensive bei den heutigen high-tech Industrien zu einem Zeitpunkt gestartet, wo es in allen dafür in Betracht kommenden Branchen deutlich hinter den USA zurücklag. Es lag hier allerdings weniger zurück als bei für den amerikanischen Export wichtigen anderen Branchen, die den Außenwert des U.S.- Dollars bestimmten, so daß Japan trotz geringerer Produktivität wegen des niedrigen Kurses des Yen gegenüber dem Dollar auch absolute Kostenvorteile hatte, ähnlich wie Portugal in Ricardos Beispiel bei Wein.

Dagegen sind Auswirkungen auf das Beschäftigungsniveau dann eher gering, wenn alle beteiligten Wirtschaften als kapitalistische entwickelte durch eine dominante Tendenz zu Vollbeschäftigung gekennzeichnet sind. Verliert die durch einen zu hohen Wechselkurs gekennzeichnete Wirtschaft Arbeitsplätze, kann sie durch dann auftretende Abwertung wieder in neuen oder alten Produktionszweigen wettbewerbsfähig werden. Die Wirtschaft, die aufgrund eines hochproduktiven Sektors Produktionszweige an andere abgibt, löst bei den anderen eine verstärkte Nachfrage nach Arbeit aus, die dort im Fall eines hohen Beschäftigungsstands wiederum zu Lohnsteigerungen und verstärkten Importen führt.

Die Bedingung lautet, daß in der Wirtschaft, in die Produktionszweige verlagert werden, das Beschäftigungsniveau so hoch ist, daß selbst in den Produktionszweigen, in denen keine Produktivitätssteigerung erzielt wird, die Löhne durch die verstärkte Nachfrage nach Arbeit steigen. Hinzuzufügen wäre, daß im Fall der Auslagerung in eine zu Vollbeschäftigung neigende Wirtschaft dort auch über den neuen Exportsektor hinreichende Innovationen stattzufinden pflegen.

2. Spezialisierung zur Arbeitslosigkeit

Wir erweitern deshalb das Modell und nehmen an, daß die Welt aus zwei Typen von Wirtschaften bestehe: Der eine Typ sind wachsende Wirtschaften, die Produktivitätssteigerungen aufweisen und in denen entsprechend der üblichen Annahmen wegen einer Tendenz zu Vollbeschäftigung die Reallöhne parallel zum gesamtwirtschaftlich durchschnittlichen Produktivitätswachstum steigen. Der andere Typ sind Wirtschaften, bei denen die Löhne in internationaler Währung nicht entsprechend der wachsenden Produktivität von Arbeit steigen können. Dafür gibt es einen für die Partner harmlosen und einen gefährlichen Fall. Den eher harmlosen Fall stellen die Flächenstaaten unter den sogenannten Tigern Ostasiens dar: Hier wurde

durch einschneidende Agrarreformen Nahrungsmittel selbstversorgung erreicht. Auch wenn diese Wirtschaften bei vielen Gütern in der Produktivität sehr weit zurücklagen, konnten sie einen komparativen Kostenvorteil durch Abwertungen in einen absoluten verwandeln, weil sie die in den neuen Exportsektoren beschäftigten Arbeitskräfte mit Lohngütern (bei niedrigem Reallohniveau zu 50–70 Prozent Nahrungsmittel) aus eigener Produktion versorgen konnten. Sehr hohe Abwertungssätze waren damit möglich, aber auch eine Tendenz zu Vollbeschäftigung und damit zu einer verstärkten Verhandlungsposition von Arbeit, durch die dann allmählich auch die Reallöhne stiegen. Die Bedrohung des Beschäftigungsniveaus in den westlichen Industrieländern erwies sich als tendenziell vorübergehend. Der internationale Preis von Arbeit steigt in Südkorea und Taiwan heute nicht nur wegen der Lohnkämpfe, sondern auch als Folge von Aufwertung.

Lohnsteigerungen können aber dann nicht auftreten, wenn die Zahl verfügbarer Arbeitskräfte in einer Wirtschaft so groß ist, daß ein Teil von ihnen auf keinen Fall produktiv beschäftigt werden kann, weil er keinen Überschuß produziert. Dies ist der Fall, wenn zwei Bedingungen zugleich auftreten:

1. Die Grenzproduktivität in der Landwirtschaft ist niedrig; viele Arbeitskräfte erarbeiten, insbesondere angesichts raschen Bevölkerungswachstums – weniger, als sie zum Überleben benötigen; sie werden unter kapitalistischen Bedingungen arbeitslos.
2. Die Produktivität liegt in möglichen Exportbranchen nur im Bereich von Gütern wenig zurück, in denen die Preiselastizität der Nachfrage gering ist. Abwertungen führen dann nur zu geringen Steigerungen der Beschäftigung. Sie können nicht unbegrenzt sein, weil ohne Nahrungsmittel selbstversorgung ein wachsender Exportsektor bei sinkenden Exporterlösen in Folge weiterer Abwertungen allmählich zu einem Wechselkurs führt, bei dem die Subsistenzmittel für die zusätzlichen Arbeiter nicht mehr bezahlt werden können. Jede weitere Transformation komparativer in absolute Kostenvorteile durch Abwertung ist unmöglich.

Die eigene Landwirtschaft kann aufgrund geringer Grenzerträge nicht zur Ausweitung der landwirtschaftlichen Produktion beitragen. Weil ihr Überschuß begrenzt ist, ist die Möglichkeit durch Abwertung komparative in absolute Kostenvorteile zu verwandeln, beschränkt. Wie immer sich die Produktivität der Arbeit entwickelt, verharrt der Lohnsatz beim Preis der Subsistenzgüter für eine Arbeitskraft, der am Weltmarkt bezahlt werden muß. Auslagerung von Produktionszweigen aus technisch fortgeschrit-

teneren Wirtschaften führt dann im Extremfall nicht zu einer Dynamisierung der neue Exportzweige aufnehmenden Wirtschaften. Meist reichen die von den Exportsektoren ausgehenden Effekte nicht aus, um über die Anregung des Binnen-(Massen-)markts Vollbeschäftigung mit den schon beschriebenen Folgen zu erreichen.

Dann gilt folgendes Szenario: Aufgrund von Innovationen steigt die durchschnittliche Produktivität in den führenden Wirtschaften. Es gibt ein „Proletariat im Süden“ im Umfang der Arbeitskräfte, die durch Überschüsse von Landwirtschaften im Süden und durch Agrarüberschüsse im Norden bei Subsistenzlöhnen ernährt werden können. Je höher die Produktivität der Landwirtschaften im Norden und je höher die Überschüsse der Landwirtschaften im Süden, desto höher die Zahl dieser Anbieter von Arbeit.

Im Norden steigt über das Wachstum der Reallöhne und, solange auch die Arbeitsproduktivität in der Landwirtschaft steigt, über die relative Verbilligung der Nahrungsmittel auf dem Weltmarkt die Zahl der Arbeitsplätze, bei denen relative Kostenvorteile des Südens zu absoluten Kostenvorteilen werden. Diese Arbeitsplätze werden ausgelagert, ohne daß in Marginalitätsländern des Südens die Reallöhne steigen.

Arbeitsplätze, in denen der Süden komparative Kostenvorteile hat, sind im Regelfall in Produktionszweigen, in denen im Norden die Produktivität unterdurchschnittlich wuchs. Theoretisch wäre zwar möglich, daß gleich dem Ei des Kolumbus die Lernkosten bei einer fulminanten Innovation und ihrer Anwendung gering sind, so daß diese sofort mit ähnlicher Effizienz, also geringem Produktivitätsrückstand im Süden betrieben werden könnte. Tatsächlich hängt technischer Fortschritt von einer kritischen Mindestmasse von hochqualifiziertem Personal ab, so daß dieser Fall bisher nicht auftrat. Deshalb verlieren die Industrieländer Arbeitsplätze in Produktionszweigen mit unterdurchschnittlicher Produktivitätssteigerung. Der Anteil der Produktionszweige mit überdurchschnittlicher Produktivitätssteigerung an ihrer Gesamtproduktion steigt durch die Vertiefung von Spezialisierung. Die jeweils ausgewiesene durchschnittliche Produktivitätssteigerung liegt demnach über der in den noch verbleibenden Sektoren erreichten. Die produktivitätsgerechte Steigerung der Reallöhne liegt dann über dem technischen Fortschritt und deshalb über dem gegenüber den rückständigen Wirtschaften erreichten Produktivitätsvorsprung. Dies wird durch zweierlei verschärft, einen Terms-of-Trade Effekt und die Folgen der Senkung der Kosten für Technologietransfer.

Ein Produktionszweig wird im allgemeinen erst ausgelagert, wenn die absoluten Kostenvorteile an einem neuen Standort sicher sind. Hohe

Anlaufkosten, Ungewißheit über mögliche Steigerungen der Produktivität, zu erwartende, aber nicht sichere Verbesserungen der Infrastruktur etc. führen zu im Verhältnis zum späteren Ergebnis noch relativ hohen Anfangskosten, die allein als sicher erreichbar angesehen werden. Erst wenn diese als sicher zu erwartenden Kostensenkungen gegenüber den Hochlohnstandorten Konkurrenzfähigkeit erwarten lassen, wird ausgelagert. Spätere Erfolge führen zu weiteren Kostensenkungen: die Einnahmen, die Kapitalisten und Arbeiter aus dem ausgelagerten Sektor beziehen, sind dann wenigstens um den Betrag der Kostensenkungen geringer als die Einnahmen, die der ausgelagerte Sektor vor Auslagerung im hochentwickelten Industrieland erzielte.

Eine Verbilligung von Technologietransfers führt zur Auslagerung von Produktionszweigen, weil die Zahl der Produktionszweige wächst, bei denen Arbeitskräfte im Süden ein Produktionsergebnis erzielen, mit denen ihre Subsistenzkosten bestritten werden können, während diese Arbeitskräfte mit Einsatz eigener Technologie dazu früher nicht in der Lage waren. Wieder werden hochbezahlte durch gering bezahlte Arbeitsplätze ersetzt.

Die Terms-of-Trade zwischen den in den Industrieländern verbleibenden und den ausgelagerten Sektoren verbessern sich in beiden Fällen. Um diese zusätzliche Verbesserung müssen die Reallöhne – annahmegemäß in den hochentwickelten Industrieländern – über die in den hochentwickelten Industrieländern erzielte durchschnittliche Produktivitätssteigerung hinaus steigen, soll die Weltkonsumtionskapazität der Weltproduktionskapazität entsprechen.

3. Warum verschärft sich das Problem heute?

Zu Recht ist zu fragen, weshalb der Produktivitätsfortschritt in den hochentwickelten Industrieländern nicht schon seit langem zur Auslagerung von Produktionszweigen mit komparativem Kostenvorteil rückständiger Länder geführt hat.

Dafür gibt es drei Gründe: Die Verbilligung der Subsistenzkosten in den ökonomisch rückständigen Gebieten aufgrund des Fortschritts der Produktivität auch in der Landwirtschaft in den führenden Industrieländern, Übertragbarkeit technischen Fortschritts auf die rückständigen Länder durch Direktinvestitionen oder Eigenanstrengungen und die Verteilung der Produktivitätsvorsprünge der führenden Länder als Folge einer wachsenden Mobilität von Technik.

Technischer Fortschritt vollzieht sich in den wachsenden kapitalistischen Wirtschaften nicht nur in der Industrie, sondern auch bei der Produktion von Nahrungsmitteln. Oben wurde erwähnt, daß Wirtschaften mit hohen Produktivitätsrückständen Chancen zur Transformation komparativer Kostenvorteile in absolute Kostenvorteile durch Abwertungen dann nicht wahrnehmen können, wenn die dazu notwendigen Abwertungssätze so hoch sind, daß die Kosten der Subsistenzgüter für zusätzliche Beschäftigung nicht mehr verdient werden. Liegt die Produktivitätssteigerung in der Landwirtschaft der führenden Länder über der Produktivitätssteigerung bei den hier relevanten Produkten der nichtlandwirtschaftlichen Produktion, trägt dies bei Subsistenzlöhnen in den rückständigen Wirtschaften durch relative Verbilligung der Nahrungsmittel gegenüber diesen Produkten entscheidend dazu bei, daß diese Schranke für Konkurrenzfähigkeit der rückständigen Länder beseitigt wird.

In die gleiche Richtung wirkt sich die Möglichkeit von Produktivitätssteigerungen in den rückständigen Wirtschaften aus, ohne daß sich die komparativen Kostenvorteile verändern. Die von Exportarbeitern produzierten Mengen in Produktionszweigen, bei denen schon vorher komparative Kostenvorteile bestanden, steigen.

Beides läßt sich wie folgt formulieren: Schranken für die Verstärkung der Spezialisierung werden in allen Produktionszweigen abgebaut, bei denen die Differenz zwischen Produktivitätssteigerungen in den führenden Ländern und Produktivitätssteigerungen in den rückständigen Ländern kleiner als die Produktivitätssteigerung in der Landwirtschaft der führenden Länder ist.

Die Entwicklung der Reallöhne in den Industrieländern hat darauf keinen unmittelbaren Einfluß, auch wenn solche Steigerungen der Produktivität in der Landwirtschaft der führenden Länder ohne Reallohnsteigerungen schwer vorstellbar sind. Würden die Löhne im führenden Land in internationaler Währung konstant bleiben, sanken eben die Nahrungsmittelpreise für im Exportsektor rückständiger Länder Beschäftigte schneller als die Weltmarktpreise für die Produkte, bei deren Produktion sie komparative Vorteile haben. Wo früher die Transformation komparativer Vorteile in absolute durch Abwertung nicht möglich war, wird dies jetzt möglich, weil für das Produktionsergebnis dieser Arbeiter mehr Nahrungsmittel auf dem Weltmarkt gekauft werden können.

Subventionierte Agrarexporte stören deshalb nicht nur die Transformation der Landwirtschaften im Süden und verhindern dort, daß Marginalität² durch eine steigende Grenzproduktivität von Arbeit gemildert wird, sondern bedrohen über die Möglichkeit, nunmehr niedrigere

Preise für Exportprodukte hinnehmen zu können, Arbeitsplätze im Norden.

Mit der Steigerung der Agrarproduktivität im Norden kann die rückständige Welt Spezialisierungschancen wahrnehmen, die ihr trotz schon lange bestehender komparativer Vorteile verwehrt waren, weil ihre unproduktiven Landwirtschaften die zur Erreichung absoluter Kostenvorteile notwendigen Abwertungssätze nicht erlaubten. Diese neue Konkurrenzfähigkeit stellt den Nachvollzug von in der internationalen Arbeitsteilung bisher verwehrtten Chancen dar und ließe sich von den Industrieländern nur durch künstliche Verteuerung ihrer Agrarexporte abwehren.

Ebenso läßt sich die neue Konkurrenzfähigkeit der rückständigen Länder aufgrundeigener Anstrengungen zur Verkürzung der Produktivitätsrückstände in Produktionszweigen, bei denen sie schon komparative Vorteile haben, nicht durch Lohnzurückhaltung in den führenden Ländern unterlaufen. Dies wäre nur dann der Fall, wenn durch solche Lohnbegrenzung der Preis der Subsistenzgüter gegenüber den neuen Exportprodukten der rückständigen Länder stiege. Lohnkürzungen im Norden führen aber weder im Norden noch im Süden zu höheren Nahrungsmittelpreisen.

Auch die Verteilung der Produktivitätsvorsprünge in einer Wirtschaft gegenüber einer anderen ist für die Frage wichtig, weshalb plötzlich komparative Kostennachteile zu rascher Auslagerung führen. Der vorherrschenden Außenwirtschaftstheorie liegt implizit die Annahme zugrunde, daß es ein Kontinuum der komparativen Kostenvor- und -nachteile gebe, insbesondere, wenn nur zwei Güter betrachtet werden, wobei dann in jedem Land bei einem der beiden Produkte komparative Vorteile bestehen.

Der durchschnittliche Produktivitätsvorsprung einer Wirtschaft kann auf eine Vielzahl von ähnlich hohen gegenüber dem Durchschnitt kleinen Vorsprüngen bei gleichzeitigem starkem Zurückhängen eines begrenzten Sektors beruhen. Der Partner, der dann einen hohen komparativen Vorteil bei diesem Sektor hat, erzielt aus ihm Devisenerlöse eines Umfangs, der zu einem Wechselkurs führt, bei dem seine übrigen Wirtschaftssektoren nicht mehr wettbewerbsfähig sind. Bei Beginn der industriellen Revolution befand sich die sich entwickelnde kapitalistische Welt in der Situation, in vielen Bereichen Produktivitätsvorsprünge ähnlichen Umfangs zu haben. Produktivitätssteigerungen hingen in allen Branchen der verarbeitenden Industrie von Qualifikation, Infrastruktur und Nähe zu anderen Industrien ab, während sich in der Primärgüterproduktion die Verschlechterung der natürlichen Voraussetzungen für die Produktion, die Erschöp-

fung günstiger Rohstofflager und die Begrenztheit nutzbarer Böden behindernd auf Produktivitätssteigerungen auswirkten.

Eine wesentliche Form des Kampfs kapitalistischer Unternehmen gegen steigende Kosten ist die Senkung der Ansprüche an die Qualifikation von Arbeit, um sich von der Abhängigkeit von knapper Qualifikation zu befreien, entweder indem die Ansprüche an die Qualifikation gesenkt oder die Produktion von Qualifikation erweitert wird. Nur dadurch kann ein Kostenanstieg für qualifizierte Arbeit vermindert werden.

Durch Anstrengungen bei der Entwicklung von Technologien, die mit breit gestreuten, leicht erwerbbaaren Qualifikationen betrieben werden können, wird Technologie zumindest in ihrer Anwendung mobil. Viele, vielleicht die meisten Technologien können heute im Süden so effizient angewandt werden wie im Norden. Die heutigen führenden Länder verdanken ihren Produktivitätsvorsprung demnach der Beschäftigung kleinen high-tech Sektor, insbesondere der Investitionsgüterindustrie, bei der der Süden bei im realistischen Bereich beliebigen Abwertungen nicht wettbewerbsfähig wird. Dieser high-tech Sektor sichert gute Exporteinnahmen trotz eines Wegbrechens der Arbeitsplätze in vielen Bereichen der Investitionsgüter anwendenden verarbeitenden Industrien und übt damit die Wirkungen aus, die zu „dutch disease“ gehören, nämlich hohe Exporterlöse für einen kleinen Bereich, die zu hohen Wechselkursen führen, bei denen Arbeitskräfte mit geringen Produktivitätsvorsprüngen gegenüber Konkurrenten nicht mehr wettbewerbsfähig sind. Dieser Sektor ist heute noch einkommensunelastisch und preisunelastisch, wie die Überwälzung aller DM-Aufwertungen auf die internationalen Preise deutscher Exportgüter zeigen. Er übt damit die gleichen Wirkungen auf die deutsche Wirtschaft aus wie die Gasindustrie auf die niederländische, mit Ausnahme der technischen Innovation, die hier hoch ist. Zu klären ist aber, ob dies die technische Innovation ist, die für die Wettbewerbsfähigkeit im 21. Jh. bedeutsam ist.

4. Gefahren der Bewältigung des Dilemmas

Es gibt in der Weltwirtschaft offensichtlich ein Dilemma: die Realeinkommen im Süden wachsen nicht mit der Produktivitätsentwicklung. Wegen dieser Produktivitätsentwicklung und der Mobilität von Technologie können die Reallohnvorsprünge im Norden gegenüber dem Süden nur noch in wenigen Produktionssektoren gehalten werden, die für Vollbeschäftigung nicht ausreichen. Die Produktivität in den hochproduktiven

Sektoren ist aber hoch genug, um über die Devisenmärkte alle Versuche zur Begrenzung des Lohnanstiegs in internationaler Währung zu unterlaufen. Im harmlosen wie im gefährlichen Fall, nämlich ob Nahrungsmittelselbstversorgung in rückständigen Gebieten erreicht wird, oder ob Abhängigkeit vom Weltmarkt bei Subsistenzgütern gegeben ist, kann sich der Süden bis zur Erreichung dauerhafter Exportüberschüsse der Kostenbegrenzung durch Lohnstopp im Norden mit den Mitteln der Abwertungssätze entziehen, entweder weil die Kostenbegrenzung im Norden sich auch auf die Weltpreispreise auswirkt, oder weil beliebige Abwertungen möglich sind.

Die Situation ist dramatisch, weil sie den Nachvollzug schon lang bestehender Spezialisierungschancen darstellt, die jetzt eröffnet werden, weil – durch Regierungsanstrengungen im Süden, die Agrarentwicklung im Norden und die Mobilität von Technologie – schützende Schranken für eine Konkurrenzfähigkeit des Südens entsprechend der komparativen Vorteile wegfallen, ohne daß dadurch im Süden rasch Vollbeschäftigung entsteht, durch die die Kosten von Arbeit und nicht nur deren Produktivität im Süden zunehmen.

Zur Lösung dieses Dilemmas gibt es einen zum Scheitern verurteilten, aber einfach erscheinenden Weg, und einen Erfolg versprechenden, aber schwierigen Weg.

Alle Industrieländer streben heute den einfachen Weg an: durch Steigerung ihres Anteils an den hi-tech Branchen, bei denen der Produktivitätsvorsprung gegenüber dem Süden hoch ist, sollen die eigenen Arbeitsplätze gegenüber Niedriglohnkonkurrenz abgesichert werden. Mit international niedrigen Löhnen will man Märkte für high-tech Produkte erobern und andere von diesen verdrängen. Langfristig können dann wieder die eigenen Löhne steigen. Dagegen sprechen drei Umstände:

1. Alle führenden Industrieländer und einige Schwellenländer können auf solchen Märkten vordringen. Lohnkostenwettläufe sind die Folge und führen zur wirtschaftlicher Rezession.
2. Der Markt für high-tech Produkte besteht aus Investitionsgütern und high-tech Konsumgütern. Der Markt für high-tech Konsumgüter wird v.a. durch Konsumenten in den hochentwickelten Industrieländern gebildet. Lohnkostenwettläufe zwischen den hochentwickelten Industrieländern beschränken gerade diesen Markt. Der Markt für Investitionsgüter hängt letztlich vom Wachstum der Nachfrage nach Konsumgütern ab, weil im Kapitalismus die Konkurrenz alle jene Technologien ausschließt, die nicht die Produktionskosten senken, und damit die Nachfrage nach Kapitalgütern beschränkt. Wachstum über den ver-

stärkten Einsatz teurerer Investitionsgüter ist also von der Seite der Kosten her nur begrenzt möglich.

3. Deutschland hat bei einem solchen Wettlauf um neue Märkte den Nachteil hoher Wettbewerbsfähigkeit bei traditionellen Technologien. Die Gefahr einer Überbewertung der DM macht Deutschland zu einem wenig attraktiven Standort für neue Technologien. Dieser Faktor ist wichtiger als die deutschen Löhne, die politischen Handlungsmöglichkeiten unterliegen. Aufwertungen der DM aufgrund deutscher Exportüberschüsse bei den traditionellen deutschen Exportindustrien kann die deutsche Regierung und erst recht die deutsche Arbeiterbewegung nicht bekämpfen.

Bei der Option für eine Stärkung der eigenen Stellung auf hi-tech Märkten muß Deutschland mehr als die anderen führenden Industrieländern wegen der Wettbewerbsfähigkeit in traditionellen Technologien zum Instrument des staatlichen Eingriffs greifen. Dies kann nicht ohne Auswirkungen auf die „innenpolitische Landschaft“ abgehen, die mitbedacht werden sollten.

Die Alternative des schwierigen Wegs besteht in der Beseitigung von Marginalität in den Ländern des Südens, wo diese existiert. Dazu sind Agrarreformen³ und ähnliche starke Eingriffe in den entsprechenden Wirtschaften notwendig, die nur dann durchsetzbar sind, wenn den „Eliten“ eine faire Chance angeboten wird, am späteren Wirtschaftswachstum teilzuhaben. Wenn solche Alternativen nicht durchsetzbar sind, gäbe es immer noch die Möglichkeit einer künstlichen Tätigkeit für Marginalisierte, die arbeitsintensiv ist, wie ich dies in der Schaffung einer künstlichen Rohstoffindustrie vorgeschlagen habe.⁴

Auch der Weg der Beseitigung von Marginalität wird nicht einfach sein, weil er zunächst impliziert, daß mehr Länder in die Lage versetzt werden, an Abwertungswettläufen teilzunehmen. Bisher war die Untergrenze der internationalen Kosten der Arbeit das Niveau der Kosten der Subsistenzgüter aus westlicher Produktion, wenigstens für den Fall der durch Marginalität gekennzeichneten Länder. Nach solchen Reformen sind es die Produktionskosten für einen solchen Subsistenzgüterkorb im Fall lokaler Produktion. Bei dieser lokalen Produktion werden die eingesetzten Produktionsfaktoren mit abgewertet, wenn der Wert der nationalen Währung vermindert wird.

Die Verhandlungsmacht der Arbeiter in den fortgeschrittenen Industrieländern bleibt auch im Fall von Reformen bedroht. Anders als im Fall der Gefährdung von Arbeitsplätzen, die bisher von Ländern ausgeht, in denen Marginalität herrscht, kann diese Bedrohung aber nach Reformen

im Süden durch Kämpfe von Arbeit in den heutigen Niedriglohngeländen beseitigt werden bzw. wird, der neoklassischen Theorie folgend, Folge der Tatsache sein, daß es keine marginale Arbeitskraft mehr gibt.

Es gibt eine Option gegen die Verwandlung der Wirtschaften der Industrieländer in Rentiersökonomien, in denen dann ein kleiner high-tech Sektor auf dem Weltmarkt die nötigen Devisen verdient, um einem übrigen, auf dem Weltmarkt nicht mehr konkurrenzfähigen Rest zu ermöglichen, in staatlich subventionierter Beschäftigung zu überleben, z.B. in Beschäftigung in soziale Dienstleistungen, wie wichtig sie immer sein mögen. Dazu müßte aber auch in Deutschland die politische Klasse aufhören, von nationalen Alleingängen zur Wiedergewinnung von Vollbeschäftigung über Exportüberschüsse zu träumen. Dieser Traum ist allein deshalb unrealistisch, weil er auf der Beibehaltung einer derzeit schon gegenüber anderen westlichen Industrieländern privilegierten Stellung beruht. Bisher hatte Deutschland schon einen überproportionalen Anteil an den von Konkurrenz aus Niedriglohnländern nicht bedrohten high-tech Sektoren, allerdings in einem inzwischen nicht mehr führenden Bereich. Die Wiedereroberung eines solchen überproportionalen Anteils an neuen high-tech Sektoren der Zukunft von einer Ausgangssituation komparativen Nachteils wegen technischer Überlegenheit bei heute veraltenden Technologien wird zu handelspolitischen Maßnahmen der anderen Industrieländer führen.

Daraufhin ist die deutsche politische Klasse nicht vorbereitet: Sie schreit schon nach Maßnahmen, wenn die privilegierte Position ihrer Wirtschaft dem Trend zur Angleichung im kapitalistischen Weltsystem ausgesetzt ist, so wie sie – trotz Vorherrschaft in Europa – vor hundert Jahren von einem „Volk ohne Raum“ faselte und 1919-1930 die enormen Möglichkeiten des Friedenschlusses von 1919 für Deutschland nicht erkannte.

- 1 Handelsblatt 3.8.1994, S. 3; 11.8.1994, S. 2; 5./6.11.1993, S. 13. Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung, Gefährdet die Lohnkostenentwicklung die Wettbewerbsfähigkeit der Bundesrepublik Deutschland, in: DIW-Wochenbericht, 59, 11 (März 1992), S. 128. H. Flassbeck, Die Standortqualität der Bundesrepublik Deutschland, in: Konjunkturpolitik, 34, 5/6 (1988), S. 255-267. E. Neuthinger, Germany's Enduring Current Account Surplus, in: Intereconomics, 24, 3 (Mai/Juni 1989), S. 141.
- 2 H. Elsenhans, Rent, State and the Market: The Political Economy of the Transition to Self-sustained Capitalism, in: Pakistan Development Review, 33, 4 (Dezember 1994), i.E.
- 3 Ders., Agrarverfassung, Akkumulationsprozeß, Demokratisierung, in: H. Elsenhans (Hrsg.), Agrarreform in der Dritten Welt, Frankfurt a.M./New York 1979, S. 505-652.
- 4 Ders., Problems Central to Economic Policy Deregulation in Bangladesh, in: Internationales Asienforum, 22, 3-4 (November 1991), S. 281-286.

Manfred Hettling

Hure oder Muse, Beamter oder nicht?

Von manchem ist die Auflösung der DDR und die Übertragung bundesdeutscher Strukturen auf Politik, Wirtschaft und Kultur einerseits betrieben und andererseits wahrgenommen worden als ein Prozeß der politischen und moralischen Reinigung. Eine der langwierigsten und wohl auch sorgfältigsten Angleichungen erfolgte im Wissenschaftsbereich. Ausgehend von der Evaluierung von Institutionen und Personen wurde ein Großteil der ostdeutschen Akademiker entlassen und ein kleiner Teil (der in den Naturwissenschaften deutlich höher liegt als in anderen Bereichen) weiterbeschäftigt, oft nur noch auf Zeitstellen, wie es im westdeutschen Wissenschaftsbereich üblich ist. In der Geschichtswissenschaft zog sich dieser Prozeß über Jahre hin, allmählich nähert er sich dem Ende mit der Besetzung der meisten Hochschulprofessuren und der Errichtung einiger außeruniversitärer Forschungszentren, deren Zukunft aber noch ungewiß ist.

Seit seiner Gründung zu Beginn des Jahres 1990 zählt der Unabhängige Historikerverband zu den schärfsten Kritikern sowohl der früheren etablierten DDR-Historikervereinigung als auch aller Versuche, einzelne dieser Historiker nun in bundesdeutsche historische Institutionen zu integrieren. In einem Band sind nun aus aktuellem tagespolitischem Anlaß geschriebene Zeitungsartikel von Mitgliedern des UHV und, in geringerer Anzahl, Aufsätze von westdeutschen Historikern und den, wie es der Verband nennen würde, früheren „Etablierten“ versammelt.¹

Das Buch bietet daher eine äußerst spannende, interessante Lektüre und vermittelt einen Einblick in eines der grundlegenden fachpolitischen Probleme der Geschichtswissenschaft in der Bundesrepublik der neunziger Jahre.

Die Umstrukturierung der ostdeutschen Geschichtswissenschaft ist ein komplexer und vielschichtiger Prozeß. Man kann dabei viel kritisieren, ohne jedoch immer bessere Alternativen benennen zu können. Hier soll der UHV selber im Blickpunkt der Kritik stehen, denn, wie gesagt, die meisten abgedruckten Beiträge geben seine Deutung wieder. Es soll aber dem Eindruck vorgebeugt werden, daß nicht auch andere Seiten eine kritische Betrachtung rechtfertigten. Das gilt einmal für die sogenannten „Stützen des Systems“ und ihr Selbstverständnis und Weltbild. Wenn sie

die Evaluierung kritisieren, gilt es, sich kritisch mit den Argumenten auseinanderzusetzen. Wenn jedoch unterstellt wird, selbst die Nationalsozialisten hätten meistens „derartige Unwürdigkeiten vermieden“ (Johannes Irmscher, S. 247) – fällt angesichts einer derartigen Frechheit der Verzicht auf eine adäquate Polemik schwer. Dem zentralen Ziel kann nur zugestimmt werden, und vielfach sind seine Attacken nur zu berechtigt – eine kritische Analyse der Bedingungen, unter denen die Historiographie dort forschte und publizierte, ist ebenso geboten wie eine Untersuchung ihrer Rolle im politischen und gesellschaftlichen System der DDR. Weder der Übergang zur Tagesordnung noch eine Idyllisierung der früheren Zeit sind akzeptabel.

Kritik könnte man zum anderen auch an mancher Praxis der Neubesetzung der Lehrstühle im Osten äußern. Manchmal schon ist der Spott zu hören, hier habe in den früheren protestantischen Kernlanden eine katholische Gegenreformation stattgefunden.

Zurück zum UHV. Im Zentrum seiner Kritik stehen jene Historiker, die vor 1989 die Geschichtswissenschaft bestimmten und dort institutionelle Kontrolle ausübten sowie jene Maßnahmen, bei denen diese früheren Etablierten, in welcher Form auch immer, nach 1990 in das Wissenschaftssystem eingebunden blieben. Die Kritik richtet sich damit gegen jene Personen, unter denen sie selber vor 1989 als Historiker tätig waren. Schade ist es, daß Angaben über den UHV selber fehlen, etwa wieviele Mitglieder in ihm versammelt sind, welchen beruflichen Werdegang sie zu DDR-Zeiten erlebten, wo sie heute tätig sind. Betrachtet man das knappe Verzeichnis der Autoren, handelt es sich ganz überwiegend um Personen, die früher an der Akademie der Wissenschaften beschäftigt waren. Nur spekulieren kann man deshalb, inwiefern hier eine Auseinandersetzung mit der spezifischen Situation an der früheren Akademie der Wissenschaften ausgetragen wird. Historiker, die zu Zeiten der DDR in untergeordneten Positionen saßen, die überwiegend in Nischen der Akademie in Berlin tätig waren, die zum Teil als Studenten durch Intrigen und unter fadenscheinigen Gründen von der Universität vertrieben und auch strafrechtlich belangt worden waren (und über den Umweg der Produktion nicht wieder an die Universität zurückkehren wollten oder konnten), attackieren nun ihre früheren Vorgesetzten und Professoren. Es ist eine zeitverschobene Auseinandersetzung. Probleme der Zeit vor 1989 werden heute ausgetragen – unter ganz anderen Bedingungen, weil sie damals nicht artikuliert werden konnten oder keiner das damit gegebenenfalls verbundene Risiko eingehen wollte.

Aus dieser Konstellation ergaben sich jedoch einige prinzipielle Probleme, die die immanenten Widersprüche in den Positionen des UHV deutlich werden lassen. Denn die Außenseiterrolle, die dem UHV zum Teil zukommt, ist nicht nur zu erklären durch eine Welt von Feinden, die ihn umgibt, sondern auch durch Inkonsistenzen in den eigenen Stellungnahmen. Im folgenden soll das an vier Beispielen erläutert werden.

1. Mit beeindruckender Ausdauer wird immer wieder auf die eigene moralische Integrität verwiesen, die es rechtfertige, daß sich die Historiker des UHV mit der Erforschung der DDR-Vergangenheit beschäftigen. Ja, mehr oder weniger explizit wird suggeriert, daß *nur* ihnen dieses Recht zustehe, da nur sie von den ehemaligen DDR-Bürgern ausreichend dafür legitimiert seien.² Wie ein roter Faden zieht sich diese Argumentation durch ihre Texte. Es ist unbestritten, daß die meisten der früheren Arbeiten von Historikern der DDR heute nur noch Makulatur sind. Das gilt auch für einen Teil der wissenschaftlichen Arbeiten der heutigen Mitglieder des UHV. Und damit soll keineswegs verschwiegen werden, daß westdeutsche Historiker ebenfalls ein hohes Output an derartigen Produkten vorzuweisen haben. Sehr viel schwieriger wird es jedoch, wenn man Faktoren wie Lernfähigkeit und Meinungsänderung als Möglichkeit mit berücksichtigt. Das Urteil sollte dann jedenfalls zögernd ausfallen.

Vor allem aber sollte man sich fragen, inwiefern Fragen der Moral allein geeignet sein können, um jemanden für eine wissenschaftliche Tätigkeit positiv zu qualifizieren. Politische, wissenschaftliche, moralische Kriterien sind nicht deckungsgleich. Es gilt, sie scharf zu trennen – gerade um ihnen jeweils mehr Gewicht zubilligen zu können. Das heißt keineswegs, daß Wissenschaft ohne Moral auskommen soll, ganz und gar nicht. Nur kann man es sich nicht so einfach machen und moralische Kategorien mit wissenschaftlichen gleichsetzen. Gegenseitig kommt ihnen nur eine negative, ausschließende Wirksamkeit zu. Wissenschaftliche Forderungen sollte man genauso wenig mit moralischen wie mit politischen Postulaten begründen. In der westdeutschen Historiographie ist das in den letzten Jahren zum Teil äußerst kontrovers diskutiert worden in bezug auf die Geschichte des Dritten Reiches. Das Stichwort von der „Historisierung des Nationalsozialismus“ bezeichnet einen Versuch, wissenschaftlich produktive Fragen zu formulieren, ohne immer schon ein moralisch begründetes Urteil parat zu haben. Das ist kein Plädoyer für einen billigen Relativismus, für ein postmodernes „anything goes“. Aber skeptisch sollte man der Haltung begegnen, die einem suggeriert, es immer schon besser gewußt haben zu können.³

2. Was ist das primäre Interesse der Mitglieder des UHV – ein politisches, ein fachpolitisches oder ein wissenschaftliches? Zuerst heißt es im Gründungsauf Ruf, sie „stellen sich der demokratischen Oppositionsbewegung in der DDR zur Verfügung“ (S. 23), aber bald wird beklagt, daß vielen Mitgliedern „der Sprung in die Profession noch nicht geglückt sei“ (S. 65). Dabei wird zugestanden, daß es nicht gehe, mit der reklamierten moralischen Überlegenheit Rechte für den „Zugang zur Forschung abzuleiten“ (S. 443). Man wird den Eindruck nicht los, daß es letztlich mehr um eine politische Aufarbeitung der DDR-Vergangenheit, auch der Vergangenheit der DDR-Historiographie, geht.⁴ Diese ist dringend nötig, gerade weil es oft eine unheilvolle Allianz zwischen Ost und West gibt, die politische Diskussion über die deutsch-deutsche Geschichte entweder auf ein strafrechtliches Terrain abschieben zu wollen oder mit einem generellen Trennstrich zu beenden. Nur, ist das Selbstverständnis der „unabhängigen Historiker“ ein wissenschaftliches? In der Polemik gegen das Potsdamer Forschungszentrum wird kritisch bemerkt, daß im *ersten* Jahr der neuen Einrichtung noch keine Monographie zur DDR-Geschichte erschienen sei. Wissenschaftliche Arbeiten entstehen nicht über Nacht oder in den Osterferien. Jakob Burckhardt, gewiß kein Vielschreiber, riet einmal, den „bloßen Tatsachenschutt“ solle man aus der Darstellung weglassen, nicht aber aus dem Studium. Nur wenn man eine Reihe von Jahren stillem Studienglück widme, könne man Ernsthaftes schaffen. Er warnte, „wohin soll es noch kommen mit der Neigung der jetzigen Geschichte, in Publicistik (oder Material dazu) umzuschlagen?“⁵ Aber dieses Studienglück scheint nicht die Intention etwa von Stefan Wolle zu sein, der bemängelt, bei den Diskussionen am Potsdamer Forschungszentrum werde „so abstrakt und theoretisch geredet“ (S. 294). Mag sein, daß dann das Schreiben etwas langsamer geht. Aber vielleicht ist es auch besser geeignet, die Komplexität von Entwicklungen und die Heterogenität von strukturellen Bedingungen zu analysieren. „Politisch-literarische Schilderung statt nüchterner Analyse“, wie eine englische Kritikerin den Zugriff von Stefan Wolle und Achim Mitter charakterisierte, hat sicher ihre Vorzüge.⁶ Aber auch ihre wissenschaftlichen Grenzen. Einer zwangsläufig langsamer arbeitenden, behutsam vorgehenden Wissenschaft vorzuwerfen, sie praktiziere ein Verhalten wie früher auf den „realsozialistischen Faultierfarmen“ (S. 279) – gemeint ist wohl z.B. die Akademie der Wissenschaften – reizt nur zur Erwiderung, daß Moral die notwendige Gründlichkeit nicht ersetzen kann.

3. Der UHV ist kein Produkt der Bürgerbewegung der DDR, er versucht jedoch, sich mit der moralischen Legitimität der DDR-Opposition zu umgeben. Dabei wird ausgeblendet, daß viele der Mitglieder des UHV selber Teil des historischen Apparates waren. Die gegenwärtige öffentliche Diskussion trennt viel zu einfach und zu eindeutig in Täter und Opfer des Systems. Die Mitglieder des UHV reklamieren, bereits vor 1989 keine Anhänger der DDR gewesen zu sein. Vielleicht lassen sie sich am geeignetsten so beschreiben: sie waren weder Täter noch Oppositionelle. Nur, vor diesem Hintergrund wird die rigide moralische Argumentation, wie sie jetzt von ihnen vorgeführt wird, fragwürdig.

Es ist hier nicht der Ort, darüber zu debattieren, wie sehr sich die Kritiker der „Stützen des Systems“ auch vor 1989 schon hervorgetan haben als Verweigerer der Anforderungen der DDR-Gesellschaft nach Anpassung und Konsens. Derartige Fragen schimmern an einigen Stellen auf (S. 76ff., 292ff.). Es wäre wünschenswert, wenn an einzelnen exemplarischen Biographien die „Handlungsspielräume“ (S. 277), die in der DDR bestanden haben, ausgeleuchtet und detailliert im biographischen situativen Kontext dargestellt werden – sowohl für die „Stützen“ als auch für die „Außenseiter“. In der hier präsentierten Form bleibt es bei Andeutungen, die gerade für den Außenstehenden nur dazu führen, daß er einzelnen Zeugen nur „glauben“ kann oder eben nicht.

Der Rezensent des Leipzigbuches von Hartmut Zwahr⁷ vermerkt kritisch, wie jener die dortigen Oktoberdemonstrationen charakterisiere: „Sie waren alle aus sich herausgegangen.“ Und schließt daran die Schlußfolgerung, bei Zwahr beginne alles erst im September 1989. Damit könne dann auch jeder von Anfang an dabei gewesen sein. Nur wem immer schon die Reinheit der oppositionellen Gesinnung zugebilligt wird, wird hier als Autorität anerkannt. Es drängt sich der Verdacht auf, daß dem Rezensenten die widersprüchliche, heterogene Wirklichkeit nicht mehr in die einfachen moralischen Kategorien zu fassen gelingt. Wenn Zwahr für den Herbst 1989 die Akteure des Politbüros noch in seine Analyse mit einbezieht und nicht nur eine Glorifizierung des demonstrierenden Volkes und vor allem der Oppositionsbewegung vornimmt, wird ihm das hier als „Ehrbezeugung vor Krenz“ ausgelegt und sein Buch als „Luftnummer“ abgetan (S. 254f.). Auch der „unabhängige Historiker“ sollte vor allem Wissenschaftler sein und nicht nur eine Heldengeschichte der eigenen Bewegung anstreben.

4. Liest man die Artikel des UHV, drängt sich manchmal der Eindruck auf, daß selbst hier, wo man es gerade nicht erwartet, noch Elemente des „alten Denkens“ und der früheren Sprache zu finden sind.

Immer wieder erfolgt der Rekurs auf die „grundlegenden Strukturen“, die es aufzudecken gelte (S. 116). Was dann aber fehlt, ist die Exemplifizierung des Falles. So genügt dann bestenfalls ein kurzes Zitat⁸, um einen Autor zu klassifizieren und abzuurteilen. Dabei wäre es viel lohnender, den Kontext auszuleuchten, die Widersprüchlichkeiten, Halbherzigkeiten, Andeutungen offenzulegen, die den Hintergrund einer derartigen Äußerung ausmachen, ihre Sagbarkeit bedingen und ihre auch schon zeitgenössische Aussagekraft bestimmt und begrenzt haben. Danach kann man ja immer noch verurteilen, wenn man will und kann.

Ebenso verwundert es, wenn man gegen alle Differenzierung und Betonung der „Grauzone“, wie es Primo Levi⁹ genannt hat, konsequent auf einer klaren Unterscheidung beharrt. Die „allgemeinere Trennlinie“ (S. 89), die man ziehen will, trennt sie nicht manichäisch in gut und böse? Man ist entweder für die Partei oder gegen die Partei. Das ist zwar einfach, führt aber nicht allzu weit.

Es gehe darum, das „richtige Bild der DDR“ (S. 438) zu formen. Mit Hilfe welcher Kriterien, bitte schön, soll über diese Richtigkeit trennscharf entschieden werden? Gerade der UHV, der so entschieden kritisiert, wie sehr in der DDR der Wissenschaft politisch-ideologische Vorgaben gemacht (von der Wissenschaft oft befolgt) wurden, sollte nun nicht naiv vom „richtigen Bild“ sprechen. Und sollte nicht für sich selber eine Jurorenrolle beanspruchen, deren Einengung der Forschung er für die DDR-Zeit zurecht so heftig kritisiert. Es geht nicht darum, das Vorzeichen zu wechseln, es geht darum, wissenschaftliche Standards zu befolgen. Die Ergebnisse werden auch dann unterschiedlich sein. Zum Glück.¹⁰ Es gibt keine institutionelle Monopolisierung von Forschungsthemen mehr. Ebenso kann es keine Privilegierung einzelner Gruppen für die Bearbeitung von historischen Gebieten geben. Schlichtweg Humbug ist es, oder vielleicht auch Insinuation, wenn behauptet wird, daß jemandem „die wissenschaftliche Arbeit verwehrt wird“ (S. 289). Öffentliche Institutionen stellen Personen ein, andere nicht. Über diese Verfahren und die zugrunde gelegten Kriterien kann man durchaus streiten. Ein Forschungszentrum aber „verwehrt“ niemandem den Zugang zu den Akten.

Bei aller Sympathie für die Ziele des UHV – die Verve, mit der einerseits die moralische Geste vorgetragen und andererseits die beamtete Stelle eingeklagt wird, verärgert. Politische Opposition kann vielleicht

von Parteien mit Stellen honoriert werden. Heute kann man bei uns damit auch Minister werden, wenn die Opposition früher nicht zu kraß war. Einen wissenschaftlichen Stellenanspruch kann man damit nicht begründen. Wie sagte Jens Reich nach der Volkskammerwahl 1990, als er gefragt wurde, ob er enttäuscht sei, daß die Bürgerbewegungen verloren hätten: „Nein“, antwortete er, „sie seien vorher eine Minderheit gewesen, und warum sollte sich das jetzt ändern?“

Nach der Lektüre ergibt sich ein widersprüchliches Bild des UHV. Berechtigt ist sein Ziel, eine kritische Auseinandersetzung über die Rolle der Geschichtswissenschaft und über das Verhalten der Historiker weiterzuführen. Doch irritiert dabei der inquisitorische Gestus, mit dem fachliche Kritik und fachpolitische Absicht verbunden werden. So wichtig eine Auseinandersetzung um die Vergangenheit der Geschichtswissenschaft in der DDR ist – sie kann heute nur noch als wissenschaftliche Auseinandersetzung geführt werden. Viel an biographischen Einschnitten, an Behinderungen, an Brüchen wird dabei von den Beteiligten vorgebracht werden. Immer wieder wird es dabei Fragen nach der individuellen Schuld und Verantwortung geben, die meist nur im konkreten Einzelfall gestellt und wohl eher viel seltener gelöst werden können.

In diesem Zusammenhang ist es auch bezeichnend, daß hier eine sehr deutsche Diskussion stattfindet. Es gibt keinen Vergleich mit anderen osteuropäischen Ländern, wo sich die Frage nach Erneuerung der Wissenschaft, nach der Glaubwürdigkeit der Wissenschaftler unter ganz anderen Bedingungen stellt. Sei es in Polen, wo spätestens in den achtziger Jahren die Lösung des ganz überwiegenden Teils der Intelligenz von der Partei erfolgte und die einzelnen durch ihr Verhalten in der Solidarnosc-Bewegung ihre individuelle Entscheidung über Anpassung und Widerstand trafen. Oder sei es in Rußland, wo zwar die Sowjetunion zerfallen ist, keineswegs aber die akademische Nomenklatura oder die restriktive Handhabung des Aktenzugangs verändert wurde.¹¹ Das heißt nicht, daß die Diskussion über die Vergangenheit in der neuen Bundesrepublik ausreichend geführt wird. Aber der etwa vom UHV angestrebte Austausch von Führungspositionen in der Historikerzunft der ehemaligen DDR ist durch die Intervention der westdeutschen Fachgremien mit Evaluierung, Abwicklung und Neubesetzung in einer Gründlichkeit vorgenommen worden, wie es durch eine interne Erneuerung nicht umfassender hätte geschehen können. Das hat positive, aber auch negative Auswirkungen. Obsolet ist es deshalb, heute zu unterstellen, wie es in der Kritik am Potsdamer Forschungszentrum geschieht, daß es eine schützende Intervention westlicher Historiker zugunsten ehemaliger Etablierter gäbe. Das ist Humbug

– oder gezielte politische Insinuation.

Dem UHV ist daher vorzuwerfen, daß er in plakative und ideologisch geformte einfache Erklärungsmuster verfällt, wenn er die Lage der Geschichtswissenschaft in den neuen Ländern darstellt. Statt einer Debatte über die Vergangenheit wird so eine Verfestigung der tradierten Wahrnehmungs- und Deutungsmuster befördert. Die DDR war auch eine Gesellschaft der feinen Unterschiede, in der es sehr genau darauf ankam, nicht nur die „offiziellen“ Wahrheiten zu kennen, sondern auch die „eigentliche“ Bedeutung. Diese Differenziertheit, diese Kunst der Zwischentöne, der Grauzonen ist in diesem Band bei den Mitgliedern des UHV nicht mehr zu finden. Es ist damit eine vertane Chance der Kritik. Wirklichkeit ist immer widersprüchlich, nur Ideologie ist eindeutig.

- 1 R. Eckert/I. S. Kowalczyk/I. Stark (Hrsg.), *Hure oder Muse? Klio in der DDR. Dokumente und Materialien des Unabhängigen Historiker-Verbandes*, Berlin 1994.
- 2 „Die integren Kräfte sind weitgehend im UHV versammelt und haben die moralische Kompetenz, nach den Jahrzehnten der Hofgeschichtsschreibung das richtige Bild der DDR – so wie es eigentlich gewesen ist – zu schreiben.“ (S. 438).
- 3 Vgl. etwa auch die verfehlte Kritik an der Sombartbiographie von Friedrich Langer; K. Sontheimer, *Wider die Leisetreterei der Historiker*, in: *Die Zeit* v. 4.11.1994; F. Langer, *Wider die falschen Eindeutigkeiten*, in: ebenda v. 25.11.1994.
- 4 Manchmal wird es sogar explizit formuliert, hier zum Beispiel von Stefan Wolle: „Man kann nicht Zeitgeschichte treiben jenseits der politischen Fronten. Selbst wenn man es wollte, es würde nicht funktionieren.“ (S. 432).
- 5 J. Burckhardt, *Briefe*, Bd. 5, hrsg. v. M. Burckhardt, Basel 1963, S. 75f.
- 6 A. Mitter/S. Wolle, *Untergang auf Raten. Unbekannte Artikel der DDR-Geschichte*, München 1993; dazu M. Fulbrook, *Politik, Wissenschaft und Moral: zur neueren Geschichte der DDR*, erscheint in: *Geschichte und Gesellschaft*, 1995.
- 7 *Ende einer Selbstzerstörung. Leipzig und die Revolution in der DDR*, Göttingen 1993.
- 8 Das unbestritten pure Ideologie widerspiegelt.
- 9 *Die Untergegangenen und Geretteten*, München 1993, S. 33.
- 10 Noch einmal ein Rückgriff auf die Rezensionen des Zwahr-Buches. 1989 hätte Zwahr die Chance gegeben, „sich als Zeithistoriker zu bewähren“ (S. 252). Die Zeiten sind vorbei, in denen Historikern Aufträge zugewiesen wurden von Partei- oder Leistungsgremien. Und gerade Zwahr hat auch vor 1989 die hochgradige Spezialisierung nicht beachtet wie sonst kaum noch jemand in der DDR.
- 11 Zum Vergleich: Eindrucksvoll sowohl der Bericht eines Mediävisten über seine – erfolgreiche – Suche nach intellektuellen Freiräumen im Wissenschaftsbetrieb, trotz rigider Beeinflussungsversuche (A. Gurevich, *Why am I not a Byzantinist?* in: *Dumbarton Oaks Papers* 64 [1992], 89-96), als auch die Schilderungen der Schwierigkeiten, die ein Mitglied der russischen Gruppe „Memorial“ bei der Quellensuche erfuhr (S. Kotkin, *Terror, Rehabilitation, and Historical Memory: An Interview with Dimitri Iurasov*, in: *The Russian Review* 51 [1992], 238-62).

Mitteilungen und Berichte

„War das auch falsch?“ Tagung über „Biographie und Wende II – Brüche in der Biograp- hie“ am 9./10. Dezember 1994 in Leipzig

Eine Szene am Rande illustriert die kommunikativen Probleme deutsch-deutscher Biographieforschung: Ein Westberliner Sozialwissenschaftler präsentiert Ergebnisse eines biographischen Forschungsprojektes und referiert dabei Stationen einer ost-deutschen Biographie: „... danach arbeitet Herr K. in der örtlichen Maschinenausgleichsstation...“ – Gemurmel im Publikum, Nachfragen an den Referenten: „*Maschinenausgleichsstationen*“? – Schließlich wird das Mißverständnis aufgeklärt, es muß „*Maschinenausleihstation*“ heißen, der Redner korrigiert das Manuskript und fährt fort. Als er berichtete, daß Herr K. von der Partei auf eine Qualifizierung geschickt und später Direktor der Bezirkskulturakademie wird, lacht die ost-deutsche Moderatorin im Podium vor sich hin, so daß der Redner unterbricht und nachfragt: „Sie lachen? War das *auch* falsch?“ – Nein, sie lachte, weil diese Karriereform so idealtypisch ist und sie Muster

aus dem Bekanntenkreis wiedererkannte. – Es war nicht *falsch*.

Wie schon die erste Tagung vom Dezember 1991 in Leipzig, wurde auch die Folgekonferenz von der Leipziger Forschungsstelle des Kulturwissenschaftlichen Institut Nordrhein-Westfalen organisiert und getragen.

„Biographie und Wende II – Brüche in der Biographie“ sollte, wie *Cordula Günther* als Veranstalterin ausführte, nicht eine bloße Fortsetzung der Vorgängerkonferenz sein, sondern eher auf methodische Probleme orientieren und die sozialwissenschaftliche Forschung biographischer Brüche im allgemeinen – und nicht nur bezogen auf die 1989er Wende – untersuchen. Die Organisatorin hatte die Veranstaltung interdisziplinär ausgelegt und Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus Ethnologie, Germanistik, Geschichtswissenschaft, Kulturwissenschaft, Philosophie, Psychologie und Soziologie eingeladen. Das Angebot einer expliziten methodologischen Diskussion, das der Ablaufplan bot, wurde jedoch von den Teilnehmerinnen und Teilnehmern nicht angenommen. Die am ersten Abend von einem Ostwissenschaftler provokativ formu-

lierte Metapher von der „Zoo-Forschung“, die westdeutsche Sozialwissenschaft in bezug auf Ostdeutschland treiben würde, schlug zwar – wie noch zu lesen sein wird – gehörigen Krach, aber letztendlich gelangte diese Auseinandersetzung auch nicht auf eine methodologische Ebene. So wurde auf der Konferenz im wesentlichen neues empirisches Material präsentiert und kommentiert. An zwei Tagen waren 24 Beiträge in neun thematischen Blöcken zu hören, dazwischen gab es Raum zur Diskussion. Es war ein vollgepacktes, ambitioniertes Programm, vielleicht jedoch wäre weniger hier mehr gewesen.

Theoretisches Surplus der Veranstaltung war, daß sich über die Rekonstruktion biographischer Brüche von Ostdeutschen aus verschiedenen Generationen und Milieus eine differenzierte Besichtigung und Bewertung der DDR-Gesellschaft und ihres Ab- und Um-Bruchs ergab. Die Analyse biographischer Verläufe wurde in verschiedenen fokussierten Blöcken vorgenommen – sowohl unter dem Fokus der drei Generationen, die die ostdeutsche Gesellschaft prägten, wie auch unter dem der verschiedenen kulturellen und sozialen Gruppen, Milieus, Geschlechter und sexuellen Orientierungen. Das waren verschiedene Blickrichtungen auf den gleichen Gegenstand, die im Verlauf der Tagung zu interferieren begannen.

Im Block „Die Aufbaugene-

ration“ entwarf *Petra Gruner* (Berlin) das Bild einer relativ homogenen Gruppe von etwa vierzig- bis fünfzigtausend Menschen, die zwischen 1919 bis 1929 geboren wurden, nach 1945 in der SBZ das Schulwesen – im wörtlichen Sinne – mit aufgebaut haben und in den achtziger Jahren in Rente gegangen sind. Gemeinsam seien den Menschen dieser Gruppe nicht nur das Neulehrer-Erlebnis in der SBZ, sondern schon „extrem krisenhafte Sozialisationsverläufe (Inflation, Abstieg aus der Mittelschicht, extreme Bedrohlichkeitserfahrungen und Verschlechterung der Bildungschancen)“. Der Aufbau eines reformierten Schulsystems in der SBZ bzw. DDR war für die Neulehrerinnen und Neulehrer in vielerlei Hinsicht eine Chance und ein Feld der Identifikation: Sie sahen hier eine Möglichkeit, sich für eine sozial gerechtere als die in ihrer Kindheit erlebte Gesellschaft zu engagieren. Sie konnten eine – im Vergleich zum westdeutschen Schulsystem vor 1968 – modernere Schule aufbauen und an Aufstiegschancen und sozialer Sicherheit teilhaben. Zum anderen hatten sie die Gewißheit, sich für ein System zu engagieren, das nicht noch einmal Faschismus und Krieg hervorbringen würde.

Dennoch seien viele Menschen dieser Gruppe „von ausgeprägten Ohnmachtsgefühlen gegenüber den jeweils Herrschenden“ erfüllt gewesen. Politik sei von den Men-

schen dieser Gruppe bis 1945 nur als „krisenschaffendes Element“ in der Gesellschaft erlebt worden. Die Ideologisierung in der DDR erschie-
ne den Neulehrerinnen und Neu-
lehrern mit Blick auf die politischen
und sozialen Sicherheiten als an-
nehmbar. Auch der Mauerbau 1961
sei von den Mitgliedern dieser Grup-
pe als Maßnahme zur Beseitigung
der Kriegsgefahr und als Chance für
positive ökonomische Effekte ak-
zeptiert worden.

Während die Gruppe der Neu-
lehrerinnen und Neulehrer im offi-
ziellen gesellschaftlichen Selbstver-
ständnis der DDR als mythische
'Gründungszeugen', als 'Pioniere'
galten – das spiegelt sich auch in der
Literatur und im Fernsehen der DDR
wider –, war die Gruppe, die *Mein-
hard Stark* (Berlin) beschrieb, eine
tabuisierte Gruppe, über deren Exi-
stenz in der DDR wenig bekannt
wurde. *Stark* vollzog Biographien
von Frauen nach, die in den dreißiger
Jahren als Zwanzig- bis Dreißigjäh-
rige in die SU emigrierten, während
der Säuberungen und des Krieges in
die Gulags kamen und Ende der
fünfziger/Anfang der sechziger Jah-
re als alternde Frauen in die DDR
zurückkehrten. Er beschrieb die
letztlich mißlungene Integration die-
ser Gruppe in der ostdeutschen Ge-
sellschaft. Von der Bevölkerung
wurden sie „als Russen beschimpft“,
und auf intakte Familien konnten
die Frauen, die oft die einzig Über-
lebenden waren, auch nicht zurück-

greifen. Im Unterschied zu den
Emigrantinnen und Emigranten aus
dem intellektuellen Milieu, die ei-
gene Zirkel aufrechterhalten und
sich um eigene, teils dissidente Vi-
sionen geschart haben, seien die
proletarischen Emigrantinnen und
ehemaligen Gulag-Häftlinge verein-
zelt geblieben, was durch den unter-
drückten öffentlichen Diskurs um
die sowjetischen Säuberungen und
Inhaftierungen noch verstärkt wur-
de. Die Repatriierung der Emigran-
tinnen, insbesondere ihre soziale
Absicherung, war unmittelbar an
den Apparat und die Mitgliedschaft
der SED gebunden. Rehabilitation
und Versorgung als anerkannte
„Kämpfer gegen den Faschismus“
(im Unterschied zum geringer do-
tierten „Opfer des Faschismus“) war,
nur über „Reaktivierung der
Parteimitgliedschaft/Eintritt in die
SED“ zu erlangen. Die Aufnahme
in die SED erfolgte ohne das übli-
che parteiöffentliche Verfahren,
ohne Kandidatenzeit und Bürgen.
Auf die Erklärung, daß sie „kein
tatsächliches Verbrechen gegen die
SU“ begangen haben, wäre formlos
der Aufnahmebeschluß durch die
Kreisleitung der SED gefolgt. Sech-
zehn der von *Stark* Interviewten
waren Kommunistinnen, acht von
ihnen sind wieder in die SED ge-
gangen. „Die SED war die einzige
Bekannte.“ Aber sie wurde keine
Heimat. Von den Jungfunktionären
der Aufbaugeneration wurden die
Frauen als „Risikofaktoren“ ange-

sehen, und in den Parteigruppen schlugen die Versuche, die Zeit der Verbannung zu thematisieren, immer wieder fehl und erzeugten neues Mißtrauen. Die Emigrantinnen paßten auch dort nicht 'ins Bild' und wirkten als personifizierter Widerspruch zum parteiinternen Selbstverständnis von Tradition und Gegenwart „bedrückend“.

Noch extremer zeigten sich die biographischen Brucherfahrungen durch Faschismus, kommunistischen Gegenapparat und die Auseinandersetzungen des Kalten Krieges bei einer Einzelbiographie, die *Michael Herms* (Berlin) vorstellte: der Fall Heinz Lippmann. Als „Halbjuden“ erlebte er die Enteignung seiner wohlhabenden Familie, den Verweis vom Gymnasium und den Verlust bürgerlicher Freiheiten, er überlebte als einziges Familienmitglied das Vernichtungslager Auschwitz und das KZ Buchenwald wo er „seine Reinkarnation durch die kommunistische Solidarität“ erlebte und „glühender Jungkommunist“ wurde. Ab 1949 baute Lippmann als deren Erster Sekretär die in Westdeutschland illegale FDJ auf. Von der westdeutschen KPD-Führung wurde er für die Verhaftung von 800 demonstrierenden FDJlern verantwortlich gemacht und schließlich zum Zweiten Sekretär Ost, also dem Stellvertreter Erich Honeckers, degradiert. Dort geriet er in die Mühlen innerparteilicher Machtkämpfe und floh mit 300.000 West-

mark aus der FDJ-Kasse in den Westen. Nach Lippmann wurde nun sowohl von den westdeutschen wie von den ostdeutschen Behörden gefahndet. Vom Verfassungsschutz wurde er später mit einer legalen Identität ausgestattet. Jahrelang hatte er Kontakt zu drei weiteren Geheimdiensten, aber nie eine bürgerliche Existenz. Erst 1973 erhielt er seine erste Festanstellung am Gesamtdeutschen Institut.

Die auf dieser Tagung analysierten Biographien der ostdeutschen Aufbaugeneration machen zum wiederholten Male deutlich, daß die individuellen Lebensentscheidungen und Arrangements nur aus ihrer Zeit heraus zu verstehen sind. Sie sind Resultat von Prozessen und Konstellationen, die sich im Deutschland der zwanziger und dreißiger Jahre vollzogen, und von diesen getrennt nicht adäquat interpretierbar.

Diese Einsicht wurde auch durch den nächsten Themenblock unterstrichen, der die Generation der Nachkriegskinder beleuchtete. Das generationenbildende Ereignis bzw. die generationenbildende Lage gibt es hier doppelt – am Anfang und am Ende des Lebens. Für die Generation der ostdeutschen Nachkriegskinder, also die zwischen 1931 und 1945 Geborenen, fällt nicht nur der Anfang der DDR auch mit dem Anfang ihres Berufslebens zusammen, sondern auch das Ende der DDR mit dem Ende ihres Arbeitsle-

bens. Nach dem Beitritt der DDR und der wirtschaftlichen Transformation sind die meisten dieser Generation Ausgegrenzte, Abgewikelte bzw. im Vorruhestand. *Eva-Maria Badstübner-Peters* (Berlin), stellte in ihrem Beitrag fest, daß die Gruppe der ostdeutschen Nachkriegskinder zwar auch keine homogene Gruppe bildet, aber im Vergleich zu anderen Generationen in dieser die Klassen- und Milieuunterschiede geringer sind. Vereinende und prägende Erfahrungen der Kriegskinder seien überdurchschnittliche Fremdbestimmung, Diskontinuität und Desorganisation. „Erfahrungseinbrüche“ und „Erfahrungsschübe“ bildeten hier die Katastrophen zu Kriegsende, insbesondere Flucht und Aussiedlung, was die Kinder ständig in neue Räume und soziale Beziehungen verschieben hätte; langfristige Trennungen von den Eltern verursachten oft eine „fatale Wurzellosigkeit“, an der viele Resozialisierungsversuche in den vierziger und fünfziger Jahren“ erfolglos vorbeigegangen wären. Besondere Problemgruppen bildeten hierbei die in den frühen dreißiger Jahren Geborenen und die Waisenkinder. In Ostdeutschland sei den Mädchen und Jungen dieser Generation besondere Aufmerksamkeit geschenkt worden, es hätte sich eine regelrechte „Kinderschutzkultur“ entwickelt, die jedoch die Fürsorge auch mit Entmündigung verbunden hätte.

Viele Kinder lebten in Heimen und mußten sehr früh lernen, sich in großen Kindergruppen zu behaupten. In der anhaltenden „Wurzellosigkeit“ der Kriegskinder liege auch ein Grund dafür, daß ein hoher Anteil der Männer aus dieser Generation kriminelle Karrieren einschlug bzw. wegen Streiks und politischer Proteste behördlich registriert wurde. Darüber hinaus waren über die Hälfte der in den Westen flüchtenden Ostdeutschen junge Männer aus dieser Generation. Trotz dieser komplizierten Sozialisierungserfahrungen schrieb *Badstübner-Peters* dieser Gruppe große Anpassungsfähigkeit, Bescheidenheit, Fleiß, Leistungsbereitschaft, Zähigkeit und Improvisationsfähigkeit als typische Eigenschaften zu. *Petra Clemens* (Berlin) widmete sich in ihrem Beitrag speziell den Frauen dieser Generation. Sie untersuchte die Botschaften, die Textilarbeiterinnen aus der Niederlausitz ihren Töchtern direkt und indirekt vermittelten. Die Mütter hätten ihren Töchtern geraten, einen Beruf zu erlernen und weibliche Autonomie und Emanzipation fortzusetzen, jedoch Maschinenarbeit in der Fabrik zu vermeiden. Außerdem wären Prinzipien gleichberechtigter, gewaltfreier und natürlicher Umgangsformen in der Familie weitergegeben worden. *Heiko Lehmann* (Berlin) widmete sich in seinem Beitrag einem besonderen Problem der ostdeutschen Kriegskindergeneration, nämlich

der Spezifik des Vorruhestandes im Beitrittsgebiet, von der die ehemaligen Kriegskinder in Ostdeutschland nun fast alle betroffen sind. Während in Westdeutschland der Vorruhestand eine Normalität und ein lang geplanter Schritt hin zur wohlverdienten Rente sei, etwas, was auf einem zwischen den Generationen ausgehandelten und also beiderseits akzeptierten Konsens beruhe, sei er im Beitrittsgebiet eher das Gegenteil. Hier wirke der Vorruhestand als ein plötzlicher und unfreiwilliger Ausschluß aus der Erwerbsarbeit und damit zugleich als ein Ausschluß von der gesellschaftlichen Umstrukturierung nach dem Beitritt. „Ihre Erfahrungen werden entwertet.“ Und das doppelt: In die Umstrukturierung der Neuen Bundesländer fließen sie nicht mehr ein, und im Rückblick werden sie stigmatisiert und als gescheitert dargestellt. „Die Vorruheständler blicken auf eine offen gebliebene Biographie zurück, ohne daß ihnen ein Umgang damit im Arbeitsalltag möglich wäre. Die Betriebe und Institutionen sind aufgelöst, Erinnerung wird als Nostalgie stigmatisiert. Sie können nichts mehr erwarten, und von ihnen wird auch nichts erwartet. ... Sie sind älter als sie selbst.“

Beim Themenblock „Generation der Enkel“ sei, wie in der Diskussion festgestellt wurde, das generationenbildende Ereignis nicht mehr so klar wie bei den vorange-

gangenen Gruppen zu umreißen. *Felix Mühlberg* (Berlin) zeichnete die Werte, Geschmacks- und Lebensstilweitergabe auf einen in den sechziger Jahren geborenen Arbeiter nach, *Dieter Geulen* (Berlin) die Entwicklungsphasen der um 1950 geborenen ostdeutschen Intelligenzler. *Grit Lemke* (Leipzig) zog die Wandlungen des Ehren-Kanons dreier deutscher Generationen von Wandergesellen nach.

Der vierte Themenkomplex widmete sich deutsch-deutschen Vergleichen in der Biographieforschung. *Heidi Behrens-Cobet* (Essen) berichtete von „geteilten Erfahrungen“, einem deutsch-deutschen Dialogprojekt. Sie diagnostizierte hier eine gewisse Unausgeglichenheit. Brüche würden zur Zeit vor allem in ostdeutschen Biographien erwartet, die „Erzähllust“ sei auch bei den Ostdeutschen viel ausgeprägter – mit einer Ausnahme: Komme die Sprache auf die Zeit um 1968, dann mache sich auch bei Westdeutschen ein stärkeres Mitteilungsbedürfnis bemerkbar.

Einen neuen Ansatz in der Biographieforschung stellte *Thomas Ahbe* (Leipzig) mit einem Projekt der „*Kollektiven-Autobiographie-Forschung*“ vor. Eine interdisziplinär zusammengesetzte Gruppe von Leipziger und Hannoveraner Sozialwissenschaftlerinnen und -wissenschaftlern versucht den Einfluß der ost- und westdeutschen Ideologien, Kulturen und Sozialisationsinstan-

zen auf die individuelle Politisierung der Subjekte zu beschreiben. *Ahbe* stellte hier die Methode und erste Teilergebnisse vor. Das Material der Gruppe sind autobiographische Texte über die Politisierungsgeschichte. Obwohl Autobiographien immer als Inszenierungen anzusehen seien, blieben sie dennoch „real und keine beliebige Erfindung“. Da biographische Texte immer so gebaut seien, wie sich das Subjekt in die Wirklichkeit einbaut, liefere die strukturelle und hermeneutische Analyse der Autobiographien Einblicke in frühere Anforderungs- und Bedeutungsstrukturen. Der Referent strich weiterhin heraus, daß bei diesem Ansatz deutsch-deutscher Biographieforschung einige der gegenwärtigen methodischen Verkürzungen aufgehoben sind. Im genannten Projekt sei von vornherein die übliche Trennung zwischen forschenden Subjekten und dem beforschten Objekt aufgehoben. Die spezifische Sozialisation und ideologische Färbung der Forschenden würde in die Arbeit bewußt mit einbezogen. Das verhindere, daß die jeweilige kulturelle und ideologische Färbung der Forschenden „unreflektiert und methodisch unkontrolliert die interkulturelle Forschung verzerrt“. So sei schon aus methodischen Gründen für die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler eine „Entselbstverständlichung der eigenen kulturellen Muster“ notwendig –

genau das, was der westlichen Ostforschung fehle. *Ahbe* stellte die These auf, daß ein großer Teil westdeutscher Forschungen über die DDR und Ostdeutschland „an fatalen methodischen Verkürzungen leide“, indem u.a. „westliche Sozialisationsmuster wie auch sozialwissenschaftliche Instrumentarien zu einer methodisch nicht mehr hinterfragbaren Selbstverständlichkeit und Meßlatte“ für die ostdeutsche Kultur gemacht würden. Die ostdeutsche Kultur könne so nur als eine „defizitäre westdeutsche“, aber nicht als „eine andere Qualität“ erscheinen. Operanden und Begriffe, die bei der Erforschung der westlichen Gesellschaft entwickelt wurden und nun unreflektiert auf die erst noch zu erforschende ostdeutsche Gesellschaft angewendet würden, erbrächten keine Ergebnisse sondern nur Projektionen. Als *Ahbe* diese Tendenz der Erforschung der DDR bzw. der ostdeutschen Gesellschaft provokativ als „Zoo-Forschung“ pointierte, entspann sich eine hitzige Diskussion zwischen westdeutschen und ostdeutschen Teilnehmerinnen und Teilnehmern. *Ina Merkel* (Berlin) wies darauf hin, daß die heute – von west- und ostdeutschen – Forschenden benutzten Operanden wie bspw. „Karriereorientiertheit“ oder der gebräuchliche Modernisierungs-Begriff implizite bereits Ergebnisse setzen, wo eigentlich noch Ergebnisse zu erheben seien. Dieser Umstand sei auch

eine Folge der unausgeglichene Definitions- und Deutungsmacht in der deutsch-deutschen Sozialforschung. Leider verharrte diese Kontroverse jedoch eher in einer Befindlichkeits-Diskussion und gelangte nicht auf eine methodologische Ebene. Hier brach etwas auf, was sonst von beiden Seiten wohl üblicherweise unter der Decke der Formalien im Wissenschaftsbetrieb gehalten wurde.

Zwei Präsentationen gab es in der den ersten Tag abschließenden Abendveranstaltung. *Andreas Ludwig* (Berlin/Eisenhüttenstadt) stellte das im Aufbau befindliche „Museum für Alltagskultur der DDR“ vor, *Thomas Neumann* (Hamburg/Lüdenscheid) einen Film über Anpassung und Dissidenz an einem ostdeutschen Gymnasium.

Am zweiten Tag wurden biographische Entwicklungen zunächst unter dem Fokus „Geschlechter“ reflektiert. Einen eher literarischen Zugriff auf die spezifisch ostdeutsche Konstruktion von Männlichkeit versuchte *Katrin Rohnstock* (Berlin) mit ihrem Bild von Männern, die zu der oben beschriebenen Kriegskindergeneration gehören. „Was hat der Sozialismus aus den Männern gemacht? Die Frauen stehen mit eingehenkelten Armen neben ihnen und sagen: »Wir sind gleichberechtigt. Wir lieben unsere Männer, sie unterstützen uns. Geschlechterkonflikt oder gar Geschlechterkampf – was soll das

sein?« Mangel es den Frauen nur am nötigen Diskriminierungsbewußtsein oder hat diese Innigkeit auch mit der Qualität der Männer zu tun?“ *Rohnstock* nahm Passagen westdeutscher Autoren über ihre ostdeutschen Geschlechtsgenossen auf – „die Männer sind bequem, dicklich und stehen unter dem Pantoffel. Der Pantoffelheld, der in seiner Komfort-Dreiraumwohnung sitzt und sich in keiner Weise selbst verwirklicht, gemütlich, behäbig und dumm seinen Alltag lebt ... und mit 'nem Bierbauch patriarchal durch die Gegend läuft. ... Eine Type, wie es sie im Westen schon lange nicht mehr gibt.“ Diese westdeutschen Klischees über die 'richtige' Art der Männlichkeit nahm die Referentin zum Ausgangspunkt ihrer Überlegungen und konstruiert eine typische Biographie eines solchen „Bierbauch-Mannes“. Das ergab eine dichte Beschreibung der sozialismustypischen Konstruktion von Männlichkeit und Weiblichkeit, die auch als ergänzende Erklärung für Anpassungsprobleme bzw. das plötzliche Verschwinden ostdeutscher Männer der Kriegskindergeneration genommen werden könnte. Indirekt wurde das auch von *Kristine Kulke* (Berlin) bestätigt, die vorschlug, anstatt pejorativ von der „Doppelbelastung“ der ostdeutschen Frauen von einer „doppelten Vergesellschaftung“ zu sprechen, also von einer Balance, die die produktive Interferenz des beruflichen

und familiären Lebensbereiches besser erfassen könne.

Im zweiten thematischen Block „Milieu: Kulturelle und soziale Gruppen“ fiel vor allem der Beitrag von *Michael Y. Bodemann* (Toronto/Berlin), auf. Er untersuchte die Reproduktionsbedingungen der DDR-Elite und verglich seine Ergebnisse mit dem Elite-Begriff, wie er auf bürgerliche Gesellschaften Anwendung findet. Er führte aus, daß innerhalb der DDR-Nomenklatura keine Freundschaften bestanden hätten, selbst die Beziehungen von ehemaligen Kampfgefährten und langjährigen Duz-Freunden, die sich im Apparat täglich sahen, seien „außerordentlich formell“ gewesen, private Kontakte habe es über die Dienstzeit hinaus nicht gegeben. Neben der horizontalen hätte auch die vertikale Vernetzung gefehlt. Desintegriert hätte die Funktionselite in den Plattenbauten der Arbeiter mit in ähnlich kleinbürgerlich bis mittelständischem Stil eingerichteten Wohnungen gelebt. Die Partnerinnen und Partner, die Eltern und Kinder wären demzufolge auch nicht in das nichtexistierende Elitemilieu hineingezogen worden, ihre Berufe seien Autoschlosser, Drucker und Physiotherapeuten gewesen, die Kinder hätten in eigenen Netzwerken gelebt. Das idealtypische Elitemilieu dagegen, so *Bodemann*, sei im Gegenteil von einer dichten horizontalen und vertikalen Vernetzung gekennzeich-

net, Eltern, Kinder und Freunde würden in das Milieu „hineingezogen“ wo, „gemeinsam, abgehoben von anderen öffentlich und demonstrativ ein luxuriöser Lebensstil gepflegt“ würde. Demgegenüber seien die tatsächlichen Privilegien der Funktionselite in der DDR (Ferienkomplexe auf Rügen, Regierungskrankenhaus, Dienstreisen und -wagen) eher kümmerlich und stünden in keinem Verhältnis zu der empörten medialen Kampagne in der Wende-Zeit 1989/90. Eben weil die DDR-Funktionselite, so seine Schlußfolgerung, kein sich selbst reproduzierendes exklusives elitäres Milieu geschaffen hätte, hätte die Nomenklatura keine Potenzen zur Verfügung gehabt, um ihr Verschwinden nach der politischen Wende zu verhindern. Ob nun die Funktionsträger oder Prominente und Intellektuelle als Elite der DDR anzusehen seien, und wenn nicht, wer dann, blieb in der folgenden Diskussion offen.

Innenansichten ostdeutscher Dissidenz und Anpassung vor und nach der Wende zeigten auch *Bernd Lindner* (Leipzig) und *Irene Zierke* (Potsdam). Letztere vollzog an einem Beispiel die widersprüchlichen Effekte der intendierten Traditionsweitergabe zur Kinder-Generation nach. Sie schilderte die Biographie einer 1923 geborenen Frau bäuerlicher Herkunft. Als ehemalige BdM-Funktionärin sei sie 1945 verhaftet worden und in der Folgezeit ihres

Hofes und aller familiären Bindungen verlustig gegangen. Erst 1955 hätte sie wieder im bürgerlichen Leben Tritt gefaßt, hätte in eine Großstadt geheiratet und wäre Mutter dreier Kinder geworden. Aus ihrer Zeit beim BdM und ihrer für sie unerklärlichen und unaufgearbeiteten Bestrafung hätte sie den Schluß gezogen, sich von nun an von Politik und deren Organisationen fernzuhalten. Ihr ganzer Lebensinhalt sei ihre neue Familie und die Arbeit in der Kirche gewesen. Das hätte sie auch ihren Kindern vermitteln wollen. Aber gerade *weil* die Mutter ihren Kindern unbedingt politische Verstrickungen ersparen und sie von Politik fernhalten wollte, verstrickten sich die Kinder in der DDR in die Politik. Sie hätten sich in evangelischen Zirkeln gesammelt, dort dissidente linke Visionen entwickelt und seien in den achtziger Jahren dann in eine gefährdete, weil nicht legitimierte Gruppe, hineingeraten.

Kontroversen gab es noch einmal anläßlich des Beitrags von *Erika M. Hoerning* (Berlin) über die moderne Intelligenz: Sie stellte die These auf, daß die Intellektuellen ihr „*kritisches Bewußtsein*“ eine. Ein ostdeutscher Wissenschaftler hielt dagegen, daß, bis auf wenige vereinzelte Ausnahmen, die Intellektuellen kein kritisches, sondern ein affirmatives Verhältnis zur Wirklichkeit haben, was mit ihren spezifischen Reproduktionsbedin-

gungen zusammenhänge. Typisch für die Intellektuellen sei also nicht ihr kritisches Bewußtsein, sondern der Mythos, die Selbsttäuschung, ein solches zu haben. Eine ostdeutsche Wissenschaftlerin fügte hinzu, daß es eben dieser Mythos des kritischen Bewußtseins sei, der westliche Intellektuelle den ostdeutschen deren Verstrickung und Ideologisierung vorwerfen ließe – was von westlicher Seite heftig bestritten wurde.

Die Konferenz „Biographie und Wende II – Brüche in der Biographie“ in Leipzig machte deutlich, daß nach vier Jahren ‘Nachwende-forschung’ einerseits eine erdrückende Menge interessanter empirischer Materials erhoben worden ist, dessen Theoretisierung aber noch in den Anfängen steckt. Der nächste Schritt dieses deutsch-deutschen interdisziplinären Forschungsprozesses über Biographien und (Um-) Brüche wäre demzufolge eine explizite Diskussion der Methoden und der begrifflichen Instrumentarien der Biographieforschung, der auch zu einem Austausch über die Grenzen der Fachdisziplinen führen müßte.

Thomas Ahbe

Buchbesprechungen

Anne Kathrin Brinker, Armenfürsorge als Sozialpolitik im frühmodernen dänischen Staat, Verlag Dr. R. Krämer, Hamburg 1994, 90 S. (= Beiträge zur deutschen und europäischen Geschichte, 11).

Die strukturellen Veränderungen, die am Beginn der frühen Neuzeit in Europa zu beobachten sind und in deren Gefolge auch Wachstum und Wandel der Armut, deren öffentliche Wahrnehmung und die Auseinandersetzung mit ihr konstatiert werden müssen, bilden die „EinstiegsEbene“ der Autorin in ihre Thematik.

Während sie Armutsursachen und ihre Erscheinungsbilder nur marginal behandelt, wird viel Mühe darauf verwandt, das Phänomen den sog. Modernisierungskonzepten zuzuordnen. Der Gewinn an Einsichten ist dabei gering. Als gewichtig indessen erweist sich die Betonung des relativ frühen Entstehens von „ersten Ansätzen einer modernen (öffentlichen) Sozialpolitik“ im dänischen Staat (S. 16). Für diese Erkenntnis liefert der knappe Einblick in die ökonomische, soziale und politische Struktur des Landes (1500 bis 1660) maßgebliche Basisinformationen.

Den Verlauf der (reformatorisch

orientierten) Umgestaltung der Armenfürsorge zeichnet *Brinker* idealtypisch weitgehend nach dem Konzept von Christian Sachße und Florian Tennstedt und offensichtlich in enger Anlehnung an normative Quellen, woraus einige methodische Probleme entstehen, die unbedingt hätten deutlicher gemacht werden müssen, denn es wird nicht immer sichtbar, ob eine dargelegte Sachlage real oder Ausfluß gesetzlicher Bestimmungen war.

Vergleicht man die dänische Wohlfahrtsentwicklung mit den Vorgängen im Reich, so fallen das Fehlen einer städtischen Phase, also einer „echten“ Kommunalisierung, und die intensive frühe Aktivität des Staates auf. Das sind wertvolle Beobachtungen, die in weiterführende komparative Analysen einbezogen werden müssen. Da der Staat materieller Gewinner der Auseinandersetzung mit der alten Kirche war, kamen ihm zwangsläufig auch die Aufgaben der Armenversorgung zu. Im Zusammenwirken mit dem Protestantismus – verstanden als Glauben, Kirchlichkeit und Kirchenpolitik – formte man folglich rasch entsprechende Disziplinierungsmechanismen, nicht zuletzt auch solche, die sich aus Zentralisierungsbestrebungen – z.B. der

Spitalkonzentration und der Einführung landesweit gültiger Bettelzeichen seit den dreißiger Jahren des 16. Jhs. – ergaben.

Wesentliche Entscheidungen zur staatlich-öffentlichen Kontrolle schrieb dann die Bettelordnung Friedrichs II. (1587) fest, mit der die Obrigkeit vor allem das Heimatprinzip durchzusetzen suchte. In ihrem Kontext standen auch die drakonischen Strafmaßnahmen gegen die „unwürdigen“ Bettler.

Freilich waren – wie anderswo – die gesetzlich fixierten Absichtserklärungen des Staates nur partiell durchsetzbar. Die Autorin führt dies auf den Widerspruch zwischen „zentralistisch“ verordneten Normen und der „traditionell-ständisch geprägten Privilegiengesellschaft“ (S. 65f.) zurück.

„Fallstudiencharakter“ haben die nachfolgenden Ausführungen über das Zucht- und Waisenhaus Kopenhagen, das 1605 unter Christian IV. entstand. Damit erreichten die Bemühungen um faktische Arbeitsbeschaffung und um Arbeitszwang ein institutionalisiertes Niveau. Das erscheint mir als logische Gedankenkette. Wenn *Brinker* aber meint, der fürstliche Staat habe ein „Bedürfnis“ gehabt, die Arbeitskraft der bettelnden Menschen „gesellschaftlich nutzbar zu machen“ (S. 58), so vermag ich ihr darin nicht zu folgen. Zumindest ist andernorts zu beobachten, daß der sich formende „moderne“ Staat mit den Zuchthäusern gegen den Ungehorsam der Bett-

ler auftritt und zugleich unter dem Einfluß der Kameralistik „wirtschaftspolitische“ Ziele verfolgt, die aus seinem wachsenden Finanzbedarf resultieren. Nur unter dieser Voraussetzung macht ja „Sozialdisziplinierung“ überhaupt Sinn. Daß solche Intentionen nicht oder nur im Ansatz zu verwirklichen waren, ist eine ganz andere Frage.

Der Einblick in die Normenwelt des Zucht- und Waisenhausalltages, der im 4. Kapitel in schöner Detailliertheit geboten wird, bereichert unsere Kenntnisse über diese Institutionen ungemein und sorgt außerdem für Vergleichsmöglichkeiten vor allem mit dem deutschen Sprachraum, wo reformatorische Strömungen ja ebenfalls in diese Prozesse hineinragten und eine erhebliche Rolle spielten.

Daß die Autorin mit ihrer Thematik einen wissenschaftlich bedeutsamen und zugleich brisanten, sozialpolitisch aktuellen Gegenstand aufgegriffen hat, soll ausdrücklich unterstrichen werden und verdient Anerkennung. Es ist keineswegs zu verhehlen: Ich habe die Abhandlung mit intellektuellem Vergnügen und mit Gewinn gelesen.

Helmut Bräuer

E. La Parra Lopez, La alianza de Godoy con los revolucionarios (España y Francia a fines del siglo XVIII), CSIC, Madrid 1992, 210 S.

Es ist schon befremdlich, daß ein Buch wie dieses eine Lücke schließt, ist es doch keineswegs selbstverständlich, wenn eine zentrale Persönlichkeit wie Godoy im Spanien Karls IV. bisher solch geringe Beachtung in der modernen Historiographie fand und die hier untersuchte Periode (vom Frieden von Basel im Juni 1795 bis zur Entlassung Godoys als Staatssekretär im März 1798) ein weitgehend unbeackertes Feld blieb.

In zehn verständlichen und präzisen Kapiteln präsentiert uns *La Parra* das Resultat seiner eingehenden Forschungen. Mit der Untersuchung Godoys als Regent und des politischen Einschnittes der überraschenden Allianz zwischen der spanischen Monarchie und der revolutionären Republik vertieft er sich in die inneren Spannungen der Herrschaft Karls IV. und in die Bedeutung der untersuchten Periode für den Auflösungsprozeß des Ancien Régime und der liberalen Revolution in Spanien.

Die nochmalige Untersuchung des Friedens von Basel (Kap. 1) – die eigentlich im zweiten Kapitel („Die Allianz der Monarchie mit der Republik“) abgeschlossen wird, wo die ökonomischen Interessen ins Spiel gebracht werden – und der Bezug auf die neue Situation der spanischen

Monarchie im internationalen Kräftegefüge (Kap. 3) stecken den Rahmen für die detaillierte Analyse der Dynamik und der Relevanz der behandelten Zeit ab. Hervorhebenswert ist, daß *La Parra* die Bedeutung dieser Jahre für die Veränderung in der Haltung der Spanier gegenüber dem revolutionären Frankreich nachweist (die schon im Thermidor beginnt) und das politische Umfeld skizziert, das die Bedingungen für eine noch nie dagewesene Verbreitung der neuen Ideen in Spanien – trotz der Sorge, die traditionellen Formen (Kap. 4) aufzuheben – erleichterte. Dabei war für *La Parra* sowohl die Präsenz der Franzosen in Spanien – eingeschlossen die der Emigranten –, als auch die besondere Wirksamkeit einzelner Persönlichkeiten sowie die Anerkennung der französischen Siege und die weite Verbreitung der Bücher des Nachbarlandes entscheidend. Es wäre wünschenswert gewesen, hätte der Autor direkter erklärt, inwieweit die Überzeugungen Godoys zu diesem Einstellungswandel beigetragen haben. Wäre es z.B. möglich, ihn einer der drei Richtungen zuzuordnen, in die der Autor alle jene einteilt, die in Frankreich ein Modell zur Nachahmung sahen: zu denen, die den jakobinischen Strömungen am nächsten standen, oder zu jenen, die nur die revolutionären *Exzesse* ablehnten – was bereits von einer „jansenistischen“ Reformbewegung oder von den Prinzipien der Säkularisierung (S. 55-57 und 171ff.) entfernt wäre –, oder soll-

te Godoy vielmehr als jemand angesehen werden, der einen vierten und eigenständigen Weg der Bewunderung für Frankreich einschlug? Jedenfalls umreißt *La Parra* die Parameter für eine globale Einschätzung: „Dieser Minister, der stets eine aufgeklärte Denkweise an den Tag legte und deshalb reformbereit war, zeigte sich bestrebt, dem günstigen Klima Folge zu leisten, um sich an der Macht und selbstverständlich in der königlichen Gunst zu behaupten.“ (S. 94)

Der Druck und der Einfluß Frankreichs auf Spanien sind nicht nur der Hauptschlüssel zur Erklärung der spanischen Außenpolitik – eine schon von vielen Autoren festgestellte Tatsache –, sondern vor allem der Innenpolitik – was bisher weder mit ausreichender Klarheit gesagt noch mit solchen überzeugenden Argumenten bewiesen wurde wie in dieser Arbeit (Kap. 5 und ff.). Und wenn darin eine der Grundlagen des Handelns von Godoy bestünde, wären darin auch seine Hauptschwäche und die Argumente und Beweggründe für die Opposition zu sehen. Ihr ist das 7. Kapitel gewidmet. Für den Autor gruppiert sich diese Opposition um die „aristokratische Partei“, die in die Verschwörungen der Periode verwickelt ist: in die Konspiration von Malaspina wie die von San Blas. Auch wenn *La Parra* die Notwendigkeit der Differenzierung innerhalb letzterer anerkennt, glaube ich, daß offensichtlich die republikanische Färbung übersehen wird, die sie annehmen konnte – nicht

nur in ihren Proklamationen, sondern auch bei ihren Wortführern wie Picornell (mit dem darauffolgenden Übergang in den keineswegs zu unterschätzenden amerikanischen Republikanismus und Independentismus). Diese war direkt nur als Referenz unmittelbaren politischen Gedächtnis wirksam.

Bevor der Autor die große und lang andauernde Opposition gegen Godoy behandelt, widmet er die eingehendsten Seiten seines Buches (Kap. 8 und fast die Hälfte von Kap. 9) der politischen und diplomatischen Bedeutung, für die eine Zeitlang seine einzige feste Stütze Cabarrús war. Doch Godoys Rückhalt wurde zu seiner Achillesferse: Der französische Druck und schließlich die Ernüchterung über das Direktorium – vor allem in bezug auf die portugiesische Frage – begünstigten seinen Sturz. Verständlicherweise fand dieser im Inneren eine vergleichbare Situation: Die Ernüchterung der reformbereiten Kräfte ging auf die aufgeklärten Kreise über, in denen jetzt sogar die Entlassung angestrebt worden war (Cabarrús eingeschlossen), ihr Vertrauen kam zum Erliegen, und dies alles zu einem Zeitpunkt, als – wenn gleich nur vorübergehend – auch María Luisa ihn aufgab (Kap. 9).

Das letzte Kapitel, obgleich weder Schlußfolgerung noch Bilanz, bietet eine exzellente Zusammenfassung der politisch-ideologischen Tragweite der behandelten Periode, ohne jedoch auf die Darlegung der notwen-

digen Zusammenhänge zu verzichten, die bis zu den Cortes von Cádiz reichen. Der Autor beherrscht dieses Gebiet, wie er es schon in früheren Arbeiten unter Beweis stellte und von dem aus er die wichtigsten Meinungsverschiedenheiten in der spanischen Gesellschaft erklärt: ideologische Divergenzen zwischen Erneuerern – aufgeklärten Absolutisten, Bewunderern des revolutionären Erbes, „Janse-nisten“ und Anhängern der Säkularisierung – und Reaktionären (Ultramontanen und Konservativen); sowie politische Divergenzen (bestimmt durch die Optionen auf eine Bündnispolitik mit Frankreich und England und durch die Fraktionen und Camarillas; die einen wie die anderen beeinflußt von einer populären Haltung, die sich in Treue zur Monarchie und Kritik an der Regierung ausdrückte). In diesem komplexen Panorama bestand einer der Hauptgründe der „politischen Abkehr“ von Godoy, die zugleich seine Rückkehr zur Macht begünstigten und seine zweite Periode als Regent erklärten.

Die Arbeit wird durch eine sachdienliche Chronologie, ein Quellenverzeichnis und eine Bibliographie sowie durch ein umfangreiches Personenregister vervollständigt. Man muß zur Veröffentlichung dieses exzellenten Buches gratulieren – es leistet einen Beitrag zu praktisch unbearbeiteten Fragestellungen und setzt zugleich in allen übrigen Fragen den Punkt auf das „i“. Eventuell wäre ein gewisser „Wunsch nach mehr“ zu

erheben. Die Anregung zu neuen Untersuchungen, die es gestatten würden, in nicht allzu ferner Zeit über ein „definitives“ biographisches Werk über Godoy zu verfügen, sei hiermit ausdrücklich formuliert. Sollte dieses Vorhaben unter den Projekten des Autors sein, wäre das eine gute Nachricht!

Lluís Roura
(Übersetzung Ulrike Moheit)

Andrea Hofmeister-Hunger, Pressepolitik und Staatsreform. Die Institutionalisierung staatlicher Öffentlichkeitsarbeit bei Karl August von Hardenberg (1792-1822), Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1994, 446 S. (= Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, Bd. 107)

Die Studie, 1991 von der Universität Göttingen als Dissertation angenommen, stellt den schon vorweg als gelungen einzuschätzenden Versuch dar, am Beispiel Hardenbergs jene „Epoche staats- und verfassungspolitischer Entwicklung“ zu beschreiben, „in deren Verlauf keine Regierung gegenüber der wachsenden publizistischen Diskussion einer kritischen und sich emanzipierenden Öffentlichkeit neutral bleiben konnte, eine Zeit, in der die ‚öffentliche Meinung‘ zu einem Faktor politischer Strategie ge-

worden war“. Dabei wurde am Anfang, so die Autorin, von den Herrschenden lediglich improvisiert. In den Jahren nach Gründung des Deutschen Bundes jedoch hatten sich „Institutionen zur Disziplinierung und Lenkung dieses Phänomens“ fest etabliert. Es waren Einrichtungen und Mechanismen entstanden, „auf die in der Folge keine Regierung als Herrschaftsinstrumente ihrer Gesamtpolitik verzichten konnte“ (S. 17).

Bereits im Titel ihres Buches erweitert *Hofmeister-Hunger* den gängigen Begriff der „Pressepolitik“ um den komplexeren Terminus der „Öffentlichkeitsarbeit“. Damit zielt sie nicht lediglich auf ein breiteres Medienspektrum, sondern auch auf ein Erkenntnisinteresse, „das sich weniger auf die bereits recht gut bekannten restriktiven und disziplinierenden Strategien der ‚negativen‘ Pressepolitik richtet, als daß es den Wahrnehmungsprozeß des Phänomens ‚Öffentlichkeit‘ auf seiten der Regierungen“ zu erfassen sucht (S. 18). Thematisiert werden also insbesondere jene Formen staatlicher Einwirkung auf die Publizistik, denen das Prädikat einer „positiven“, also einer aktiven und konstruktiven Pressepolitik zukommt.

Für dieses Unterfangen stellt das Wirken Karl August von Hardenbergs einen überaus lohnenden Untersuchungsgegenstand dar, zumal bislang keine wirklich komplexe Arbeit zu dessen Pressepolitik und Öffentlichkeitsarbeit vorliegt. Hatte Harden-

berg bereits in Hannover und in Braunschweig vielfältige Verwaltungs- und Politikerfahrungen gesammelt, eröffneten sich ihm nach seinem Übertritt in die Dienste der fränkischen Fürstentümer Ansbach und Bayreuth völlig neue Wirkungsmöglichkeiten. Hier erschienen erstmals die Konturen einer aktiven Pressepolitik, welche sich in modifizierter Weise in seiner Tätigkeit als preußischer Kabinettsminister und sodann als Staatskanzler fortsetzten.

Ein besonders markantes Profil und weitreichende Resultate kennzeichnen Hardenbergs diesbezügliches Wirken in den Befreiungskriegen und auf dem Wiener Kongreß. In dieser Zeit hatte sich die staatliche Öffentlichkeitsarbeit Preußens endgültig institutionalisiert. Nach dem Sieg über Napoleon befanden sich in fast allen deutschen Staaten „Publizistik und Pressepolitik im Aufwind“ (S. 251). „Im Gegensatz zu staatlichen Kontrollansprüchen wurde Pressefreiheit nun als legitimes Recht des Volkes gesehen, das seine Mündigkeit gegen den größten Unterdrücker der Meinungsfreiheit erkämpft habe.“ (S. 255) Dennoch lief die weitere Entwicklung nicht auf die von vielen Publizisten erhoffte Liberalisierung, sondern auf eine verschärfte Kontrolle der Presse hinaus. Den Rahmen setzte nunmehr das rigide preußische Zensurgesetz vom 18. Oktober 1819 auf der Basis der wenige Wochen zuvor erlassenen Karlsbader Beschlüsse. Auch der „aktive Impetus

der reformerischen Öffentlichkeitspolitik Hardenbergs“ sei in der Folge nahezu zum Erliegen gekommen (S. 409).

Obwohl mit Hardenberg eine zentrale Figur des politischen Lebens im Alten Reich bzw. im Deutschen Bund im Mittelpunkt der Untersuchung steht, bleibt die Autorin keineswegs im biographischen Ansatz stecken. Auf breiter Quellenbasis und unter Einbeziehung einer umfangreichen Forschungsliteratur werden vielmehr das Geflecht innen- und außenpolitischer Interessen im jeweiligen Wirkungsbereich Hardenbergs, die Grundtendenzen der Presse- und Zensurpolitik sowie seine Zusammenarbeit mit verschiedenen Journalisten und Schriftstellern, unter ihnen Wilhelm Ludwig Wekhrin, Karl Julius Lange und Karl August Varnhagen von Ense, einer subtilen Betrachtung unterzogen. Beleuchtet werden ferner die diversen publizistischen Unternehmungen, die Hardenberg initiierte bzw. nutzte, und seine preußischen Staatszeitungsprojekte, die letztlich in der „Allgemeinen Preußischen Staatszeitung“ mündeten.

Daß es bei einer so kompakten und informativen Studie kleinere Ungenauigkeiten oder Unschärfen gibt, ist kaum zu vermeiden, fällt aufs Ganze gesehen jedoch praktisch nicht ins Gewicht. So wird beispielsweise konstatiert, daß „die *Akteure* offiziöser Propaganda bis auf wenige Ausnahmen der Beamtenschicht entstammten, bzw. zu diesem Zweck in

ein finanzielles Abhängigkeitsverhältnis zum Staat traten“ (S. 78). „In der Publizistenszene dominierte immer noch der Typus des schreibenden Amtsträgers“ (S. 162), führt die Autorin später aus. Belegt wird dies mit relevantem Zahlenmaterial allerdings nicht. Ist zunächst von „einer wachsenden Leserschaft“ die Rede (S. 65), konstatiert *Hofmeister-Hunger* wenige Seiten später „eine noch nicht allzu zahlreiche Leserschaft“ (S. 68) für die diversen Journale. Nun sind beide Angaben zwar relativ und an sich durchaus miteinander verträglich, doch sie suggerieren zumindest unterschiedliche Tendenzen. Die zitierte Schrift „Der politische Thierkreis“, mit der Hardenbergs Pressepolitik in Ansbach-Bayreuth aus zeitgenössischer Sicht kommentiert werden soll (vgl. S. 101), entstammt mit großer Wahrscheinlichkeit nicht der Feder des als Verfasser angegebenen Georg Friedrich Rebmann.¹ Das Vorwort Karl August Varnhagens von Ense zu seinem visionären „Entwurf zur Herausgabe eines Ministerialblattes“ vom Frühjahr 1815 ist zwar nicht in dem Werk Paul Czygans enthalten, auf das *Hofmeister-Hunger* mehrfach Bezug nimmt,² liegt aber dennoch seit längerem in einem Neudruck vor.³

Insgesamt bestätigt die Arbeit die große Bedeutung von Presse und politischer Publizistik für die Herausbildung einer modernen bürgerlichen Gesellschaft und einer neuen, bürgerlichen Öffentlichkeit. Zugleich wird die inzwischen zahlreich vorliegende

wissenschaftliche Literatur zur Politisierung der Aufklärung, zur Ausprägung und Ausbreitung der Presse, zur Bedeutung einzelner Publizisten, zum Profil spezieller Periodika u.ä. kenntnisreich diskutiert. Der beträchtliche Nutzen der Studie besteht jedoch in erster Linie darin, daß sie die genannten Phänomene am Beispiel Hardenbergs und über einen Zeitraum von drei Jahrzehnten in überzeugender Manier um die Perspektive einer obrigkeitlich initiierten und allmählich institutionalisierten Öffentlichkeitsarbeit erweitert.

Werner Greiling

- 1 Vgl. R. Kawa, Georg Friedrich Rebmann (1768-1824). Studien zu Leben und Werk eines deutschen Jakobiners, Bonn 1980, S. 698.
- 2 Vgl. P. Czygan, Zur Geschichte der Tagesliteratur während der Freiheitskriege, 2 Bde., Leipzig 1909/11.
- 3 Vgl. K. A. Varnhagen von Ense, Kommentare zum Zeitgeschehen. Publizistik. Briefe. Dokumente 1813-1858, Leipzig 1984, S. 17f.

Mathias Reimann, Historische Schule und Common Law. Die deutsche Rechtswissenschaft des 19. Jahrhunderts im amerikanischen Rechtsdenken, Dunker & Humblot, Berlin 1993, 331 S. (=Comparative Studies in Continental and Anglo-American Legal History, Bd. 14).

Auf dem Weg zu einer vergleichenden Ideengeschichte der deutschen und der anglo-amerikanischen Jurisprudenz im 19. Jh. bietet dieser Band einen Schritt nach vorn. Untersucht wird in erster Linie der Einfluß der deutschen historischen Rechtsschule auf die lange Zeit dominante Schulrichtung der *Classical Legal Science* in den USA. Im Mittelpunkt steht die amerikanische Rechtswissenschaft von etwa 1860 bis 1920, während die deutsche Auffassung von Jurisprudenz als historischer Wissenschaft vom positiven Recht – seit dem Beginn des Jahrhunderts von Savigny konzipiert und zur Begriffsjurisprudenz weiterentwickelt – nur als Folie dient. Diese Studie läßt sich gewinnbringend lesen; sie schärft den Blick für die national jeweils spezifisch ausgeprägte, aber stets vorhandene politische und kulturelle Bedingtheit akademischer Rechtstheorien.

Verständlich und knapp, kenntnisreich und thesenfreudig, dabei in seinen Bewertungen differenzierend gelingt es *Reimann*, neue Einsichten in das universitäre Rechtsleben Amerikas und die internationale Wirkungs-

geschichte der Savigny-Schule zu geben. Dabei verläßt der Autor dankenswerterweise nicht selten den Boden der traditionell betriebenen juristischen Rechtstheorie. Er öffnet sich zu sozialgeschichtlichen Fragestellungen hin, wiewohl das Hauptgewicht der Studie nach wie vor auf der Ideengeschichte liegt.

Den Kern der Darstellung bildet der Vergleich der Leitgedanken und Methoden der historischen Rechtsschule mit denen der *Classical Legal Science*. Zentrale Ideen wie die des Volksgeistes, des Gewohnheitsrechts und der organischen Entwicklung werden im amerikanischen Rechtsdenken aufgesucht; ebenso das charakteristische Streben nach historischer Durchdringung und systematischer Anordnung des juristischen Stoffes. Die zeitweilig prägende Rezeption des deutschen Vorbildes wird aber nicht allein dessen ideeller Originalität zugeschrieben. Vielmehr werden die vorhandenen Übermittlungswege zwischen Deutschland und den USA und auch die beruflichen und politischen Interessen hinter dem Rezeptionserfolg ernst genommen. So beschäftigt sich *Reimann* mit Studentenaustausch, Professorenkontakten und Lektüreverhalten. Er forscht den Professionalisierungsbestrebungen nach, die die Juristen in den USA unter Verweis auf das preußische Modell verfolgten. Er benennt die Interessen der Berufsgruppe, ihren Wunsch nach sozialem Ansehen und gesetzgeberischem Einfluß als wich-

tigen, die Rezeption fördernden Faktor. Auch die Nutzung deutscher Rechtstheorie als Argument in der innenpolitischen Auseinandersetzung wird beleuchtet, wobei *Reimann* die Historische Schule deutlich als politisch konservativ kennzeichnet.

Neben vielen Vorzügen besitzt die Studie auch Schwächen. Trotz aller abwägenden Vorsicht neigt der Autor dazu, den Einfluß der historischen Rechtsschule auf ihr amerikanisches Pendant zu überschätzen und als positiv herauszustreichen. Darauf deutet schon die Gliederung hin, die das überkommene Begriffspaar von „Blütezeit“ und „Niedergang“ aufnimmt und die amerikanische Rezeption der Historischen Schule zuletzt als „geseheitert“ bezeichnet. Obwohl der Verfasser im Detail häufig auf die Eigenständigkeit, bisweilen auf die Gegensätzlichkeit der Positionen zu beiden Seiten des Atlantiks hinweist, betonen die Zwischenbilanzen vor allem die Anpassung Angloamerikas an das deutsche Modell. Zwar hebt *Reimann* hervor, es gehe „weniger um Einfluß als um Parallelen in der Rechtsentwicklung“ (S. 276). Doch richtet sich die Argumentation eher auf den Nachweis von Einflußnahmen als auf das Herausarbeiten von Gleichzeitigkeiten. Dies erscheint zuweilen unangemessen, weil beim Vergleich der deutschen Rechtswissenschaft seit 1814 und der amerikanischen seit 1860 zwei kulturell sehr unterschiedlich geformte, zudem zeitverschobene Phänomene einander

gegenüberstehen. Ähnlichkeiten bleiben somit zwangsläufig oft an der Oberfläche; Rezeptionslinien sind derart vielsträngig, gebrochen und verfälscht, daß direkte Einflußnahmen selten klar belegbar erscheinen. Deshalb ist die weitgehende Ausblendung anderer Einflußquellen neben der Historischen Rechtsschule bedauerlich. Nicht selten ersetzen auch schnelle Argumente mit dem vorgeblichen Nationalcharakter eine differenzierte Bewertung. Etwa wird „die angelsächsische Neigung zur praktischen Anschauung“ (S. 28) mit Vorliebe von der deutschen oder kontinentalen Tendenz zu „abstrakter Spekulation“ (S. 33) abgesetzt.

Christina von Hodenberg

Von der Arbeiterbewegung zum modernen Sozialstaat. Festschrift für Gerhard A. Ritter zum 65. Geburtstag. Hrsg. von *Jürgen Kocka, Hans-Jürgen Puhle und Klaus Tenfelde*, K. G. Saur, München/New Providence/London/Paris 1994, 866 S.

Mit Gerhard A. Ritter feierte am 29. März 1994 einer der erfolg- und einflußreichsten Vertreter jener Historiker-Generation seinen 65. Geburtstag, deren akademische Karriere sich ausschließlich im Nachkriegsdeutschland vollzog und die der deutschen

Geschichtswissenschaft zu neuem Ansehen in der Welt und in der deutschen Öffentlichkeit verhalfen. Lehrstühle in Berlin, Münster und zuletzt in München, mehrere Gastprofessuren im Ausland, die Mitarbeit in zahlreichen wissenschaftlichen und wissenschaftspolitischen Gremien, der Vorsitz im Verband der Historiker Deutschlands von 1976 bis 1980, die Betreuung einer großen Anzahl von Dissertationen, die Förderung mehrerer Habilitationen sowie ein immenses wissenschaftliches Oeuvre verdichten sich zu einem respektheischenden Lebensbild des Historikers, akademischen Lehrers und Wissenschaftsorganisors.

Die Festschrift, von drei seiner bekanntesten und wissenschaftlich erfolgreichsten ehemaligen Doktoranden herausgegeben, ist nach Themenkomplexen gegliedert, die im wesentlichen auch die Schwerpunkte von Ritters Forschen und Publizieren benennen: Die Geschichte der Arbeiter und der Arbeiterbewegung; die Geschichte der Parteien und des Parlamentarismus; Sozialpolitik und Sozialstaat in historischer Perspektive. Dem letzten Block wurden zudem Aufsätze zu verschiedenen angrenzenden Bereichen zugeordnet, unter anderem zur Bildungs-, Wirtschafts- und Historiographiegeschichte. Allen drei Teilen sind knappe Einleitungen vorangestellt, in denen *Tenfelde, Puhle* sowie *Kocka* jeweils wesentliche Aspekte des wissenschaftlichen Oeuvres ihres akademischen Lehrers

akzentuieren, auf seine wichtigsten Arbeiten zum Thema verweisen, gelegentlich auf Stationen der wissenschaftlichen Laufbahn Ritters rekurrieren und natürlich in die versammelten Aufsätze der Schüler, Freunde und Kollegen einführen. Diese wohldurchdachte Struktur verleiht dem Bd. trotz seines immensen Volumens und der thematischen und zeitlichen Breite ein klares Profil, das den Buchbindersynthesen manch vergleichbarer Unternehmung deutlich überlegen ist und für einige wichtige Themenfelder, auf denen Ritter gearbeitet hat, gleichsam zur historiographischen Zwischenbilanz gerät. Der Anhang des Buches bietet zudem eine wissenschaftliche Bibliographie Ritters, die 42 selbständige Schriften und 119 Aufsätze auflistet sowie die fruchtbare Herausgebertätigkeit des Jubilars würdigt. Verzeichnet sind darüber hinaus sämtliche von Ritter betreuten Dissertationen sowie jene zehn Habilitationen, die ihm langjährige Förderung verdanken.

Selbstverständlich kann hier keine ins einzelne gehende Würdigung aller 46 Beiträge vorgenommen werden. Im Umfang differieren sie zwischen knapp zehn und 26 Druckseiten, und wie nicht anders zu erwarten, weisen sie auch Unterschiede in Qualität und Originalität auf. Einige Texte bieten gleichsam eigene Bilanzen wichtiger Forschungsthemen ihrer Verfasser. Dazu zählen Studien wie „1900: Kaiserreich, Arbeiterkultur und Moderne“ von *Wolfgang Kaschu-*

ba (S. 71-92), „Vorbildliche Ausnahme: Liberalismus in Amerika und Europa“ von *James Sheehan* (S. 236-248), „Über Konstitutionalismus in Deutschland“ von *Hartwig Brandt* (S. 261-275) oder auch „Die Reformen der Regierung Montgelas zugunsten der bayerischen Bauern (1799-1817). Planung und Wirklichkeit“ von *Eberhard Weis* (S. 503-516). Oft werden Spezialaspekte größerer Arbeitsgebiete akzentuiert, etwa in dem Aufsatz über „Rudolf Hilferding in der Endphase der Weimarer Republik“ von *Heinrich August Winkler* (S. 131-155), in einer Studie über Kurt Schumacher im Urteil der Zeitgenossen von *Susanne Miller* (S. 156-172) oder in dem Beitrag „Zum Selbstverständnis deutscher Hochschullehrer im 19. und 20. Jahrhundert“ von *Rüdiger vom Bruch* (S. 582-600). Bemerkenswert erscheint dabei, wie häufig es direkte oder indirekte Bezüge zu Arbeiten, Thesen und Fragestellungen Ritters gibt. Sein wissenschaftliches Oeuvre erscheint auch dann als markant und anregend, wenn sich, wie beispielsweise in der Geschichte der deutschen Arbeiter und der Arbeiterbewegung, Forschungsschwerpunkte und Forschungsinteressen über die Jahre hin deutlich fortentwickelt haben. Dies gilt, um ein Beispiel zu nennen, etwa für den begriffsgeschichtlichen Ansatz, mit dem *Wolfgang Hardtwig* die soziale und politisch-programmatische Differenzierung der frühen deutschen Arbeiterbewegung untersucht. Diese

Methode hat sich in Deutschland als spezifischer Zugang zur Sozialgeschichte bekanntlich erst in den siebziger Jahren mit der Erarbeitung des Standardwerkes von Brunner, Conze und Koselleck durchgesetzt.¹ Wie *Hardtwig* überzeugend darzustellen vermag, lassen sich damit auch der frühen deutschen Gewerkschaftsbewegung bemerkenswerte Einsichten abgewinnen. Und in diesem Sinne geht der Ertrag der Festschrift sogar noch über das hinaus, was die Herausgeber in ihrem einleitenden „Grußwort“ versprechen: Das Buch enthalte „Aufsätze, in denen sich Ritters langjähriges Wirken in der Geschichtsschreibung der Nachkriegszeit spiegelt“ (S. V). Zusätzlich jedoch zeigt der Band auch Perspektiven und Forschungstrends auf, die ihn für die genannten Themenkomplexe zu einem höchst informativen und anregenden Kompendium machen.

Werner Greiling

¹ Vgl. O. Brunner/W. Conze/R. Koselleck (Hrsg.), *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, Stuttgart 1972ff.

Bernd Kasten, „Gute Franzosen“. Die französische Polizei und die deutsche Besatzungsmacht im besetzten Frankreich 1940-1944, Thorbecke, Sigmaringen 1993, 263 S.

Bernd Kasten, der hiermit seine 1990 verteidigte Promotionsschrift vorlegt, begründet Berechtigung und Notwendigkeit der Untersuchung mit den bisherigen Unzulänglichkeiten in der Literatur zur französischen Polizei im Vichyregime. Auf der Grundlage deutschen und französischen Archivmaterials sucht er das Verhältnis der französischen Polizei zur deutschen Besatzungsmacht zu rekonstruieren. Das zusätzliche Heranziehen von Dokumenten aus französischen Regionalarchiven soll dabei vor unzulässigen – und bisher wiederholt auftauchenden – Verallgemeinerungen bewahren und statt dessen eine differenzierte Sicht auf die französischen Verhältnisse gestatten. Die empirisch angelegte Untersuchung, die – wie in der Einführung explizit betont wird – „diesen großen weißen Fleck auf der historischen Landkarte“ endlich ausfüllen will, macht aus ihrem positivistischen Anliegen keinen Hehl: Sie will zeigen, wie es wirklich war! Zeitgenössische Dokumente sind für *Kasten* dabei die einzig zuverlässige Quelle – Memoiren und Zeugnisaussagen allerdings erscheinen ihm vollkommen wertlos (S. 11).

Diesem Ansatz folgend, legt *Ka-*

sten zwar keine originäre, aber eine auf reichem Quellenfundus fußende Arbeit vor. Er argumentiert dabei solide und entlarvt manchen lange kolportierten Mythos. So weist er den ritualisierten Dualismus zwischen der korrekten deutschen Wehrmacht und der grausamen Gestapo im Verhältnis zur Bevölkerung des besetzten Frankreich zurück und legt im Gegenteil eine große Affinität in Denk- und Handlungsweise zwischen Vertretern beider Institutionen dar. Auf der anderen Seite zeigt sich der Autor (immer mit Blick auf die deutsche Vorgehensweise in Osteuropa) überrascht von der verständnisvollen deutschen Politik, die auf die spezifische innenpolitische Situation flexibel zu reagieren weiß und keine „nationalsozialistische(n) Lebensprinzipien“ (S. 57) aufzwingen will. Dieses Paradox ist nur ein scheinbares, weil die deutsche Politik in Frankreich (wie Reinhold Brender erst kürzlich treffend gezeigt hat¹) eben vor allem auf die größtmögliche wirtschaftliche Ausnutzung Frankreichs bei geringstmöglichem Aufwand gerichtet war. Diese Zielrichtung machte eine kluge Politik nötig, weil sie die Ausbeutung französischer Ressourcen für Deutschland zum Teil in französische Hände legen mußte.

Kasten arbeitet die ideologischen Implikationen der französischen Polizei, die deren Tätigkeit in den Jahren von 1940 bis 1944 entscheidend bestimmten, heraus. Die durch die Führung in der Zwischenkriegszeit be-

wußt angestrebte antimarxistische, vor allem antikommunistische Gesinnung, zu der sich häufig auch ein offener Antisemitismus gesellte, bestimmte die Art der Aktivität der französischen Polizei unter dem Vichyregime entscheidend. So erweist sich die französische Polizei als williger Helfer der deutschen Besatzer bei der Bekämpfung kommunistischen Widerstands und der Deportation vor allem ausländischer Juden. In dem französischen Nationalgefühl widersprechenden Aufgaben entfaltete die französische Polizei hingegen weit aus weniger Aktivität. Die Besetzung der freien französischen Zone im November 1942 und die fortgesetzten Niederlagen der deutschen Wehrmacht kennzeichnet *Kasten* als ersten großen Bruch im Verhältnis zwischen französischer Polizei und deutscher Besatzungsmacht. Sie wirkten sich auf das Engagement der französischen Polizei bei der Bekämpfung der Résistance recht nachteilig aus. Bis auf die durchweg sehr kollaborationsfreundliche Miliz, die sich nicht selten „deutscher Methoden“ im Kampf gegen die Résistance bediente, und wenige Polizeieinheiten der politischen Sektion der Polizei und der mobilen Reservegruppen (die Prätorianergarde des Regimes), versank die französische Polizei mehr und mehr in Lethargie – ein Teil beteiligte sich sogar aktiv am Widerstand gegen die Okkupanten. Nur in der Region von Bordeaux und in Paris war die Polizei bis 1944 zur engen Zusammenarbeit

mit den Deutschen bereit.

Dieser eindeutig national-konservativen Gesinnung ist es geschuldet, daß nach der Befreiung nur die wenigen exponierten Mitglieder der Säuberung zum Opfer fielen. Viel zu sehr war die Polizei für de Gaulle ein Trumpf im vermuteten Machtkampf mit der stark kommunistisch geprägten inneren Résistance. An dieser Stelle endet eine Untersuchung, die durch die Materialdichte beeindruckt, die aber kühnere Fragestellungen und Ideengänge vermissen läßt und oft an den spannenden Punkten Halt macht.

So sieht *Kasten* zwar die Motivationen der Vichyregierung für die polizeiliche Zusammenarbeit mit der deutschen Besatzungsmacht in deren Verlangen nach weitgehendem innenpolitischen Spielraum. Er problematisiert aber die damit zusammenhängende Frage nach dem Zusammenhang von „Nationaler Revolution“ und Kollaboration nicht weiter.

Thomas Höpel

- 1 R. Brender, Kollaboration in Frankreich im Zweiten Weltkrieg. Marcel Déat und das Rassemblement national populaire, München 1992.

Wolfgang Fach, Not der Tugend – Tugend der Not. Frauenalltag und feministische Theorie, Leske und Budrich, Opladen 1994, 96 S.

Ein Essay, wie *Wolfgang Fach* seine schmale Schrift auch nennt (S. 7), ist der Text nicht – dazu fehlen ihm spielerische Leichtigkeit, die Überraschungen geistvoller, sprachlich vollendeter Ansichten und subjektiver Wertungen. *Fach* unternimmt den Versuch, vorliegende empirische Untersuchungen zur zerrissenen Situation von (Lohn-)Arbeiterinnen mit feministischen Theorien zu verknüpfen und zu sehen, ob sich dabei neue Blickwinkel bzw. neue theoretisch relevante Fragestellungen ergeben. In den ersten Kapiteln zeichnet er in einem Vergleich von vier empirischen Untersuchungen nach, wie Arbeiterinnen (unterschiedlicher Länder und Ethnizitäten) mit dem Faktum der „doppelten Belastung“ umgehen, welche Handlungsstrategien sie entwickeln, um mit ihrer „Not“ (d.h. der geringen Verfügung von Ressourcen/Kapitalsorten nach Bourdieu) fertig zu werden, welche kollektiven Deutungsmuster sie einsetzen, um ihrem Lebenszusammenhang, der ihnen zwischen Job und Familie kaum Zeit für Eigenes läßt, einen Sinn zu geben. *Fachs* These lautet: die zweifache Belastung intensiviert Arbeitshetze und Streß und frißt die freie Zeit so weit auf, daß humanes Leben ausgeschlossen bleibt (die Not der Tugend);

andererseits stellen „Belastungen auch Herausforderungen dar“ (S. 7), sie sind Bewährungsproben mit der Chance persönlicher Entwicklung: auch in solcher Situation ist Entwicklung von Eigen-Sinn möglich (Tugend der Not). *Fachs* umreißt in knappen Strichen, wie Arbeiterinnen den Zumutungen in Job und Familie Sinn geben. Deutlich wird z.B., wie ein „Sein in ein Haben“ (Bourdieu) verwandelt wird, indem die Anforderungen in der Arbeit individuell als Möglichkeiten für Persönlichkeitsentwicklung und Stärkung des Selbstbewußtseins gedeutet werden, welche Arrangements Frauen in der Beziehung zu ihren Ehemännern treffen, um Verschiebungen in den Machtbalancen so aufzufangen, daß sie ihren Handlungsspielraum (Erwerbsarbeit, Aktivität in der Gewerkschaft u.a.) persönlich erweitern können, ohne ihre Ehe zu gefährden; weshalb Arbeiterinnen, obwohl sie ein reiches Alltagswissen über die Asymmetrie der Geschlechterverhältnisse haben, dennoch (politischen und theoretischen) Emanzipationskonzepten skeptisch gegenüberstehen.

Was *Fachs* hier an Ergebnissen der empirischen Untersuchungen verallgemeinernd vorträgt, ist einsichtig und bleibt theoretisch dennoch unbefriedigend. Das beginnt bereits mit dem Begriff der „doppelten Belastung“: dieser fokussiert die Aufmerksamkeit auf die Erfahrungsebene und er zwingt weniger – als z.B. der von Regina Becker-Schmidt verwendete Begriff der „doppelten Vergesell-

schaftung“ – die mehrfache Strukturiertheit (mit ihren ambivalenten Wirkungen) der Situation von Arbeiterinnen in die Analyse einzubeziehen. Daß dies unbedingt notwendig wäre, zeigt *Fachs* Terminus „Tugend der Not“. Das Faktum der doppelten Vergesellschaftung trifft am Ende des 20. Jhs. tendenziell für alle Frauen in modernen Gesellschaften zu. Was aber ist das Spezifische der Not der Arbeiterinnen (verglichen mit der Not von Frauen anderer sozialer Schichten)? Wieso müssen sie aus der Not eine Tugend machen – und andere Frauen nicht? Bzw., wie sieht deren Tugend der Not aus? Ist die Entwicklung einer Tugend der Not tatsächlich mit der „Entwicklung persönlicher Qualitäten“ inhaltlich hinreichend bestimmt, oder wäre dazu nicht notwendig zu fragen, wie sich für Arbeiterinnen soziale und Geschlechterposition in spezifischer Weise verflechten? Bourdieu hat schon in den „Feinen Unterschieden“ (dt. 1982) Genaueres und empirisch fundiertes zum „Notwendigkeitsgeschmack“ der „unteren Klassen“ und zu seinen geschlechtsspezifischen Nuancierungen gesagt und dazu, was es für die „unteren Klassen“ heißt, aus der „Not eine Tugend“ zu machen. Heißt Eigen-Sinn nicht auch: Sinn für Eigenes? Ich habe in *Fachs* Ausführungen keinen Beleg dafür gefunden, daß Arbeiterinnen jenseits der Anforderungen und Zwänge in Erwerbs- und privater Sphäre Eigenes ausbilden (können). Das von ihm bemühte

Foucaultsches Konzept der Mikromacht wird m.E. für den diskutierten Zusammenhang erst verbunden mit einer angemessenen Konstruktion des sozialen Raumes und seiner Figurationen aussagekräftig (Was heißt für Arbeiterinnen die „Sorge um sich“?). Da im ersten Teil eine soziologisch genaue Verortung der praktisch erfahrenen doppelten Belastung von Arbeiterinnen und ihrer individuellen Bewältigung fehlt, kann *Fach* auch die Kluft zwischen dem „Weg des Eigensinns durch die alltägliche Praxis“ (S. 11) und den feministischen Theoriekonzepten nicht schließen, die Angebote machen, „die Tugend von den ärgerlichen Restbeständen der Not zu befreien“ (S. 11). Seine Darstellung der verschiedenen feministischen Konzepte (vom „Essentialismus“ bis zum postmodernen „crossing“) rekonstruiert zwar deren Stärken und Schwächen und deutet an, welche (temporären) Verknüpfungen notwendig bzw. denkbar sind, um praktisch-politisch die „Verhältnisse“ und nicht nur die Sätze (die Sprache) zum „Tanzen zu bringen“. Aber die Vermittlung zu den alltäglichen Erfahrungen der „doppelten Belastung“ von Arbeiterinnen ist dabei nicht mehr auffindbar.

Irene Dölling

Wilfried von Bredow/Thomas Jäger (Hrsg.), **Japan. Europa. USA. Welt-politische Konstellationen der neunziger Jahre**, Leske und Budrich, Opladen 1994, 247 S.

Die im Titel des Buches aufgeworfene Frage nach den Perspektiven der internationalen Beziehungen mit dem Fokus auf die Hauptakteure wird im letzten, von den Herausgebern verfaßten Beitrag behandelt. Die anderen zehn Beiträge befassen sich vor allem mit den Beziehungen Japans zu den verschiedenen wichtigen Ländern, sein Verhältnis zu internationalen Organisationen und allgemein mit der japanischen Außenpolitik.

Im ersten Beitrag „Deutschland und Japan: Partner und Konkurrenten“ zeichnet *Thilo Graf Brockdorff* die Geschichte der deutsch-japanischen Beziehungen seit 1945 nach. Er betont, daß diese Beziehungen gegenwärtig im Grunde genommen problemfrei und harmonisch sind, bedauert aber, daß die öffentliche Meinung in beiden Ländern noch nicht so weit zu sein scheint, ihre politische Bedeutung wahrzunehmen. „In Deutschland wird Japan nach wie vor weitgehend als exotisches, ausschließlich wirtschaftlich relevantes Land angesehen“.

In seinem Beitrag über „Die deutsch-japanischen Wirtschaftsbeziehungen“ weist *Lutz Kleinert* darauf hin, daß die Auseinandersetzungen zwischen der EU und Japan ein

bestimmendes Element der deutsch-japanischen Beziehungen geworden sind. *Kleinert* führt den seit Anfang der neunziger Jahre drastischen Rückgang japanischer Erstinvestitionen in der EG vor allem auf die Erschöpfung der Wachstumseffekte aus der europäischen Integration zurück. Vielleicht noch wichtiger könnte aber das Ende der Bubble Economy Anfang 1990 mit dem scharfen Rückgang der Aktienkurse und der Grundstückspreise sein, infolge dessen auch die Investitionstätigkeit in Japan massiv und anhaltend einbrach. Wenn auch das Niveau der deutsch-japanischen Wirtschaftsbeziehungen insgesamt nicht der wirtschaftlichen Stärke der beiden Länder entspricht, so sind doch die Bemühungen der japanischen Seite ungleich stärker, weil, wie *Kleinert* darlegt, der Erfolg auf dem deutschen Markt für die japanische Industrie als von strategischer Bedeutung verstanden wird. Im Rahmen der Globalität der wirtschaftlichen Aktivitäten erscheint eine Präsenz im ökonomisch stärksten Land der EU als unabdingbar. Dagegen konzentriert sich die deutsche Industrie auf Europa und den nordamerikanischen Markt. *Kleinert* sieht jedoch Ansätze zu einer Intensivierung der deutsch-japanischen Wirtschaftsbeziehungen.

Wenn *Hans-Georg Ehrhart* im Beitrag über die „Japan-Politik Frankreichs“ ein mangelndes Forschungsinteresse in Frankreich an Japan konstatiert und dies darauf zurückführt, daß sich die französisch-japanischen

Beziehungen erst in der vergangenen Dekade allmählich zu intensivieren begannen, so stützt sich dieses Urteil wohl zu sehr auf das Verhältnis der politischen Führung. Auf der Ebene des kulturellen und wissenschaftlichen Austausches war aber schon in den siebziger Jahren eine beachtliche Intensität erreicht. Auch gerade die an Industriepolitik und staatlicher Planung interessierten französischen Forschungsinstitute suchten schon in der Phase hohen Wachstums vor der ersten Ölpreiskrise den Erfolg des japanischen Modells zu ergründen. Darüber gibt es eine bemerkenswerte Literatur.

Bei der Darstellung der Beziehungen zwischen „Großbritannien und Japan“ zeigt *Thomas Noetzel*, daß die Bevorzugung Großbritanniens in Europa für japanische Direktinvestitionen neben anderen Standortvorteilen auch auf handelspolitischen Gründen beruht. Ganz im Gegensatz zu Frankreich und Italien, die ihre Binnenmärkte gegen die japanische Konkurrenz vehement abzuschirmen suchen. Trotz der ungleichgewichtigen Handelsbilanz und anderer Probleme stellt *Noetzel* einen beiderseitigen Gewinn der Wirtschaftsbeziehungen fest.

Ernst-Otto Czempiel weist in seinem Beitrag über die Beziehungen zwischen Japan und den Vereinigten Staaten darauf hin, daß mit dem Ende des Kalten Krieges die wirtschaftspolitischen Beziehungen an Bedeutung gewonnen und die sicherheitspo-

litischen an Relevanz verloren haben. Wenn auch nach Ansicht *Czempiels* die Spannungen im Sachbereich der wirtschaftlichen Wohlfahrt hoch bleiben werden, so sieht er doch einen allmählichen Abbau der Asymmetrie, weil Japans Bevölkerung älter wird, weniger arbeitet und mehr verbraucht. Zur künftigen Ordnung im asiatisch-pazifischen Raum, wo gegenseitige, oft historisch bedingte Ängste zwischen den Staaten herrschen, plädiert *Czempel* für ein multilaterales Sicherheitssystem.

Im Beitrag „Die Japanpolitik der EG vor dem Hintergrund asymmetrischer Wirtschaftsbeziehungen“ vermutet *Matthias Bauermeister*, daß die Selbstbeschränkungsabkommen, zu denen sich wichtige japanische Industriebranchen verpflichtet haben, eher zu einer Verschlechterung der Wettbewerbsposition in den entsprechenden Partnerländern führen, weil die notwendigen Anpassungen unterbleiben. Angesichts der Unfähigkeit, die bilateralen Beziehungen zwischen der EG und Japan, die stark durch die handelspolitischen Konflikte belastet sind, voranzutreiben, fragt *Bauermeister*, ob nicht eine trilaterale Structural Impediments Initiative einen angemessenen Verhandlungsrahmen darstellen würde.

Bei der Behandlung der Beziehungen zwischen Japan und seinem russischen Nachbarn meint *Joachim Glaubitz*, daß der Versuch Japans, Wirtschaftshilfe für Rußland an Konzessionen in der Territorialfrage zu

binden, wohl ein Fehler war. Da rasche Lösungen angesichts der gegenwärtigen Lage in Rußland unwahrscheinlich sind, rät *Glaubitz* der japanischen Diplomatie, die Territorialfrage einige Jahre auf sich beruhen zu lassen und an der Schaffung von Rahmenbedingungen zu arbeiten, die eine Lösung erleichtern.

Im Beitrag „Japans Gipfeldiplomatie“ zeichnet *Markus Tidten* den mühsamen Weg zur internationalen Anerkennung nach. Hauptaktionsfeld, in dem Japan seine Rolle im Konzert der großen Industrieländer finden konnte, war der Bereich der Entwicklungshilfe. Zunehmend gelang es Japan auch, seine Position hinsichtlich der Territorialfrage mit Rußland auf den Gipfeln durchzusetzen. Japans Verhältnis zu den Vereinten Nationen, das von *Frank Bauer* beschrieben wird, läßt auf ein zentrales Interesse an diesem Forum schließen.

„Japanische Außenpolitik“ wird von *Ortrud Kerde* und *Erich Pauer* mit dem Modell des reaktiven Staates erklärt, der keine eigenständigen Optionen verfolgt, sondern auf Druck von außen reagiert. In diesem Beitrag werden auch japanische Denkmuster dargestellt und in diesem Zusammenhang darauf hingewiesen, daß es in den geistig-religiösen Strömungen Japans keine festen Prinzipien gibt, aus denen Handlungsanweisungen abgeleitet werden können. So werden auch in der Außenpolitik eher Ziele formuliert als – wie im Westen – Grundsätze aufgestellt.

Im eingangs erwähnten Schlußbeitrag weisen die Herausgeber auf Risiken in der Entwicklung der internationalen Beziehungen nach dem Ende des Ost-West-Konfliktes hin, nämlich deren Zerfall in bilaterale, nur an eigenen, partikulären Interessen orientierte Beziehungen. Eine solche gefährliche Entwicklung ist nach Auffassung der Autoren nur durch ein trilaterales Beziehungsgeflecht zu verhindern. Ihre These ist: „Entweder führen die Turbulenzen der weltpolitischen Transformation zu einer konzentrierten Führung der trilateralen Mächte in der Weltpolitik, oder die ganz unterschiedlich motivierten Konflikte werden in zunehmend gewaltgeladene Auseinandersetzungen um die Struktur der internationalen Beziehungen münden.“ Dabei verstehen sie unter trilateralen Beziehungen „keine dreiseitigen, sondern ein komplexes Geflecht von vielen politischen, militärischen, wirtschaftlichen und kulturellen Gruppenbeziehungen“.

Insgesamt ist dies ein Buch, dem es im allgemeinen gelingt, ohne den Blick verstellende Exotik und ohne grob vereinfachende Darstellung des Landes als „Japan AG“, durch eine Fülle von meist gut recherchierten Informationen das Verständnis über dieses Land und besonders seine Position in den internationalen Beziehungen zu verbreitern. Darüber hinaus sind die Denkanstöße wertvoll, die hinsichtlich der Bedingungen einer zukünftigen friedlichen Weltord-

nung vermittelt werden. Bei der Weiterentwicklung des Konzeptes Trilateralismus wird man die jetzt zutage tretende Verschiebung der Kräfteverhältnisse in den internationalen Beziehungen zu berücksichtigen haben. Sie äußerte sich jüngst bei der Madrider Tagung von Internationalem Währungsfonds und Weltbank in einem neuen Selbstbewußtsein ökonomisch wichtiger Entwicklungsländer und einer Blockbildung dieser Gruppierung zur Vertretung ihrer Interessen gegenüber dem Führungsanspruch der G7.

Friedrich Blanz

Jakob Juchler, Osteuropa im Umbruch. Politische, wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklungen 1989-1993. Gesamtüberblick und Fallstudien, Seismo Verlag, Zürich 1994, 461 S.

Juchler will einen allgemeinen Überblick über die Reformverläufe in Osteuropa verschaffen. Um es vorwegzunehmen: Vor allem durch das gut strukturierte und empirisch reichhaltige Material vermag er diesen Anspruch einzulösen. Sowohl im Gesamtüberblick des zweiten Kapitels wie auch in den sich anschließenden Fallstudien zum Reformverlauf in Polen und der Tschechoslowakei

hält sich der Autor konsequent an ein die Lektüre erleichterndes Gliederungsschema, das Überschneidungen und Wiederholungen vermeidet und eine komparative Lektüre erleichtert. Da jedem Abschnitt Zusammenfassungen vorangestellt sind, wird dieses umfangreiche Buch sowohl für einen selektiven Zugriff wie auch für den ungeduldigen Leser leicht zugänglich. Eine Vielzahl interessanter Details, die sonst in Überblickswerken nur schwer Platz findet, machen die Lektüre des Buches lohnenswert. Die vom Autor vorgenommene Abgrenzung des Untersuchungszeitraumes auf die Jahre zwischen 1989 und 1993 erweist sich dabei als sinnvoll, da sie ihm gestattet einen vorteilhaften Abstand zum Gegenstand der Untersuchung zu gewinnen, der seiner historisierenden Betrachtungsweise entgegenkommt. Daß er diese Möglichkeit nicht in gleichem Maße wie bei einem weiter zurückliegenden Gegenstand auszuschöpfen vermag, ihn also zu betrachten, „nachdem die Wirklichkeit ihren Bildungsprozeß vollendet und sich fertig gemacht hat“ (Hegel), kann ihm angesichts der rasanten Umbruchgeschwindigkeit schwerlich vorgehalten werden.

Im ersten Kapitel stellt *Juchler* den Diskussionsstand der einschlägigen Literatur dar, um darauf aufbauend seinen eigenen analytischen Bezugsrahmen zu entwickeln. Die historischen Umstände finden darin ebenso Berücksichtigung wie die internationalen Rahmenbedingungen.

Im Kern geht es vor allem um die ökonomische, politische und soziokulturelle Dimension der Systemtransformation, die er vor dem Hintergrund der grundlegenden Reformszenarien untersucht (S. 34).

Das von ihm zu diesem Zweck gewählte Formationskonzept als methodischer Ausgangspunkt beruht hauptsächlich auf einer Mischung aus system- und strukturtheoretischen sowie regulationstheoretischen Theorieelementen (S. 28). Egal, wie man sich zur Einbettung gesellschaftlicher Entwicklungen in „Formationsstrukturen“ verhält, der Versuch, industrielle Produktionsformen mit Eigentumssystemen und ideologischen Verhältnissen als Formationen zu beschreiben, bleibt bemerkenswert folgenlos für die Behandlung der empirischen Substanz der Studie in den nachfolgenden Kapiteln. Auch die Feststellung, daß „kapitalistische und sozialistische Formationen als grundlegende Varianten eines modernen Zivilisationstyps“ (S. 28) betrachtet werden können, erscheint allenfalls als eine „formationstheoretische“ Fassung der modernisierungstheoretischen Diskussion um das Scheitern der „anderen“ Moderne. Seine Zuordnung der westlichen Demokratien und der kommunistischen Einparteiensysteme zum selben Zivilisationstyp erscheint dabei so problematisch, wie sie auf den ersten Blick Verständnis zu erwecken vermag: Die kommunistische Parteiherrschaft in Osteuropa entstand zwar als Antwort auf

Probleme der Moderne, insofern war sie eine „andere“ Moderne. Auf den zweiten und genaueren Blick sind die Staaten des real verschwundenen Sozialismus aber nur unter Ausblendung einiger ihrer grundlegenden Merkmale der Moderne zuzuordnen. So veränderten sich diese Gesellschaften im Ergebnis des gewaltsam durchgesetzten Totalitätsanspruchs einer Partei grundlegend. Die Zentralisierung sämtlicher machtrelevanter Ressourcen ging einher mit der nahezu völligen Zerschlagung subsystemischer Institutionen und Regelungsmechanismen (Markt, Recht, Demokratie). Dies führte in Verbindung mit einem machtpolitisch durchgesetzten sozialen Entdifferenzierungsprozeß zum Absterben subsystemischer Eigenrationalitäten. Auch die für moderne Gesellschaften verlangte Regelmäßigkeit rationaler Herrschaft konnte nur sehr bedingt hergestellt werden. Ob es dann noch einen Sinn macht, von den verschiedenen „Varianten eines modernen Zivilisationstyps“ zu sprechen, darf hinsichtlich des zu erwartenden Erklärungspotentials skeptisch beurteilt werden. Eine vorzügliche Illustration dessen liefert der Autor selbst, wenn er mit seinen Ausführungen zum „Erbe des sozialistischen Systems“ (S. 36) die historischen Voraussetzungen des Transformationsprozesses bespricht. Dort fallen die Staaten des real gewesenen Sozialismus in eine formationsuntypische – gleichwohl empirisch reichhaltige – Disparatheit

(S. 47), mit der Krise und Zusammenbruch der „Formation“ nicht erklärt werden. Die Krise mit inkonsequenten Reformen und dezentralen Regulierungsansätzen – bei unveränderten Systemmechanismen – zu erklären (S. 49), kann nicht befriedigen.

Das zweite Kapitel sucht die Entwicklungen in den postkommunistischen Transformationsstaaten Osteuropas zu verallgemeinern und ermöglicht einen Überblick über die bisherigen Resultate der Reformprozesse in Osteuropa. Die Darstellung geschieht entlang dem folgenden Gliederungsschema: Gesamtüberblick, wirtschaftliche und politische Entwicklung, Veränderungen des gesellschaftlichen Bewußtseins, Gesamtbilanz. Diese Vorgehensweise findet sich auch in den Länderfallstudien zu Polen (3. Kapitel) und der Tschechoslowakei (4. Kapitel) wieder. Zunächst jedoch werden die Reformländer entsprechend ihren Modernisierungsrückständen, vor allem aber nach ihrem ökonomischen Entwicklungsniveau gruppiert. Dabei unterscheidet *Juchler* drei Gruppen, wobei er die Länder Ostmitteleuropas umstandslos der ersten Gruppe zuordnet und sie unter Bezugnahme auf makroökonomische Größen zur Gruppe der Länder mit relativer Stabilisierung rechnet. Einer zweiten Gruppe ordnet er Rumänien und Bulgarien zu, denen es zwar schlecht geht, die aber partiell Stabilisierungsanzeichen zeigen (S. 102). Abgeschlagen erscheinen dann in

Gruppe drei die meisten Nachfolgestaaten der ehemaligen Sowjetunion und Jugoslawiens als der „arme Rest“, um den es schlecht bis sehr schlecht steht (S. 103). Vorsichtig räumt der Autor jedoch ein, daß selbst in den am besten situierten Ländern Ostmitteleuropas die wirtschaftlichen und sozialen Probleme keineswegs unter Kontrolle sind (S. 122) und sich zudem beträchtliche länderspezifische Unterschiede (S. 101) ausmachen lassen. Dabei kommt er zu einer pessimistischen Einschätzung der Transformationsperspektiven, die allerdings seltsam unbestimmt bleibt. Ohne auf die in der einschlägigen Literatur vorfindliche Lateinamerikanisierungsdebatte näher einzugehen, sieht *Juchler* in Osteuropa eine Entwicklung kommen, wie sie die meisten lateinamerikanischen Länder durchlaufen haben (S. 70).

Diese von mehreren Beobachtern und Analytikern geteilte Einschätzung bleibt im vorliegenden Buch leider ohne Begründung. Abhilfe soll eine international koordinierte Hilfe verschaffen, die die bisher eher bescheidene Reaktion des Westens in eine gezielte Unterstützung der Transformation wandeln müsse, um destabilisierende Faktoren einzudämmen und keine neuen Gräben zwischen Ost und West entstehen zu lassen (S. 73, 435). Wenn der Autor versucht, seine Forderung mit der Warnung zu begründen, daß die Westeuropäer sonst den noch bestehenden Vertrauensvorschuß verlieren könnten (S. 172),

kann eine solch appellative Begründung kooperationspolitischen Engagements wenig befriedigen. Nur schwer in Übereinstimmung mit der vorgenommenen Gruppierung und den zugrundeliegenden Kriterien ist die Erkenntnis zu bringen, daß die Transformationskrise und die hohe temporäre Verdichtung des Wandels in allen betroffenen Gesellschaften „mehr oder weniger“ die gleichen Probleme erzeuge (S. 182). Die überwältigende Allgemeinheit dieser Erkenntnis erklärt wenig, zumindest wenn die Frage nach der internen Strukturiertheit der auf den ersten Blick gleichen Probleme interessiert. Auch die „Unfähigkeit der Eliten“ (S. 173) als Ursache für die krisenhaften Zustände gelten zu lassen, steht im Widerspruch zum eingangs gewählten Anspruch, der bei der hilflosen Erörterung der Chancen eines „Dritten Weges“ als Bildung eines neuen „Formationstyps“ (S. 95) bereits abgegeben wurde.

Die Grenzen dieser Überblicksdarstellung sind damit schnell geortet: Der Autor verzichtet auf eine ausdrücklich theoriegeleitete Interpretation der ermittelten Befunde. Das hat der Arbeit nicht unbedingt geschadet, denn es darf bezweifelt werden, daß die Ergebnisse erhellender hätten ausfallen können, wenn der eingangs eingeführte „formationstheoretische“ Zugriff durchgehalten worden wäre. *Juchler* demonstriert, daß das Anhäufen empirischer Befunde eine wohl unabdingbare, mit Sicherheit jedoch

keine hinreichende Bedingung für eine systematisierende Analyse von Transformationsverläufen in Mittel- und Osteuropa darstellt. Die Studie macht jedoch die zeitlichen Abläufe und dynamischen Zusammenhänge der Transformationsprozesse deutlich, und das war nicht zuletzt die Hauptintention des Unternehmens (S. 17).

Frank Geißler

Claus Offe, Der Tunnel am Ende des Lichts. Erkundungen der politischen Transformation im Neuen Osten, Campus Verlag, Frankfurt am Main/New York 1994, 301 S.

Claus Offe hat für den Titel seines Buches ein neupolnisches Bonmot verwendet, um seine in verschiedenen Artikeln und Vorträgen geäußerten Gedanken über die osteuropäischen Transformationsprozesse einem breiteren Leserkreis zugänglich zu machen. Der Titel, der die zerstoßenen 1989er Hoffnungen der Osteuropäer auf den Punkt bringt, drückt zugleich *Offes* Sicht der Dinge aus: Enttäuschung, Chaos und autoritäre Gefahren im Osten drohen im inzwischen ernüchterten Westen das erreichte Maß an Zivilität in Frage zu stellen. Essayistisch gewandt, mit einer Sprache, die nicht in ein szientifisches Kauderwelsch gerät, verrät der Autor nicht nur mit dem Titel eine sanfte

Ironie. Den Gegenstand seiner Überlegungen weitet er in einem doppelten Sinne wohlthuend aus: Weder die Beschränkung auf die nationale Variante der Transformation in Gestalt der deutschen Vereinigung, noch die von vielen Autoren nach dem Beitritt der DDR bevorzugte Ausblendung Ostdeutschlands aus dem osteuropäischen Kontext liegen in *Offes* Absicht. Vielmehr betrachtet er die postkommunistischen Transformationsgesellschaften als von gemeinsamen Strukturproblemen betroffen.

Im Vordergrund seiner vergleichenden Überlegungen steht das Bemühen um eine begriffliche und theoretische Einordnung der Transformationsprozesse der mittel- und osteuropäischen Länder unter Verwendung der bei der Untersuchung westlicher Demokratien entwickelten politisch-soziologischen Kategorien. Bei dieser Gelegenheit wird das westliche Gesellschaftsmodell nachgezeichnet und einer kritischen Überprüfung unterzogen. Die bereits durchlaufenen Stationen politischer Modernisierung westlicher Gesellschaften begründeten deren Überlegenheit im Ost-West-Konflikt. Dabei handelte es sich um die rechtsstaatliche Garantie der liberalen Grundrechte und des Schutzes von Leben und Eigentum, der demokratischen Teilhabe und der sozialstaatlichen Rechtsansprüche auf Sicherung und Umverteilung. Die Schwierigkeiten des Transformationsprozesses bestünden nun darin, diese in den westliche Gesellschaften (im

Sinne des Modells von T. H. Marshall) stufenweise vollzogene Verbindung von pluraler Massendemokratie, Marktwirtschaft sowie Sozial- und Rechtsstaat gleichzeitig verankern zu müssen, obwohl die soziokulturellen Voraussetzungen dafür kaum vorhanden seien (S. 64ff.). In soziale Notlagen gleitende Bevölkerungsschichten stellen sich dabei die Frage, wie die tiefgreifenden wirtschaftlichen Umbrüche zu gestalten sind. Die mit materiellen Notlagen schwindenden individuellen Handlungsspielräume lassen zugleich die Chancen der Demokratisierung schwinden. Zur Lösung des „Dilemmas der Gleichzeitigkeit“ plädiert *Offe* für eine aktive Sozialpolitik (S. 78). Die Rationalität einer sozialpolitischen Abfederung des Transformationsprozesses sieht er in der materiellen Unterfütterung des Vermögens zu Warten begründet. Den damit von existentiellen Nöten befreiten Transformationsverlierern würde so ermöglicht werden, die Zeit bis zur Überwindung des „Tals der Tränen“ (Dahrendorf) überbrücken zu können, ohne die politische Unterstützung der Reformpolitik einzustellen.

Offe bietet hinsichtlich der sozialen Dimension der Umbrüche bemerkenswerte Einsichten. Allerdings erweist sich im Rahmen dieser Interpretation die Erklärung der politischen Entwicklung in Ostdeutschland als schwierig. Zwar ist die modernisierungspolitische Funktion von Sozialpolitik in Gestalt der Unterstüt-

zung von Separierung und funktionaler Differenzierung gesellschaftlicher Subsysteme klar. Die in Meinungsumfragen und Wählerpräferenzen für die PDS zum Ausdruck kommende Entwicklung deutet jedoch darauf hin, daß selbst umfangreiche sozialpolitische Arrangements nicht die politische Zustimmung für Marktwirtschaft und liberale Demokratie wie auch für den gesamten Einigungsprozeß nachhaltig sichern konnten. Die im wesentlichen aus westdeutschen Transfers gespeisten Sozialleistungen haben keineswegs die unzureichende Verankerung demokratischer Normen und Institutionen kompensieren können. Zwar mögen die aus existentiellen Nöten sich ergebenden Mobilisierungspotentiale für populistische Sammlungsbewegungen „ruhiggestellt“ worden sein. Aber die von *Offe* als Ergebnis von Sozialpolitik vermutete Transformationsunterstützung ergab sich im Fall Ostdeutschlands nicht im selben Maße. Offensichtlich ist menschliches Verhalten weniger veränderbar als die Institutionen, in denen es sich abspielt. Der kommunistische Staat existiert nicht mehr, aber er reproduziert sich in den Köpfen der Menschen und in ihren – empirisch bereits ausgiebig festgestellten – autoritären Denkweisen. Diese eingeschliffenen mentalen und habituellen Dispositionen gefährden die Legitimation der institutionellen Neubauten der Demokratie, die nicht durch Verfahren erfolgt, sondern sich stärker als in westlichen Ländern am

Output orientiert. Das unterscheidet diesen eher an Autoritäten als an demokratischen Institutionen orientierten Teil der Bevölkerung von vergleichbaren Bevölkerungsteilen in westlichen Gesellschaften: Autoritätsfixierung hängt in den Transformationsgesellschaften offensichtlich davon ab, ob die jeweils erwartete Leistung auch eintritt. Tritt sie nicht ein, erscheinen in Ostmitteleuropa wie in Ostdeutschland die vorher mit Verve abgewählten kommunistischen Parteien wieder wählbar.

Mit dieser Wendung im Wahlverhalten ist vorerst noch nichts über den Erfolg oder Mißerfolg der Umbrüche gesagt, schließlich sollte man die Integrationsfreudigkeit und das Anpassungspotential postkommunistischer Funktionsträger nicht unterschätzen. Wohl aber sind damit Einschränkungen hinsichtlich der Offeschen Sicht der Dinge möglich: Sozialpolitik und Transformationsunterstützung sollten nicht kurzschlüssig zusammengedacht werden. Auch die Geschlechtsspezifik der Transformationsverlierer am Arbeitsmarkt stellt *Offe* klar heraus, nicht ohne dafür einen Grund nennen zu können: Im Zuge des Umbaus der Zentralverwaltungswirtschaft und der mit unterschiedlicher Vehemenz vorangetriebenen ökonomischen Reformen fehlende Kinderbetreuungsplätze, seien verantwortlich für den hohen Frauenanteil bei den Arbeitslosen (S. 131). Die in kommunistischen Staaten zelebrierte Vollbeschäf-

tigung von Frauen wird damit jedoch für bare Münze genommen. Ein Blick auf die hierarchische Verteilung dieser Vollbeschäftigung vor dem „big bang“ verschafft jedoch Aufschluß über die ungleichen Ausgangssituationen von Frauen und Männern. Anders gesagt: Das Verschwinden der sozialen Errungenschaften (S. 114) des Systems gibt zuerst Aufschluß über die praktizierte Konservierung traditioneller Geschlechtsidentitäten, also darüber, daß Frauen in Osteuropa nur administrativ „emanzipiert“ waren. Diese unterschiedliche Startposition beim Rennen in die Marktwirtschaft sorgte dann m. E. auch primär für die hohe Frauenarbeitslosigkeit. Und erst in zweiter Instanz läßt sich dies den Härten des Übergangs zurechnen (bei einer sektoralen Betrachtungsweise müßte hier allerdings der akademische Bereich in Ostdeutschland ausgenommen werden). Ungeachtet derartiger Einschränkungen vermag *Offe* mit der nun in Buchform vorliegenden und überarbeiteten Sammlung zuvor dispartat veröffentlichter Aufsätze Anregungen zu geben, wie sie von den detailversessenen Osteuropaforschern vergeblich erwartet wurden.

Frank Geißler

Alain Caillé, La démission des clercs. La crise des sciences sociales et l'oubli du politique, Editions La Découverte, Paris 1993, 297 S.

Zu vermieden ist ein zweiter Generalangriff auf „den Intellektuellen“ aus französischer Feder. Ihn hat vor einigen Jahrzehnten Julien Benda schon einmal attackiert – er nahm Anstoß am intellektuellen Verrat und verstand darunter das *Faible* des Geistes für die Politik, speziell in ihrer höchsten Zuspitzung, dem Krieg. *Caillé's* Kritik steht unter umgekehrten Vorzeichen; sie zielt auf die intellektuelle Abtreibung des Politischen im Namen eines sterilen Positivismus. Dieser Hang zur geistigen Neutralität soll im Trend der modernen Zeit liegen: etabliert hätten sich drei große Prinzipien – Markt, Repräsentation, Wissenschaft –, deren gemeinsames, obwohl latentes Ziel es gewesen sei, „gegen alle Formen von Macht und Herrschaft zu kämpfen“ und deren geteilte, obgleich stille Hoffnung sich darauf gerichtet hätte, „ein für allemal mit dem Konflikt und der Politik Schluß zu machen“. Denn: „Der Markt ist eine Maschine, um die Macht der Aristokratie zu zerstören, der repräsentative Staat ist ein Instrument gegen die Macht der Kaiser und Könige, und Wissenschaft ist die finale Waffe gegen die Macht der Kirche.“ Oder positiv gewendet: „Das tiefste Ziel der modernen Sozialwissenschaft und politischen Philosophie ist es also, eine Gesellschaft ohne Macht zu er-

richten, eine apolitische Gesellschaft verwalteter Bedürfnisse, die ganz von selbst, sachgesetzlich, funktionieren würde.“ (S. 17f.)

So ähnlich hat das auch schon Carl Schmitt gesehen, der die Moderne als „Zeitalter der Neutralisierungen“ beschreibt und ihre unermüdlichen Versuche nachzeichnet, Machtfragen ohne Machteinsatz zu klären: in letzter Instanz (bei ihm) durch den Rekurs auf Technik oder, um das jüngste Produkt des apolitischen Eskapismus miteinzuschließen, mit Hilfe einer ausgeklügelten Sozialtechnik. Darunter fallen so unterschiedliche Ansätze wie Nozicks Bemühungen, das Eingriffsrepertoire eines „minimalen Staates“ allgemeinverbindlich abzuleiten; oder die Habermas-Idee, Herrschaftsansprüche in herrschaftsfreien Diskursen handlungsentlastet und mit symmetrischen Beteiligungschancen zu entscheiden; oder der von Rawls vorgeschlagene Weg, „faire“ Gerechtigkeitsprinzipien aufzustellen, denen sich jedes (liberale) Vernunftwesen, unabhängig von seiner speziellen Lage, zwanglos beugen können müßte; oder auch das neo-klassische Programm eines v. Hayek, dessen ungeteilte Liebe dem Markt gehört: im Rahmen von law and order sollen Angebot und Nachfrage darüber entscheiden, was den Vorrang vor anderem hat. *Caillé* verabschiedet diese Projekte allesamt; für ihn variieren sie lediglich ein ärgerliches Thema: nämlich die Abdankung der Intellek-

tuellen. Es ist nur konsequent, wenn er dann, im Bemühen um Revision, den letzten „Machthaber“ des Geistes wieder einsetzt: eben Carl Schmitt. Der habe, prinzipiell jedenfalls, darin Recht gehabt, „den Gegensatz von Freund und Feind zum spezifischen Kriterium des Politischen zu machen, und jenen als Souverän anzuerkennen, der in oder besser über den Ausnahmezustand entscheidet“ (S. 270). Freilich dürften das einigende Band und die trennende Linie nicht metaphysisch fixiert – in völkische Gestalten gegossen – werden; vielmehr müßten sie sich im demokratischen Prozeß immer wieder als sinnfällig erweisen: „neu genährt und wieder erschaffen“ (S. 271). Auch nach dieser demokratischen Wendung bleibt ein Verdacht zurück: der nämlich, daß die Intellektuellen ihre schuldhafte Abdankung durch den neuerlichen Verrat wettmachen müßten – auch „Demokratien und ihre Bürger sind nicht immun gegen das Fieber des Krieges“ (William Pfaff).

Wolfgang Fach

Heinz Kleger, Der neue Ungehorsam. Widerstände und politische Verpflichtung in einer lernfähigen Demokratie, Campus Verlag, Frankfurt am Main/New York 1993, 502 S.

Also noch ein Buch über Bürgerinitiativen und ihre besonderen Aktionsformen, dazu eines, das sage und schreibe ein halbes Tausend Seiten benötigt, um seinen Gegenstand in den Griff zu bekommen. War das wirklich notwendig, nachdem die Debatte um dieses Phänomen ihren Höhepunkt eigentlich in den achtziger Jahren überschritten hatte, nachdem ungezählte Stellungnahmen der unmittelbar Betroffenen klargemacht haben, was diese Gruppen wollen und warum sie zu unkonventionellen Mitteln greifen (man denke etwa an die vielen Einlassungen von Walter Jens als einem der prominentesten Vertreter); nachdem schließlich von Großphilosophen wie John Rawls oder Jürgen Habermas ausführliche Analysen vorliegen, die systematisch ausloten, unter welchen Bedingungen und mit welchem Recht bestimmte Anliegen sich außerhalb des legalen Raumes, aber dennoch auf legitime Weise Gehör verschaffen dürfen?

Um die Antwort vorwegzunehmen: die Beschäftigung mit *Klegers* Sicht des „bürgerlichen“ Ungehorsams lohnt, jedenfalls vermittelt sie Einsichten, die so bisher noch nicht

auf dem Meinungsmarkt vertreten waren (auch wenn diese in mancher Hinsicht an Ulrich Becks Begriff von „differentieller Politik“ erinnern). Der „Mehrwert“ dieser neuen Analyse resultiert aus einer besonderen Art der Annäherung an den Gegenstand. Der Verfasser verbindet in seiner praktischen Philosophie auf eigentümliche Weise Distanz mit Engagement. Einerseits hat er den Aktivisten samt ihren Sprechern voraus, daß er die Praxis des Ungehorsams nicht allein aus der momentanen Empörung über politische Ärgernisse heraus begründet, sondern sie innerhalb einer langen Denktradition und im Kontext der „demokratischen Frage“ verorten kann. Andererseits begnügt er sich auch nicht damit, im geläufigen Philosophen-Stil über die Köpfe der „Bürger-Bewegten“ hinweg zu räsonnieren und ihnen so theoretisch überlegene Ratschläge zu erteilen; vielmehr soll ein mühsames Eindringen in die Empirie des basisdemokratischen Denkens ans Tageslicht bringen, welche Motive diese Menschen umtreiben, wie also der „Rohstoff“ beschaffen ist, auf den sich philosophische Diskurse beziehen müssen, sollen sie nicht elitistisch abheben. Diese „teilnehmende Bedachtsamkeit“ bewahrt nicht nur vor theorielastiger Verengung, Veränderungen des praktizierten Widerstandes können dann „reflexiv“ mitverarbeitet werden. Auf diese Weise korrigieren sich „philosophische Distanz“ und „empirische Nähe“ (*Kleger*) wechselseitig, Theo-

rie und Praxis nähern sich an.

Was gewinnt man dadurch? *Kleger* stößt im Laufe seiner Untersuchungen auf Spuren eines „neuen“ Ungehorsams, die darauf hindeuten, daß es den Widerständigen „objektiv“ nicht mehr nur um die Blockade oder Sabotage einer konkreten politischen Entscheidung (mit meist lokalem Bezug) geht. Vielmehr machen sie auf dem jeweiligen Feld alternative Politikstrategien „diskursfähig“, die ohne diese Intervention gegenüber Mehrheitsinteressen keine Chance hätten, öffentlich debattiert zu werden. „Subjektiv“ allerdings verorten diese Gruppierungen ihren Protest immer noch im herkömmlichen Spektrum von Widerstandsrecht und zivilem Ungehorsam – Formen des Widerspruchs, die, wie *Klegers* historisch-kritische Analyse demonstriert, dem veränderten Inhalt nicht mehr gerecht werden.

Neuer Ungehorsam, recht verstanden, überwindet zwei Probleme, mit denen diese traditionellen Muster zu kämpfen haben. So ist, einerseits, das Widerstandsrecht mit einem „Distanzproblem“ konfrontiert: in seiner klassischen Variante hat es immer das ganze System bekämpft, war also „grenzenlos“ (während es, verfassungsmäßig verankert, nahezu sinnlos, weil ganz auf die Verteidigung des Status quo eingeengt ist). Demgegenüber weist der zivile Ungehorsam zwar die rechte Distanz zum System auf, d.h. er ist hinreichend „freischwebend“, ohne die Rechtsordnung

als Ganze in Frage zu stellen. Er leidet jedoch, andererseits, an einem „Zeitproblem“: seine Fixierung auf punktuelle „Ernstfälle“ macht ihn untauglich für eine Epoche, in der es nicht mehr nur um den Ausdruck momentaner Empörung, sondern um die Bewältigung gesellschaftlicher Strukturprobleme geht.

Der neue Ungehorsam ist der zivile, auf Dauer gestellt. Kleger möchte Widerständigkeit, gerade die unkonventionelle, im demokratischen Prozeß verankern. Im Gegenzug wird dem System zugemutet, der erweiterten Opposition „reflektiert“ zu begegnen – vorausgesetzt wird eine lernfähige Demokratie, deren Reaktionsvermögen über die rechtliche Ahndung von Verstößen hinausgeht. Ungehorsam verwandelt sich von einem der Basis abgelesenen empirischen Befund in einen normativen Anspruch an Staat und Gesellschaft – der „vorausseilenden“ Praxis der Bewegungen soll eine Modernisierung des Bewußtseins folgen.

Soweit die knappe Skizze eines Argumentationsganges, der sich gegen derartige Zuspitzungen eigentlich sperrt, weil *Kleger* den LeserInnen nicht einfach fertige Ergebnisse präsentiert, sondern sie mit akribischer Genauigkeit an den laufenden Prozessen beteiligt; ein Verfahren, das die komplexe Dialektik seiner Argumentation indes nur mühsam bändigt und zu einem Vermittlungsproblem führt. Die Gleichzeitigkeit von Gedankengängen läßt sich eben nur chro-

nologisch darstellen; in diesem Sinne hat die Unterscheidung von Analyse- und Darstellungsform ihren guten Grund.

Am Ende dieser tour de force bleibt ein Hauch von Skepsis. Der modernisierte, mit dem Element des neuen Ungehorsams angereicherte Demokratiebegriff ist voraussetzungs- voll. Nicht von ungefähr behält am Ende das normative Element die Oberhand: das Engagement der BürgerInnen und die Offenheit des Staates werden zur politischen Verpflichtung erklärt und gewinnen damit Appellcharakter. Die Frage bleibt, ob der Spielraum, der damit eröffnet werden soll, nicht doch nur in „Krisenzeiten“ ausgefüllt wird. Zudem ist es keineswegs ausgemacht, daß immer die „richtigen“ Interessen ins Spiel kommen. Der Radius wird auch für andere Interessen vergrößert: ziviles Handeln bricht sich nicht immer „progressive“ Bahnen (das hieße das Volksempfinden überschätzen), und manchmal öffnet sich der Staat auch den „falschen“ Anliegen.

Annette Ringwald

Kai Hafez, Orientwissenschaft in der DDR. Zwischen Dogma und Anpassung, 1969-1989, Deutsches Orient-Institut, Hamburg 1995, 548 S. (=Schriften des Deutschen Orient-Instituts und der Arbeitsstelle Politik des Vorderen Orients, Freie Universität Berlin)

Kai Hafez hat sich mit großem Fleiß und akribischer Suche nach Quellenmaterial und Zeitzeugen an die Aufgabe gemacht, die Orientwissenschaft in der DDR nach ihren Ursprüngen, ihrem Selbstverständnis und ihren wissenschaftlichen Leistungen zu befragen. Im Ergebnis liegt nunmehr ein Werk vor, das dem Anspruch einer Dissertation, Erkenntniszuwachs zu erbringen und einen hohen Neuigkeitswert zu repräsentieren, auf beeindruckende Weise gerecht geworden ist. Deshalb sollte auch von dem etwas „verunglückten“ Titel nicht auf den Inhalt der Dissertationsschrift gefolgert werden. Die Unterzeile „Zwischen Dogma und Anpassung“ formuliert ungenau, denn sie vermittelt nur eine Scheinalternative, die in der Einleitung erst umständlich erläutert werden muß (S. 2) Der weiterhin apostrophierte Zeitrahmen der Untersuchung (1969-1989) wird im Text – wohlthuenderweise – erheblich überschritten, obwohl eine entsprechende Schwerpunktsetzung letztlich konzediert werden kann.

Das Buch gliedert sich in zwei

Hauptteile, wobei der erste (S. 18-130) Aussagen über Geschichte, Funktion und Organisation der DDR-Orientwissenschaft beinhaltet, wohingegen sich der zweite (S. 131-420) mit den hauptsächlichen Theorien, Positionen und Kontroversen, d.h. den wissenschaftlichen Ergebnissen der DDR-Forschung auseinandersetzt. Für beide Teile ist die Quellengrundlage gut belegt.

Diesem Aufbau entsprechend skizziert *Hafez* zunächst die Wurzeln der DDR-Orientwissenschaft, der er generell zubilligt, nicht ausschließlich auf die Postulate des Marxismus/Leninismus fixiert gewesen zu sein, sondern auch das Erbe der klassischen deutschen Orientalistik auf spezifische Weise bewahrt zu haben. Er hebt den in Deutschland in dieser Größenordnung einmaligen interdisziplinären Ansatz der Orientwissenschaften in der DDR hervor, die weit eher den modernen amerikanischen *area studies* glich als den traditionellen Formen der Beschäftigung mit dem Orient in den alten Bundesländern.

Der Autor verfolgt die ersten Anfänge der institutionalisierten wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Vorderen Orient und Nordafrika in den fünfziger Jahren, würdigt „Gründerväter“ wie Walter Markov, weist aber auch auf die ideologischen Rahmenbedingungen und politischen Zwecksetzungen des Experiments hin. Für *Hafez* macht es Sinn, die Einbin-

dung beider deutscher Staaten in die Blockbildung des Kalten Krieges festzuhalten und daraus ein gewisses Limit für Erwartungen abzuleiten, die mit der relevanten Forschung in der DDR billigerweise verknüpft werden durften.

Neben der Darstellung übergreifender Zusammenhänge in der Entwicklung der DDR-Orientalistik, ihrer Evolutionsetappen und ihres schrittweisen Wandels, ihrer Struktur und Forschungsziele fand der Autor auch Quellen, die selbst kleinere Details der Vorgänge in dieser Wissenschaftsdisziplin belegen. Dazu gehört z.B. die Konfliktsituation nach der 3. Hochschulreform, das häufig unproduktiv gespannte Verhältnis zwischen den mit dem Orient befaßten Wissenschaftsinstitutionen in Berlin und Leipzig oder einzelnen Wissenschaftlern – Fakten, die bisher nur „insidern“ bekannt waren.

Sehr übersichtlich geriet auch die Darstellung der studentischen Ausbildung, wobei der multidisziplinäre Ansatz des Studiums hinlänglich beschrieben wurde, wohingegen die latente Tendenz zur Verschulung des Studiums eher vernachlässigt blieb.

Der zweite und Hauptteil des Buches widmet sich den in Publikationen der DDR-Orientalistik nachweisbaren Forschungsschwerpunkten und setzt sich mit deren Ergebnissen kritisch, jedoch nie überheblich oder persönlich diskreditierend auseinander. Seriöse Wissenschaft und bleibende Erkenntnisse

werden durchaus als solche benannt, es überwiegt jedoch die Darstellung der Grenzen und Irrtümer der DDR-Orientalistik; logischerweise, denn sie war untrennbarer Bestandteil eines gescheiterten Gesellschaftsmodells.

Als besondere Spannungsfelder der gegenwartsbezogenen Orientforschung in der DDR bezeichnet *Hafez* erstens gesellschaftstheoretische Implikationen der marxistisch-leninistischen Imperialismustheorie und der DDR-Entwicklungstheorie (S. 139-162) und stellt hierbei besonders den Korsettcharakter der vorgegebenen theoretischen Rahmenbedingungen für originäre Forschungsleistungen heraus. Zweitens geht er auf Standpunkte der DDR-Wissenschaftler zur politischen und wirtschaftlichen Entwicklung in Nordafrika und im Nahen Osten ein (S. 163-259). Er kritisiert den eingeeengten und einengenden Klassenbegriff, das Prokrustesbett der Formationstheorie, gleichzeitig konstatiert er jedoch auch eine „Aufweichung“ der starren ideologischen Prämissen in den achtziger Jahren. Drittens beschäftigt er sich mit der Behandlung des politischen Islam (S. 260-309). Obwohl auch in diesem Fall mit Kritik nicht gespart wird, räumt der Autor doch ein, daß auch der Westen dem Phänomen wissenschaftlich zunächst nicht gerecht wurde, und daß – aus unterschiedlichen Gründen – die Ergebnisse der Forschung sowohl in Ost wie auch in West geraume Zeit nicht befriedigen

konnten. Viertens beschreibt er die Darstellung des Nahostkonflikts in der DDR-Orientwissenschaft (S. 310-361), wobei er darunter auch irritierenderweise weitere Konfliktfelder wie den irakisch-iranischen Krieg subsumiert, die eine eigene Behandlung verdienen. Im Nahostkonflikt als Musterfall einer „Südverlängerung“ des Ost-West-Konflikts darf deshalb auch nicht verwundern, wenn in den Darlegungen aus der Feder von DDR-Wissenschaftlern parteinehmende Züge überwiegen. Fünftens und sechstens geht *Hafez* auf die Problemfelder „Frauen in der Gesellschaft“ (S. 362-377) und „Kultur“ (S. 378-401) ein. Wenn er im ersten Fall zu recht ein eklatantes Forschungsdefizit konstatiert, so würdigt er im zweiten Fall ebenso objektiv die auch international beachteten Leistungen.

Einen nicht geringen Wertzuwachs erfährt das Buch durch ausführliche Interviews mit namhaften DDR-Wissenschaftlern wie Lothar Rathmann, Martin Robbe, Gerhard Höpp, Günter Barthel und Eberhard Serauky. Deren Darlegungen stehen nicht neben dem Text, sondern werden häufig in die Untersuchungen integriert, was die Authentizität des Gesagten nicht unwesentlich erhöht. Die Interviews wurden 1991 und 1992 durchgeführt und sind somit selbst schon wieder Zeitzeugnisse geworden, denn sie geben sowohl Auskunft über die Selbstreflektion der Befragten als auch über die unerfüllt gebliebenen Hoffnungen, zumindest den

Kern des wegweisenden multidisziplinären Ansatzes der DDR-Orientwissenschaft zu erhalten. Man kann *Hafez* allerdings vorwerfen, bei der Auswahl seiner Interviewpartner zu einseitig auf die „Großkopfeten“ gesetzt zu haben. Noch differenziertere Sichtweisen wären sicher möglich gewesen, wenn er auch zumindest einen jungen Absolventen oder Assistenten des Leipziger Instituts befragt hätte.

Ein spürbares Dilemma offenbart sich generell in der zeitlichen Nähe der Arbeit zum untersuchten Gegenstand, der zudem integraler Bestandteil der kontroversen Aufarbeitung der DDR-Geschichte ist. Um es vorweg zu sagen, *Hafez* ist der Herausforderung weitgehend gerecht geworden, und er erfuhr eine erhebliche Unterstützung durch namhafte Institutionen und Wissenschaftler in den alten Bundesländern. Vielleicht konnte zum gegenwärtigen Zeitpunkt auch nur ein westdeutscher Wissenschaftler das notwendige Maß an Objektivität aufbringen, um – Vorurteilslosigkeit vorausgesetzt – ein stimmiges Bild der DDR-Orientwissenschaft zu zeichnen. Wenn aber die Institutionen und Strukturen, die er beschreibt, nun der Vergangenheit angehören, so trifft das auf die darin beschäftigten Wissenschaftler mitnichten zu. Manche „empfindliche Seele“ mag sich deshalb bei der Lektüre des Buches bisweilen wie in einer Botanisiertrommel vorkommen, auch wenn dem Verfasser hierbei gewiß keine böse Absicht unterstellt werden kann.

Trotzdem ließ sich ein gewisses Differenzierungsmanko in der Herangehensweise des Autors nicht vermeiden, der selbst erwähnte, „auf die eigene Analyse angewiesen gewesen und nicht durch die Selbstreflektion der Wissenschaftler unterstützt worden (zu sein).“ (S. 407) Dabei bleibt freilich fraglich, ob *Hafez* einen solchen Versuch überhaupt unternahm oder ob er von befragten Wissenschaftlern abgewiesen wurde. Letzteres würde einige Schwächen der Arbeit immerhin relativieren. Dazu folgende Beispiele:

– Der Autor kennt oder berücksichtigt die Hierarchien innerhalb der DDR-Orientwissenschaft nicht. So stehen Aussagen, Abhandlungen und Meinungsäußerungen bekannter Ordinarien und Wissenschaftsfunktionäre neben denen von Nachwuchswissenschaftlern oder nur sporadisch Publizierenden. Das mag für die Wertbemessung der wissenschaftlichen Leistung zunächst sekundär sein, jedoch gewiß nicht für die Wirkung und Verallgemeinerbarkeit des Gesagten in Wissenschaft und Politik.

– *Hafez* überschätzt die außenpolitische Wirkung der DDR-Orientwissenschaft erheblich. Zwar war deren Beratungsfunktion programmatisch angelegt, sie setzte sich in der Praxis aber nur in Ausnahmefällen um. Je professioneller die DDR-Außenpolitik nach der Anerkennungselle 1969/70 geriet, um so weniger zeigte sie sich gewillt, sich von der

„realitätsfernen“ Wissenschaft beraten zu lassen. Für einen Abteilungsleiter des Außenministeriums war es im gegebenen Fall stets weitaus wichtiger, die Meinung der Parteiführung zu eruieren und zu berücksichtigen als eine Analyse der Orientwissenschaft zu verarbeiten. Ausnahmen, d.h. einzelne Wissenschaftler, die die Arbeitsweise und die interne Diktion des Außenministeriums beherrschten und daher Gehör fanden bzw. Diplomaten, die sich eine gewisse Affinität zur Wissenschaft bewahrt hatten, bestätigten nur die Regel.

– Eine statistische Auswertung der Zeitschrift „asien, afrika, lateinamerika“ von 1973–1989 läßt keinesfalls direkte Rückschlüsse aus der Häufung bestimmter Themen auf die Schwerpunktsetzung der DDR-Politik gegenüber und Bewertung von Vorgängen im Nahen Osten und Nordafrika zu. Eine gewisse Themenballung kam nicht selten allein dadurch zustande, daß es einzelnen Wissenschaftlern besser als anderen gelang, ihre Aufsätze zu plazieren bzw. immer wieder einzureichen, wo andere längst aufgegeben hatten.

– *Hafez* beschreibt feinfühlig und objektiv das Wirken von Zensur und Selbstzensur in der DDR-Orientwissenschaft (insbesondere S. 116–121). Er neigt seine gewonnenen Erkenntnisse dann aber nicht selten, wenn er gegenüber Irrungen und „Platitüden“ der DDR-Orientalisten im zweiten Teil des Buches „schweres Kaliber“ aufführt. Manche der

formal zurecht kritisierten Autoren wären gewiß in der Lage, anhand zensierter Originalmanuskripte nachzuweisen, wie detailliert und wortgenau Formulierungsänderungen vorgenommen werden mußten, um letztlich überhaupt veröffentlicht zu werden. Kritik sollte also unbedingt zwischen dem Autor, seinem Text (für den er allerdings nicht immer allein verantwortlich zeichnete) und der Zensur als Institution differenzieren!

– Bei der ansonsten ausführlichen Behandlung aller Institutionen, die in der DDR mit der Orientalwissenschaft befaßt waren, fehlt der 1975 an der Sektion Afrika- und Nahostwissenschaften in Leipzig gegründete Lehr- und Forschungsbereich „Grundfragen der nationalen Befreiungsbewegung“, in dem eine Reihe befähigter Absolventen des regionalwissenschaftlichen arabistischen Studiums ihre wissenschaftliche Heimat fanden. Deren Arbeiten fehlen auch zu großen Teilen in der Auswertung im Hauptteil des Buches.

– Bestimmte im Westen gebräuchliche Termini wurden bisweilen auf Vorgänge und Tatbestände in der DDR angewandt, ohne dort eine Entsprechung zu haben. Haupt- und Nebenfachausbildung im Sinne der Magister-Studienlaufbahn waren in der DDR ungebräuchlich (S. 39)

Gegenüber dieser Kategorie von diskussionswürdigen Einwänden stehen einige kleinere Fehler und Ungenauigkeiten in ihrer Bedeutung zurück. Das betrifft wenige Druckfeh-

ler, aber auch falsche Namenszuweisungen (Dietrich statt Wolfgang Schwanitz, S. 12) oder unrichtige Institutionsanbindungen (Ingo Schönfelder arbeitete nicht am IIB, sondern in Leipzig, S. 38).

Per Saldo überwiegt jedoch eindeutig das eingangs hervorgehobene Positive. *Hafez'* überzeugende Beweisführung gibt jenen recht, die auf die Frage, ob die DDR-Orientwissenschaft primär Ideologie oder Wissenschaft war, antworten: nicht entweder oder, sondern sowohl als auch!

Henner Fürtig

André Gingrich, Sylvia Haas, Gabriele Paleczek, Thomas Fillitz (Hrsg.), *Studies in Oriental Culture and History. Festschrift für Walter Dostal*, Peter Lang Verlag, Frankfurt am Main u.a. 1993, 287 S.

Muhammad as-Sayyid Omar, Anton Prokesch-Osten. Ein österreichischer Diplomat im Orient, Peter Lang Verlag, Frankfurt am Main u.a. 1993, 308 S.

Dem Ordinarius des Wiener Instituts für Völkerkunde, Walter Dostal, Jahrgang 1929, widmeten achtzehn Autoren ihre Festgabe zur Geschichte und Kultur orientalischer Völker – gemäß den thematischen und regionalen

Schwerpunkten seines Schaffens. Der Bogen reicht von der Kulturgeschichte des Alten Orients und ihrer materiellen Kultur über die Entwicklung der islamischen Gesellschaften zwischen Westafrika und Zentralasien bis hin zur ethnologischen Analyse rezenter sozialer Prozesse in Arabien.

Der Ethnohistoriker *Karl R. Wernhart* umriß Dostals Hauptgebiete „aus materialistischer Sicht“ (S. 10): „soziale Evolution, Kulturökologie, Stadt- und Hochkultur-forschung, Verwandtschafts- und Gesellschaftsstruktur, wirtschaftsethnologische Aspekte – alle basierend auf während zahlreicher Feldaufenthalte auf der Arabischen Halbinsel erhobenen Daten und erhärtet in Auseinandersetzung und Reflexion mit den jeweiligen Veröffentlichungen aus den Theorie- und Methodenbereichen – und Fragen zum Bereich der Wissenschaftsgeschichte“. Entsprechend weit fielen die Beiträge aus.

Einem Österreicher ist der zweite Titel gewidmet. Anton Prokesch, 1795 in Graz geboren, bricht seine juristischen Studien 1813 infolge des Krieges gegen Napoleon ab. Seit dem Vorjahr verfertigt der junge Mann in engem Austausch mit seinem väterlichen Freund, dem Straßburger Geschichtspräsident Julius Schneller, Aufzeichnungen über die eigene geistige Entwicklung. Neben kleineren Schriften und Gedichten pflegt er vielfältige Interessen. So besteht er 1816 die Prüfung für eine Professur der

Mathematik an der Militärkadettenschule in Ölmütz. Ein ausgedehntes Reiseleben beginnt, das ihn 1820 nach Prag, Leipzig und Jena führt, wo er, nicht zuletzt als Autor militärischer Schriften und Gedichte, mit Denkern zusammentrifft, darunter mit Johann Wolfgang von Goethe.

In Paris bestaunt der junge Leutnant die Kunstschatze aus dem Orient. Jetzt, Mitte 1824, beginnt ein Lebensabschnitt, der ihn für fünfzehn Jahre in das Morgenland führt, zunächst nach Konstantinopel, dann, im Oktober 1826, nach Alexandrien. Er weilt sechs Monate in Ägypten, wo ihn der Vizekönig Muhammad °Alî in Audienz empfängt. Nun Major, bereist der Grazer 1829 Palästina, Zypern und Syrien. Ende 1829 beordert ihn Fürst Metternich nach Wien.

Im selben Jahr erscheinen Prokeschs Orientserlebnisse – als Pressebeiträge und Tagebücher. Zwischen 1829 und 1831 kommen die drei Bände „Erinnerungen aus Aegypten und Kleinasien“, „Reise ins heilige Land“ und „Das Land zwischen den Katarakten des Nil“ heraus. Dann, 1836, liegen vor drei Bände „Denkwürdigkeiten und Erinnerungen aus dem Orient“ sowie die Gedichte „Reiselieder aus dem Osten, von Oberstleutnant Anton Prokesch Ritter von Osten. Gesammelt von einem Freunde“. Letztere zog Prokesch zurück. Sie sind im Band sechs seiner siebenbändigen „Kleinen Schriften“, die sein Freund Fürst Hermann von Pückler-Muskau 1842-1844 herausgab, ent-

halten. Eine weitere, aus dem Tagebuch zusammengestellte Sicht auf Ägypten wird 1877 das Werk „Mehmed-Ali, Vize-König von Ägypten“.

Kaiser Franz I. empfängt Anton Prokesch im Frühjahr 1830 und belohnt ihn mit dem Adelsstand – „von Osten“. Die nächsten Jahre werden abermals durch ausgedehnte Auftragsreisen und bemerkenswerte Publikationen bestimmt, darunter über Italien, Ägypten und Griechenland, was auch der „Krieg des Vizekönigs von Aegypten Mohammed Ali's gegen den Sultan 1831-1833“ im Band sieben der „Kleinen Schriften“ sowie die sechs Bände der „Geschichte des Abfalls der Griechen vom Türkischen Reiche“ 1867 ausweisen. In der Laufbahn steigt er 1848 bis zum Feldmarschall-Leutnant auf. In jenem Jahr weilt er als außerordentlicher Gesandter und Minister in Berlin, um Friedrich Wilhelms IV. Wahl zum Kaiser zu verhindern. Zwischen 1853 und 1855 ist Prokesch der Gesandte Österreichs beim Bundestag in Frankfurt und sodann Internuntius in Konstantinopel. Nach seinem fünfzigjährigem Dienst in der Armee wird er Feldzeugmeister und 1867 der erste Botschafter Österreichs beim Sultan. 1871 berief ihn der Kaiser in den erblichen Grafenstand. Nach Rückkehr aus der Türkei legt Prokesch ein tausendseitiges Manuskript „Sechszehn Jahre in Konstantinopel 1856-1872“ vor. Seine letzten Lebensjahre sind von Reisen angefüllt, darunter nach

Tunesien und Algerien. 1876 verstirbt er in Wien.

Muhammad as-Sayyid Omar geht näher auf die Reisen ein – Griechenland, Türkei, Ägypten, Palästina. Er erhellt Prokeschs Orientlebnis, Methodik und literaturhistorische Rolle. Ein umfänglicher Anhang beendet das Werk über diesen herausragenden Diplomaten als Schriftsteller.

Wolfgang Schwanitz

Wolfgang Schwanitz (Hrsg.), *Jenseits der Legenden. Araber, Juden, Deutsche*, Dietz Verlag, Berlin 1994, 237 S.

Diese Arbeit stellt sich einen hohen Anspruch: „die historischen Fragen der gegenseitigen Wahrnehmung von Deutschen, Juden und Arabern neu aufzuarbeiten.“ Vierzehn Autoren äußern in sechzehn Beiträgen dazu ihre Meinung. Die Beiträge zeichnen sich durch eine große Themenvielfalt aus. Sie reichen von Reflexionen über Flauberts Orientreise Mitte des vergangenen Jahrhunderts oder einer Darstellung islamisierender Architektur in Deutschland über wirtschaftshistorische Studien, z.B. über deutsche Unternehmen und das „Bagdadbahn“-Projekt, politik- und militärwissenschaftliche Betrachtungen zum nahöstlichen Kriegsschauplatz im Zweiten Weltkrieg bis hin zu dem

komplizierten Verhältnis der Deutschen in beiden deutschen Staaten zu Israel und den arabischen Staaten in den Jahren des Kalten Krieges.

Die Fülle der Informationen aus verschiedenen Bereichen und Epochen, der Wechsel von philosophisch-theoretischer Abstraktion und nüchterner Aktenauswertung sowie die Unterschiede und Nuancen in den Sichtweisen der Autoren bilden zweifellos wichtige Vorzüge dieses Buches.

Sicher kann man von den 200 Textseiten billigerweise nicht mehr als einen Anfang bei dem o.g. Ziel der erneuten Aufarbeitung der Wahrnehmung zwischen Arabern, Deutschen und Juden erwarten. Bei der Lektüre der einzelnen Beiträge wird deutlich, wie umfassend, wie schwierig und widersprüchlich, wie brisant und heikel diese Materie ist.

Besonders gelungen erscheint *Gerhard Höpps* Aufsatz „Araber im Zweiten Weltkrieg – Kollaboration oder Patriotismus?“ *Höpp* nähert sich äußerst behutsam einem schwierigen Kapitel, der Zusammenarbeit einiger arabischer Kreise mit Nazideutschland im Zweiten Weltkrieg. Seine kenntnisreiche Analyse, die sachkundige Einordnung der Fakten in den historischen Kontext und die vorsichtig-nachdenkliche Wertung setzen Maßstäbe für die (Neu-) Aufarbeitung des von Hypothesen, Vorurteilen und Stereotypen so belasteten Verhältnisses zwischen Arabern, Juden und Deutschen.

Auch die Beiträge von *Karin Hartewig* (Jüdische Kommunisten in der DDR und ihr Verhältnis zu Israel), von *Ahmed Ezzeldin* (Islamfeindlichkeit und Antisemitismus) und von *Burchard Brentjes* (Antisemitismus und Antizionismus in unseren Tagen) geben neben der Vermittlung interessanter Fakten wichtige Impulse zum Nach- und Weiterdenken.

Schockierend die Aussagen von *Brentjes*, der in den siebziger und achtziger Jahren zukünftige Geschichts- und Staatsbürgerkundeführer der DDR auf ihr Wissen zum Orient, zum Islam, zu Arabern und Juden prüfte. Über eineinhalb Jahrzehnte stellte er bei diesen werdenden Ideologieträgern neben blamabler Unkenntnis ein erschreckendes Maß an Rassismus und Fremdenfeindlichkeit fest. Leider kann der Autor auf den reichlich sechs Seiten seines Beitrages nicht viel mehr tun, als die Fakten zu präsentieren. Hier – aber auch an anderen Stellen, bei denen es um Fragen geht, die im Zentrum der selbst gestellten Aufgabe der Arbeit stehen – hätte man sich mehr Raum für eine Ursachenanalyse, für eine Wertung und Folgenabschätzung gewünscht.

Die ansonsten sehr lesenswerte Betrachtung über Flauberts Orientreise vermag zum Anliegen des Buches hingegen wenig beizutragen, zumindest fraglich ist dies auch bei der ausführlichen Darlegung des Nahostengagements deutscher Unternehmen bei dem Bagdadbahn-

projekt oder bei umfänglichen Exkursen auf dem wohlbeackerten Feld der Nordafrika-Feldzüge im Zweiten Weltkrieg.

Möglicherweise ist dies der Tatsache geschuldet, daß die Beiträge ein Kompendium von Wortmeldungen zweier Konferenzen darstellen. Jeder Text ist lesenswert, zum anspruchsvollen Anliegen des Buches tragen sie in unterschiedlichem Maße bei. Im Interesse der Kohärenz und des inneren Zusammenhangs hätte

man sich eine etwas stärkere redaktionelle Bearbeitung gewünscht. Es entstehen notwendigerweise Brüche, wenn längere wirtschaftshistorische Artikel neben einem zweiseitigen, unredigierten Grußwort stehen.

Insgesamt ist „Jenseits der Legenden“ ein sehr beachtenswerter Anfang, um sich dem schwierigen Dreiecksverhältnis zwischen Arabern, Juden und Deutschen auf neue Weise zu nähern.

Rolf Müller-Syring

Beiträge zur Universalgeschichte und
vergleichenden Gesellschaftsforschung,
Band 9

Eckhardt Fuchs
Henry Thomas Buckle.
Geschichtsschreibung und
Positivismus in England und
Deutschland

1994, 400 Seiten
Geb., DM 58,-
ISBN 3-929031-27-2

Beiträge zur Universalgeschichte und vergleichenden Gesellschaftsforschung 9

Eckhardt Fuchs

Henry Thomas Buckle
Geschichtsschreibung
und Positivismus
in England und Deutschland



Leipziger Universitätsverlag

Die Monographie widmet sich den gesellschaftspolitischen, geschichtstheoretischen und -methodologischen Auffassungen des englischen Amateurchistorikers Henry Thomas Buckle (1821-1862), des Hauptvertreters einer positivistischen Geschichtskonzeption. Nach einer historisch-semanticen Analyse des Positivismusbegriffs, die von Auguste Comte ausgeht, wird die Biographie Buckles dargestellt und die englische Geschichtsschreibung im frühviktorianischen England im Überblick skizziert. Im Mittelpunkt des Bandes stehen Buckles Geschichtskonzept, seine Freiheits- und Religionsauffassung, seine Handlungstheorie sowie die wesentlichen theoretischen Kategorien im fragmentarisch gebliebenen Hauptwerk „Geschichte der Zivilisation in England“. Schließlich wird ein Ausblick auf die Entwicklung der englischen Geschichtsschreibung bis zum Ende des 19. Jahrhunderts gegeben.

Der Verfasser zeigt durch seine vergleichende Betrachtung, wie die positivistische Geschichtsauffassung als ein wichtiges Moment bei der Herausbildung einer wissenschaftlichen Geschichtsschreibung in England und Deutschland wirkte.

Bestellungen an Ihre Buchhandlung oder direkt an den

Leipziger Universitätsverlag GmbH
Augustusplatz 10/11
04109 Leipzig
Tel. + FAX 03 41/2 61 99 64 oder 03 41/69 58 81

Aus dem Inhalt

Editorial

Aufsätze

Wolfgang Fach

Geo-Rhythmus

Rainer Koch

„Industriesystem“ oder „bürgerliche Gesellschaft“

André Debüser

Der Staat des Standortes

Annette Ringwald

Gemeinschaft als Produktivkraft.
Gemeinschaftssinn und Modernisierungspolitik in Amerika

Frank Geißler

Der Standort des Risikos

Gernot Borris

Gewerkschaften und Standortdebatte:
Wie weit trägt das „Modell Deutschland“

Hartmut Elsenhans

Die „holländische Krankheit“ – oder: Warum es nicht immer gesund ist, den Gürtel enger zu schnallen

Forum

Manfred Hettling

Hure oder Muse, Beamter oder nicht?

ISSN 0940-3566

ISBN 3-929031-67-1